ÖSTERREICHISCHE MONATSSCHRIFT (HRSG. VON ALXINGER, SCHREYVOGEL, ...

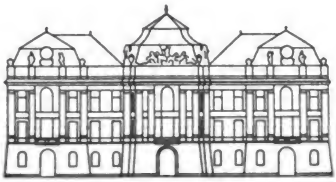
Johann Baptist von Alxinger,
Joseph Schreyvogel, ...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.N.111

26. N. 111.

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

1794.

Zweyter Band.

Aprill, May, Junius.

Wien,

verlegt in der Jos. Camesinaischen Buchhandlung,
und gedruckt bey Fr. Ant. Schrämbl.

1794.

26 N M1
5

K.K. HOFBIBLIOTHEK
WIEN

Digitized by Google

Inhalt

des zweyten Bandes.

1794.

April.

Herausgegeben von Gottlieb Leon.

Seite.

I. Etwas von dem St. Bernhards-Berge in der Schweitz 1
II. Bemerkungen über die geheimen Heilmittel 21
III. Das Problem 47
IV. An Madam Adamberger. Von Alxinger 68
V. Myrtill und der Schmetterling. Von K. J. Fridrich 69
VI. Ferdinand und Madam Weber. Ein kleiner Roman. Von L. Bendavid . . . 71
VII. K. K. Theater 96

May.

Herausgegeben von Joseph von Schwandner.

I. Österreichische Damenstifte. (Beschluß.) 101
II. Ferdinand und Madam Weber. Ein kleiner Roman. (Beschluß.) Von L. Bendavid 120

Digitized by Google

Seite.
III. Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Franz Rabelais 152
IV. Über die grammatiſche Abänderung der Lateiniſchen Wörter in der Deutſchen Sprache. Von J. v. Sonnenfels 185
V. K. K. Theater 192

Junius.

Herausgegeben von Schreyvogel.

I. Ein Wort über den Nachtheil der jetzigen Anarchie in den Meinungen 201
II. Gedanken über die Verbeſſerung der Landwirthſchaft. Von J. v. Schwandner 206
III. Nachricht von einem neu errichteten heimlichen Sitten-Tribunal 218
IV. Über die grammatiſche Abänderung der Lateiniſchen Wörter in der Deutſchen Sprache. (Beſchluß.) Von J. v. Sonnenfels 225
V. Die Republik der Philoſophen 239
VI. Eine Definition und eine Bitte 248
VII. Über die Induſtrie in Vorarlberg. Von J. R. Rohrer 251
VIII. Von der Denkart in den Wälſchen Confinen. Von eben demſelben 257
IX. Nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage 263
X. K. K. Theater 266
XI. Siebzehn Sätze aus einer beliebten Schrift, mit den eigenen Erläuterungen ihres Verfaſſers 284
XII. Schlußrede 296

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

April, 1794.

I.

Etwas von dem St. Bernhards-Berge in der Schweiz.

Diese Blätter, die seit anderthalb Jahren in der Reisebriefstasche desjenigen liegen, der sie zu seinem eigenen Gebrauche auf seinen Wanderungen, bald unter dem friedlichen Dache des Sennen, bald an dem Rande eines Gletschers, manchmahl auch wohl auf einem See zusammen geschrieben hat, waren keinesweges für das Publicum (die lesende Menge; denn es gibt noch so viele andere Arten von Publicum) bestimmt. Mancher, der nach Kenntnissen strebt, und

ein treuer Arbeiter in demjenigen Felde ist, das zu bebauen ihn Neigung, Beruf oder andere Umstände auffordern, spricht deßwegen nicht gleich davon vor der Welt; weil es ihm ungefähr wie Rousseau ergehen könnte, der in einer großen Gesellschaft deßwegen nicht laut reden wollte, weil er glaubte, man könne unmöglich etwas behaupten, ohne bey diesem und jenem zu verstoßen, oder doch denjenigen, die nur immer sich selbst gerne hören, weil sie allein toti teretes atque rotundi zu seyn wähnen, in den Weg zu kommen. Freylich würden unsere Meßkatalogen dünner werden, und es suchten uns weniger Reisende mit ihren Beschreibungen heim, wenn man nur redete, weil man was zu sagen hat. Wer nicht neue Beyträge zum Wahren, Guten und Schönen liefern kann, oder wenigstens durch sein Mitwirken den Sinn und Geschmack für dieses dreyfache Palladium der Humanität schärft und läutert, der mag immerhin für seinen Privatvortheil etwas sehr Einträgliches unternehmen, wenn er die Pressen beschäftigt;

Digitized by Google

aber auf den ehrenvollen Nahmen eines Humanität-Beförderers mag ein solcher nur immer Verzicht thun.

Diese Äußerungen könnten leicht demjenigen, dem diese Blätter aus seiner Reisetasche gezogen wurden, und die er nur wenig mustern konnte, eh' er sie ganz Preis gab, den Verdacht zuziehen, daß er etwa glaubte, selbst zu dem Chor der Auserwählten zu gehören, in denen das Licht der Vernunft etwas heller strahlt, und mit dem er also den andern vorleuchten müsse. Aber auch der bescheidenste Mann läßt ja in der Gesellschaft zuweilen seine Meinung hören, und eben so kann es einem andern einmahl widerfahren, mit seinen Ideen vor das Publicum, die wilde Menge, wie Herder es in einer Anwandlung von Unmuth nennt, gezogen zu werden. Übrigens gehört der Hergeber dieser Blätter, dessen Sünden der Herausgeber verantworten mag, nicht zu den Neulingen, die mit einem Probestück auftreten, und ungeduldig auf eine laute

Stimme aus dem Publicum—die der Recensenten ist oft sehr vorlaut—horchen, um entweder zur Fortsetzung aufgemuntert oder zum Stillschweigen verurtheilt zu werden. Er geht seinen einsamen Weg ruhig fort, und nur selten führt dieser ihn quer über die große Heerstraße, wo er dann sorgfältig allen Zusammenstoß mit denjenigen vermeidet, die nach dem von Ehr- oder irgend einer andern Sucht ausgesteckten Ziele streben und ringen.

Die wenigen Bemerkungen, die auf den folgenden Blättern vorkommen, sind meist naturhistorischen Inhalts; und da die Naturkunde, jetzt wenigstens, zu den Lieblingsbeschäftigungen des Zeitalters gehört, so konnte ihnen ja wohl auch ein Plätzchen in der Österreichischen Monathsschrift eingeräumt werden.

* * *

Im Julius 1792 führte uns Paccard, ein mit dem Wappen des Herzogs von Gloceſter bezeichneter, aber welches mehr werth iſt, durch ſeine Ehrlichkeit, Dienſtfertigkeit und Munterkeit ausgezeichneter Guide aus dem Chamouni-Thale, hinauf zu den höchſten Bewohnern der alten Welt. Wir fühlten aber das Unbequeme des hohen Standortes, zu dem wir uns faſt neun Stunden lang hinauf arbeiteten, auch gar bald. Als wir gegen Mittag von Martinach im Walliſerlande ausritten, ſchwitzten wir auf unſern Mauleſeln ſo gut, als die gekrümmten Schnitter, die um uns her, jetzt ſchon, die gelben Saaten einernteten. Einige Stunden ſpäter nahm mit der organiſirten Schöpfung auch ihre Amme, die Wärme, von uns Abſchied; immer wurde uns auf dem Rücken des St. Bernhards kälter und kälter, und da wir des Abends ſeinen Nacken erreichten, den ſeit langer, langer Zeit ſchon eine breite Schneebinde umgibt, die jeder neue Winter friſch wäſcht, froren wir vollends. Die drey jungen Männer aus Norden, in deren Geſellſchaft der Erzähler ſich befand, von Jugend

auf an Kälte gewöhnt, bey der wir südlicheren Günstlinge der Natur, die aber das Klima durch seinen warmen Mantel verzärtelt hat, wie Pappellaub zittern, würden sich geschämt haben, sich in ihre Mäntel zu hüllen, wenn uns nicht Reaumur mit seinem Wärmemesser gerechtfertiget hätte. Vier Grade unter dem Eispunkte stund das Queckfilber, als wir anlangten, und wenn es für den Gemüthszustand des Menschen auch solche Messer gäbe, Arten von Eythymiometern, ich glaube, für uns würde er damahls bey Muthlosigkeit, dem, was der Engländer low-spirited nennt, gestanden seyn *).

Doch unsere Reise soll ja nicht beschrieben werden, ob es gleich bey den Handgriffen der Schriftstellerey, die heut zu Tage so gäng und gäbe sind, ein Leichtes wäre, eine Beschreibung zu liefern, die nicht weniger Stunden Lectüre kosten sollte, als uns die Reise selbst; wir dürften nur, nach dem Vorbilde des für die Österreicher so unver-

*) Martinach im Walliserlande ist 249 Toisen über der nächsten Meeresfläche, das Hospital auf dem St. Bernhard 1246 Toisen. Aus den bloßen Angaben dieser Höhen und ihrer Differenz läßt sich schon obenhin der große Unterschied der Temperatur erwarten.

Digitized by Google

geßlichen Reisebeschreibers, Beschreibungen und Abbildungen von den Sätteln unserer Maulthiere liefern, uns über die Unbiegsamkeit ihrer Speck- und Hirschhälse, oder die Gefühllosigkeit ihrer Laden *) beschweren; die natürliche Mechanik anrühmen, mit der sie durch kleine Zickzacks den steilen Abhang der langen schiefen Fläche, auf welcher sie hinan klimmen, sich erleichtern u. s. w.; aber diese Sachen sind uns hier nicht wichtig genug, da wir keine Bücher machen wollen, noch weniger sie selbst verlegen können.

Die nächste Veranlassung, die Bleyfeder wieder zur Hand zu nehmen, nachdem unsere Saumthiere in den Stall und wir Star-

*) Lesern, die keine Reiter sind, dient zur Nachricht, daß man unter Laden bey Pferden und ihren Verwandten den Theil der Kinnlade versteht, der zwischen den Hacken und Backzähnen ist, auf welchen das Mundstück und durch dieses der Wille des Reiters wirkt. Es geht uns bey dieser grundgelehrten Anmerkung keineswegs wie gewissen tiefsinnigen Sprachforschern, die, so scheint es wenigstens, Oden zu ihren Noten machen. Wir haben hier nur nach der ganz schlichten und gemeinen Weise eine Anmerkung zum Text gemacht, weil im Vortrage gerade ein Wort vorkam, an dessen allgemeiner Verständlichkeit man zweifelte.

Digitized by Google

rende an einen großen Feuerherd gebracht wurden, waren die großen Hunde im Kloster, von denen ich mir schon einige Jahre früher etwas angemerkt hatte, was mir interessant war. In einer Schrift, mit dem Titel: Klugheit und Thorheit unseres Zeitalters. Leipzig, 1789. 8vo. befindet sich folgende Stelle:

„Der Hund, der von den Mönchen auf dem St. Bernhards-Berge und den hohen Schneealpen im Winter, wenn tiefer Schnee fiel, mit Lebensmitteln im Korbe auf Kundschaft ausging, die verirrten Wanderer aufsuchte, sie aus dem Korbe sich laben ließ, und den Weg nach dem Kloster geleitete, sein eigenes Leben so oft wagte, verdiente ehe an den Wänden der Klöster und Hallen als ein Bild der Hülfe und Rettung gemahlt zu werden, als die so fabelhaften Heiligen; und diese Mönche verdienen gewiß den Dank der Menschen, einen solchen Hund zum Menschenretter gebildet zu haben. Diesen Hund, der so viele Menschen rettete, tödtete ein Mensch."

Es ist unglaublich, wie unwahr oft Dinge vorgestellt werden, zu deren Prüfung nichts als einfache vernünftige Nachfrage erfordert wird. Was ist völlig wahr, was wissen

Digitized by Google

wir wohl mit Gewißheit, ohne alle Furcht des Gegentheils oder Besorgniß des Andersseyns, wenn selbst solche Dinge, die gleichzeitig mit uns da sind, von Zeitgenossen bewahrheitet, und durch den Anblick selbst erkannt werden können, mit einer solchen Zuversicht und Untrüglichkeit erzählt werden können; aber dennoch falsch sind! Leider, gibt es selbst in denjenigen Kenntnissen, welche die Menschen ihre sichersten und erhabensten nennen, immer nur eine Annäherung zur Wahrheit, bey der es auch die Scharfsinnigsten nur auf einige wenige Decimalen bringen; der große Haufe fehlt gewöhnlich schon in der Charakteristik.

Spötter werden vielleicht über die Ernsthaftigkeit lächeln, mit der wir hier, veranlaßt durch die Hunde der Augustinermönche auf dem St. Bernhard, über die Trüglichkeit des menschlichen Wissens klagen. Aber da sicher jeder Irrthum, wenigstens in seinen Folgen, sehr oft unmittelbar nachtheilig oder gar schädlich wird; so ist es immer besser, etwas lieber gar nicht, als unrecht zu wissen.

Wie es mit dieser entstellten Geschichte sich verhalte, der, wie allen Fabeln, etwas Wahres zum Grunde liegt, wollen wir sogleich erzählen, wenn zuvor ein Paar Wor-

Digitized by Google

te über den Berg selbst gesagt sind. Wir setzen voraus, daß man wisse, wo eigentlich der St. Bernhard zu suchen sey *), daß über ihn aus dem Walliserlande der Weg ins Piemontesische, und insbesondere die Valle d'Aosta führe, und daß die Augustinermönche fast ganz oben auf dem Berge, zum Behuf der Reisenden, die sie da unentgeltlich beherbergen, ein Hospital haben. Es übernachten hier jährlich an die 25—30000 Menschen, weil man sich das ganze Jahr hindurch auf diesen Weg wagt. Hier ist nun ewiger Winter, dessen Alter eine spielende Einbildungskraft fast eben so aus den abwechselnden Schneeschichten erra-

*) Erst kürzlich hat die notorische Unwissenheit der Franzosen in der Geographie (S. Voyage dans les Départemens de la France) diesen Berg aus dem Walliserlande nach Graubünden versetzt; denn der Rhein soll auf ihm entspringen. Man rühmt von diesem Fleuve républicain: (er ist es nur so lange und dort, wo er noch nicht sehr wasserreich ist,) „Que la tombe de Tell est son urne sacrée." Aber Wilhelm Tells Kapelle ist bekanntlich an dem Vierwaldstädtersee, und der Rhein fließt östlich von diesem vorbey, und ergießt sich in den viel nördlicheren Kostnitzersee. Doch wozu diese Zurechtweisungen? Genien ist es erlaubt, hundert Dinge nicht zu wissen, die man von jedem Schulknaben fordern kann.

Digitized by Google

then könnte, als man es mit den Holzringen an den Baumstämmen versucht. Durch diesen Winter im Raume reisen Leute im Zeitwinter, und—was sind es für Reisende? Meist Arme, deren Loos es ist, stets und überall das Gute entbehren und das Böse ertragen zu müssen! Leider geht es im Moralischen wie im Physischen: die Last drückt immer nach der niedern Seite am stärksten, und will immer dort aufliegen.—Jeder nachdenkende Mann von Gefühl wird, wenn er dieses Grönländische Klima unter dem 46 Gr. nördlicher Breite besucht, den rühmlichen Eifer der wohlthätigen Geistlichen mit Dank erkennen, und sich freuen, daß man doch noch zuweilen Gelegenheit finde, eine Ausnahme zu machen von dem Bekannten:

Tantum religio potuit suadere malorum!

Die schmalen krummen Fußsteige, die zuweilen mit Gewalt den unwegsamen Felsen (diesen hervor stehenden Knochen der Mutter Erde) eingehauen werden mußten, bedeckt in den Herbst- und Wintermonathen von einem halben Tage zum andern neuer Schnee, und in den Nebeln, die besonders Abends plötzlich einfallen, verirrt sich der einsame starrende Wanderer leicht; man muß-

te also auf Mittel denken, den Verirrten und Verunglückten zu Hülfe zu kommen. Dieß geschieht hier mittelst der Hunde. Diese Thiere, denen, mit allem Fug und Recht, der Vater der neuern Naturgeschichte, Linné, den Ehrennahmen Familiaris beygelegt hat, weil sie uns nicht nur auf Reisen um die Welt so gut als auf Spatziergängen begleiten, und mannigfaltigen Nutzen Jägern, Hirten, Schäfern, Metzgern und Landwirthen bringen—so ausgeartet, krüppelhaft und unnütz auch immer die Schooßhunde der Damen seyn mögen—diese Thiere sind es, die hier nicht Trüffel aus der Erde, sondern Menschen, durch Kälte, Hunger und einfallende Nacht gefährdete Menschen aufsuchen helfen, zuweilen aus dem Schnee scharren, und während ihr Herr, der Oberknecht aus dem Kloster, bey dem Gefundenen bleibt, allein zurück eilen, und dort in der großen Gesindestube durch Winseln und Wedeln zu verstehen geben, daß man ihnen folgen solle.*) Sie kommen mit mehreren Menschen

*) Die philosophischen Naturforscher, die, wie Reimarus über die Thiere nachdenken, erinnere ich hier im Vorbeygehen an den Hund, dessen Doct. Beattie erwähnt. S. Götting. Taschenbuch 1784. S. 58.

Digitized by Google

zurück, die dann ihre Kräfte vereinigen, um den Verunglückten zu retten. So verhält es sich mit der ganzen Sache. Der Knecht nimmt Käse, Brod und Wein zur Labung für die Verunglückten mit; aber nicht schickt man die Hunde mit Körben allein aus, um sie den Hungrigen und Durstigen entgegen zu tragen. Bey aller meiner guten Meinung von den Hunden, die zu den allermerkwürdigsten unter den Stummen im Lande, wie ein berühmter Deutscher Schriftsteller die Thiere so treffend nennt, gehören, glaub' ich dennoch, daß sie viel ehe ihre Genäschigkeit, von der man sie einmahl nicht lossprechen kann, befriedigen, als die Absichten ihrer Aussender erfüllen würden.

Daß ein Mensch einen dieser Hunde todt geschlagen habe, das hat der oben angeführte Schriftsteller wahrscheinlich der Rührung wegen hinzu gedichtet; denn keiner der Patern wußte etwas davon. Die Nachfrage befremdete sogar Herrn d' Allève, den Ökonomen des Klosters, einen sehr verständigen und muntern Mann. Diesem wackern Geistlichen hab' ich angenehme und lehrreiche Stunden zu verdanken. Sein Andenken wird mir in jeder Pflanze, die ich aus seinem Alpenherbario erhalten habe, immer fortblühen! Eben dieser Mann sagte mir, daß ih-

Digitized by Google

re vorzügliche Hunde-Race seit etwa funfzehn Jahren ausgestorben sey, daß man aber mit der jetzigen auch zufrieden seyn könne. Sie gehört zu der Abart Molossus. Dankbar liebkosten und streichelten wir Dragon, den jetzigen Liebling des Klosters,*) der schon manchen guten Dienst geleistet hat, ohne eben zu einem Menschenretter gebildet worden zu seyn.

Noch ein Paar Seltenheiten wollen wir uns von dem St. Bernhard anmerken, ehe wir ihn wieder verlassen und uns unter die Bewohner der unteren Erdfläche verlieren.

Hier auf diesen hohen Alpen, in dieser großen Werkstatt der Natur, wo sich ihre

*) In Genf sah ich die Exuvias des berühmten Hundes, den Bourrit, sein Herr, dem Grafen Büffon ehemahls in Paris aufgeführt hat. Diesem Herrn Bourrit, dessen Schriften allen bekannt seyn werden, die sich um Bücher bekümmern, und in der Französischen Schweiz gewesen sind, geht es in seinen Werken, wie in der Kirche, an der er Cantor ist. Er stimmt immer um einige Töne höher an. In der Kirche kann das sein Gutes haben, vielleicht kommt die Gemeinde dadurch leichter in den rechten Ton; aber bey dem Lesen seiner Schriften können Unkundige dadurch manchmahl irre geführt werden.

Digitized by Google

rohen Stoffe chaotisch vorfinden, wo nur selten ein einsamer Vogel verweilt, und mühsam das Veilchen oder eine Gentiane sich an dem dünnen Erdanflug festhält, *) ist die Luft so kalt und trocken, daß keine Fäulung auf die gewöhnliche Weise entstehen kann. Todte organische Körper werden hier verhältnißmäßig eben so langsam aufgelöst, und in ihre Bestandtheile zerlegt, als die Granitfelsen, an welchen die Elemente Tausende von Jahren hindurch nagen, ehe sie wieder verwittern. Die Todten werden daher hier in eine gemauerte Kammer, nicht weit vom Kloster, gleichsam zum Memento mori, neben und auf einander geschichtet; und wer Mumien sehen will, der kann sich die Reise nach Ägypten ersparen: er wird sie hier

*) Das Schneehühnchen (Tetrao lagopus L.) trifft man, bis nahe an das Kloster hin, an: es befindet sich da unter den Alprosen gut, weil es sich von ihren Knospen nährt. Die Viola calcarata, Soldanella alpina, Gentiana pumila u. s. w. sind liebe willkommene Bekanntschaften, die der botanische Wanderer hier entweder macht, oder erneuert. Oft wird man zu Rousseaus ecstatischem Ausruf hingerissen: Ha la pervenche! auch wenn keine süßen Bilder der Phantasie, wie Nektartropfen, diese zarten Kinder der Flora umschweben.

Digitized by Google

finden. Begraben kann man hier oben nicht, weil man mit dem Grabscheid gleich auf das todte Liegende, die Felsenmassen, stoßt. Kalter Schauer durchbebt das Innere, und die Phantasie hüllt sich in einen Trauerflor, wenn man an dem Fenstergitter dieses großen überirdischen Grabes verweilt. Die jüngsten dieser Todten sind wegen der größeren Kenntlichkeit der Gesichtszüge widriger als die andern, an denen das allgemeinste der Auflösungsmittel, die Luft, die flüchtigen und flüssigen Theile schon aufgelöst, und die weichen mehr ausgetrocknet hat. Die Verwesung hat hier nicht ihren gewöhnlichen Begleiter, den Gestank. Das Übriggebliebene, gewisser Maßen das Caput mortuum dieser Todten, ist Skelett mit Haut umgeben.

Aus dieser Höhle ruft es mit dumpfer Stimme zu:

Tel que tu es je fus,
Tel que je suis tu sera,
Prépare-toi!

Für solche, die, was sie denken sollen, immer erst lesen müssen, sollte man diese Inschrift über den Eingang setzen; denn man hat hier seinen künftigen Zustand (wenn das anders noch Zustand heißen kann) vor Augen; und was diese getreuen Zubringer

Digitized by Google

der Seele ihr darstellen, das drückt sich tiefer ein, und bleibt länger gegenwärtig.

Das andere, worauf ich Leser, in deren Geschmack diese kurzen Nachrichten abgefaßt sind, — die andern werden, wie ich wünsche, diese Blätter gleich im Anfange überhüpft haben, — aufmerksam machen will, ist der rothe Schnee: ein physikalisches Problem! Es ist nicht etwa ein Wortspiel, wie wir denn eine sehr sinnreich seyn sollende Dissertation: de nive non candida sed nigra aufzuweisen haben, sondern man findet wirklich stellenweise hier, wie auf andern Schweizer-Alpen, rothen Schnee, von dem es aber nicht ausgemacht ist, ob er meteorisch sey, oder ob seine Entstehung den begleitenden Umständen irgend einer Insektenverwandlung, oder einem röthlichen Blüthenstaube, der aus den untern Regionen herauf gestoben worden ist, zugeschrieben werden müsse. Sauſſüre, dem wir die gründlichsten, ausführlichsten und angenehmsten Kenntnisse von den Alpen verdanken, wagt es nicht, über diese Anomalie zu entscheiden. Vielleicht hat aber dieser unermüdliche Forscher unterdessen neue Beobachtungen angestellt, von denen sich mehr Aufschluß erwarten läßt. Das Monument dieses großen Mannes (und er wäre in den Augen seiner

Wissenschafts-Verwandten es noch unbezweifelter, wenn er selbst es weniger glaubte) ist der Mont-Blanc. Zwey tausend, vierhundert funfzig Toisen ragt dieses Monumentum aere perennius über die Erdfläche empor. Er, der zuerst*) diesen Olymp der Geologen bereiset hat, brachte uns von dort oben neue Naturoffenbarungen mit. Wer Ruf hat, sie kennen zu lernen, der studire in der Alpenbibel, in Saussüre's Werken.

Es sey uns gegönnt, auch mit (um denjenigen einen guten Geruch zu hinterlassen, die bey manchen Stellen die Nase könnten gerümpft haben) ein Wörtchen zu Gunsten einer sehr gemeinen, aber sehr wohlriechenden Pflanze anzubringen. Es ist wahr, sie hat sehr viel gegen sich; denn sie ist einheimisch und allgemein bekannt; es wird also schwer seyn, ihr Credit zu verschaffen und sie zum absichtlichen Anbau in unsern Gärten mit Erfolg zu empfehlen. Wir meinen die gewöhnliche Gartenbohne (Vicia Faba

*) Zuerst erstiegen haben ihn ein Paar andere kühne Männer; aber der ihn zuerst bereist hat, ist Saussüre. Es geht hier oben gerade wie bey uns unten. Wer ein Land befahrt, der bereist es deßwegen noch nicht.

Digitized by Google

L.). Der Geruch der entblühten Bohnen ist so über alle Beschreibung lieblich, übertrifft bey weitem alles, alles, was je die privilegirten Geruchmischer in Italien und Frankreich *) für Toiletten geliefert haben, so sehr, daß, wenn die Verwunderung in unsern Zeiten noch erlaubt wäre, man sich wirklich wundern müßte, wie bisher nur auf entfernten Feldern hie und da ein Stück Land, bloß von Ökonomen, mit Bohnen bepflanzt worden sey, und wie es möglich war, daß unsere grellen Tulpen, die stinkenden Sammtblumen und die unbedeutenden Balsaminen ihr den Eingang in unsere Gärten versperren konnten. Freylich fällt die Schönheit unserer Gartenbohnen nicht in die Augen, die Natur hat sie sogar, womit sie sonst den Schmuck der Blüthen sehr verschont, mit einem schwarzen Fleckchen bezeichnet; aber laßt uns demungeachtet sie aufnehmen und ihr einige Beeten in unsern Parks einräumen. Noch leben die Menschen, bey deren Gedenken die süße Resede in unsere Gärten eingeführt wurde; seit einigen Jahren hat das aromatische Heliotropium, das die Layen der Geruchsähnlichkeit wegen Vanil-

*) Ehemahls hieß nur eine einzige Französische Provinz, die Provence: la gueuse parfumée.

lenblume nennen, das Bürgerrecht erhalten; und wenn wir etwas dazu beytragen sollten, daß in Zukunft auch die Bohnenblüthen häufiger den Geruch der am Abend in Gärten und Parks Lustwandelnden erquicken, so glaubten wir wenigstens etwas eben so verdienstliches gethan zu haben, als jener Grieche, der seine Landsleute die Kunst lehrte, Wasser mit Wein zu mischen, ohne deßwegen, wie er, eine Ehrensäule zu erwarten.

Denjenigen, die mit diesem Aufsatze es etwa machen könnten, wie mit Büchern, bey denen sie sich nur um Titel und Register, nicht aber um das, was zwischen beyden steht, bekümmern, dient zur Nachricht, daß wir unter der Rubrik: St. Bernhardsberg, nicht alles zusammen gerafft haben, was wir habhaft werden konnten. Wir wären nimmermehr auf die Gartenbohnen verfallen, wenn nicht ein kleines Dörfchen Aléve, dicht am Wege nach dem St. Bernhard hinauf, mit seinen Bohnenfeldern unsere Aufmerksamkeit darauf geleitet hätte.

* i *.

II.

Bemerkungen

über die geheimen Heilmittel.

Heu, quas non nugas, quae non miracula fingunt,
Ut vulgus fallant, optataque praemia carpant!—
Hoc fuge! pestis enim nulla hac immanior.

MARCELL. PALING.

Le mystère excite l'enthousiasme, et entretient la crédulité du peuple. Il produit l'incertitude dans l'application d'un moyen qu'on ne connoît pas parfaitement.

La société Royale de Médecine à Paris.

Die mit jedem Tage zunehmende Menge von prahlenden Anzeigen und von so unverschämten auf manchfaltige Art eingekleideten Lobsprüchen geheimer Heilmittel zeugt weniger vom Fortgange der Heilkunde, als der Marktschreyerey.

Im Allgemeinen ist zwar von den Nachtheilen der mediciniſchen Scharlatanerie, wie mich dünkt, der ungleich größte Theil von gebildeten Menschen überzeugt. Von dieſer Überzeugung leite ich die vielen von Men-

Digitized by Google

schenfreunden mit Nachdruck dawider geäußerten Gründe, die vielen, wenn auch bis jetzt nicht ganz zureichenden Maßregeln und in aufgeklärten Ländern öffentlich dagegen getroffenen Anstalten ab.

Leider aber, daß dennoch noch heut zu Tage so mancher Stiefsohn Äskulaps als ein schändlicher Überläufer die wohlthätigste der Künste verräth, und durch betrügerische Gaukeleyen seine Mitbrüder entehrt! Männer dieser Art verdienen in doppeltem Betrachte die Ahndung der Gesetze, als Schänder der Arzeneykunde, deren zweckmäßige Ausübung dem Staate so wesentliche Vortheile gewähret, und als Betrüger, Verletzer oder Mörder der Menschen.

Das gefährliche Trugwerk großsprecherischer Lebenspanaceen scheint selbst von manchen Landesregierungen und medicinischen Collegien oder so genannten Facultäten bis jetzt noch nicht ganz aus dem echten Gesichtspunkte betrachtet zu werden. Sonst ließe es sich nicht begreifen, wie man diesem nachtheiligen Unfug gleichgiltig zusehen, ja ihn wohl gar in gewissen Gegenden begünstigen, mit Privilegien, mit ausschließlichen Vorrechten und Vorzügen aufmuntern, und solchergestalt eine grobe Empyrie und einen bösartigen Köhlerglauben auf bedenkliche Spe-

Digitized by Google

cifica befördern könnte, welche von der wahren, auf richtige Beobachtungen und auf reine Vernunft gegründeten Arzeneywissenschaft himmelweit entfernt sind.

Diese letztere hat zu ihrer Charakteristik und zu ihrem Hauptmittel die Einfachheit als Siegel der Wahrheit, wogegen jene bombastischen Arkane größten Theils aus zahllosen Bestandtheilen zusammen gestoppelt, und mit Körpern aus allen drey Reichen der Natur, aus allen Welttheilen in einer Receptlitaney überfüllt sind.

Die wahre Arzeneykunst richtet sich immer nach den mit größter Aufmerksamkeit beobachteten einzelnen Umständen, und findet nur sehr selten den Fall, eben dasselbe Heilmittel wider verschiedene Krankheiten oder bey verschiedenen Leibesbeschaffenheiten nützlich anwenden zu können. Sie gründet jederzeit ihre Vorschriften auf die genaueste Erkenntniß des gegenwärtigen Zustandes, und dieß allemal mit Überlegung und nach vorausgeschickter Prüfung, mit vergleichender Übersicht alles Erforderlichen. Sie folgt den Winken ihrer Mutter Natur und der wiederhohlten Erfahrung, welche auf dem Probiersteine der Vernunft die Probe ausgehalten hat.

Das Widerspiel von allem diesen thut

die Quackſalberey mit ihren Univerſalmitteln. Dieſe leiſten meiſtens, nach den zuverſichtlichen Verheißungen ihrer Erfinder und Beförderer zu urtheilen, in ſehr vielen, ja oft in entgegengeſetzten Krankheiten unfehlbare Dienſte. Man darf bey ihrem Gebrauche, laut der gewöhnlich beygefügten Erklärung, weder auf die Leibesbeſchaffenheit des Kranken, noch auf die epidemiſche Conſtitution, weder auf die Urſache, noch auf den Zeitraum des Übels und am wenigſten auf die übrigen einzelnen Umſtände kleingeiſteriſch Acht haben. Honny soit, wer an ihrer zuverläſſigen Wirkſamkeit zweifelt, wenn auch der gemeinſte Menſchenverſtand unſinnige Widerſprüche darin findet! Die Erfahrung, heißt es, bleibt der Vernunft auf immer unerklärbar, auch zu Zeiten entgegen geſetzt, und hiemit muß ſich die arme Vernunft gefangen geben.

Quackſalber von der feineren Art haben ſich mitunter des Kunſtgriffs bedient, die ſo genannte philoſophiſche von der feinen und groben Scharlatanerie zu unterſcheiden. Wer ſich näher überzeugen will, was er von ſolchen Diſtinctionen zu halten habe, dem empfehle ich Starks Werk [1]) über

1) Verſuch einer wahren und falſchen Poli-

diesen Gegenstand. Er wird darin bis auf die feinsten Nüanzen treue Schilderungen aller Gattungen von mediciniſchen Sophiſten finden. Zum Überflusse kann man die Herren dieſes Gelichters auch an den Urbildern unſerer Zeit praktiſch ſtudiren, z. B. an Grahams himmliſchem Bette [2]), an Senftels und Branka's Muttergotteskuchen [3]), an Meſmers magnetiſchen Wundercuren [4]), an Michel Schuppach, Hornſchuh, Menadie [5]) u. ſ. w.

---

tik der Ärzte, u. ſ. w. Jena 1785. Es gibt nähmlich einige Ärzte, welche behaupten, daß die philoſophiſche und zum Theile auch die feine Quackſalberey zu dulden ſey. Ihr Hauptbeweggrund iſt das berüchtigte „die Welt will betrogen werden, alſo....“ Ich für meinen Theil halte es lieber mit dem Ciceroniſchen carus Plato, cara patria... carissima veritas.

2) Baldingers medicin. Journal, I. B. 1. u. 2. St. Archenholzens England und Italien, 1. Th.

3) Frizens medicin. Annalen, I. B.

4) Weikards vermiſchte Schriften, II. St. Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du Magnetisme animal, Paris 1784. Hells neueſte Nachrichten von den mittelſt des Magnetismus geſchehen ſeyn ſollenden Curen. Meßmers Geſchichte des Magnetism. Hoffmann u. ſ. w.

5) Gruners Almanach für Ärzte und Nichtärzte, Jena 1782. 1783. 1784. u. f.

Digitized by Google

Bey der großen Anzahl solcher medicinischen Afterlehrer und ihrer unwissenden Anhänger vermögen nur ernstliche und im Verhältniß zur Stufe und zur Ausbreitung des Übels, welches die Salbaderey stiftet, strenge Ahndungen allein diesem Unwesen Einhalt zu thun, und künftige Cagliostros und ihr servum imitatorum pecus von dem Abwege wegzuscheuchen. Die Handhaber der Gesetze sind zu einem schärferen Verfahren, weil alle andern Hülfsmittel bis jetzt in der Ausübung fruchtlos geblieben sind, Amts wegen verpflichtet; denn die wenigsten Menschen, selbst unter den gebildetern Klassen, sind an und für sich fähig, das wahre Verdienst und echte Kenntnisse von der Larve und von dem geschwätzigen Trugscheine zu unterscheiden. Der gemeine Mann muß sich zu sehr mit mühsamen Erwerbsgeschäften und mit ununterbrochenen Nahrungssorgen abgeben, als daß er seinen Scharfsinn genug ausbilden könnte, um das wissenschaftliche Blendwerk nicht oft mit bescheidener Weisheit zu verwechseln. Der Pöbel erhält ohnehin nur dunkle oder wohl gar keine Begriffe von dem Werthe und den Bedingungen seines Lebens. Leichtgläubigkeit und eine Handvoll Vorurtheile sind gewöhnlich sein Erbtheil. Der Mensch überhaupt wird durch seine ihm

angeborne Ungeduld in Schmerzen und Ungemächlichkeiten, durch seine Begierde, so geschwind als möglich wieder der Wonne des Wohlseyns zu genießen, durch seinen eigenthümlichen Hang nach allem Außerordentlichen, Glänzenden, Geheimen und Leichterreichbaren, ja, ich möchte sagen, auch durch den Geist unsrer Zeiten nur zu sehr gestimmt, der Quacksalberey ihr Spiel zu erleichtern. So lange also diese Klippe nicht mit Gewalt aus dem Wege geräumt wird, so lange werden auch die Menschen daran scheitern.

Wenn ich übrigens aus innigster Überzeugung wider den Mißbrauch der mystischen und Universalmittel eifere, so bin ich weit entfernt, jedem geheimen Arkan ohne alle Ausnahme seine Wirksamkeit abzusprechen. Ich weiß aus der Geschichte der Arzeneykunde daß, viele von den gegenwärtigen kräftigsten Arzeneyen unserer Apotheken einst und zwar lange Zeit hindurch als Geheimnisse verkauft wurden, bevor sie durch menschenfreundliche Bemühungen öffentlich bekannt gemacht worden sind. Ich bin aber auch überzeugt, daß sie in ihrem Zustande der Dunkelheit, so lange sie als Halbuniversalmittel allgemein gebraucht wurden, ohne Vergleich mehr Unheil anrichteten, als sie Gutes wirkten, und

daß sie kaum je im Stande seyn werden, die der Menschheit in Geheim zugefügten Übel zu ersetzen. Man erinnere sich z. B. nur der verschiedenen geheimnißvollen Theriake, der Spießglanz- und Queckſilber-Zubereitungen, wider deren orakelmäßige Heiligkeit Clerk, Freind, Gui-Patin u. a. sich mit lobenswerthem Eifer so laut erklärt haben.

Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, welche die Arkanenkrämerey ungeachtet aller Warnungen unbedingt in ihren Schutz nehmen, ihre Aufmerksamkeit nur einiger Maßen auf die Kniffe richteten, welchen dieses Handwerk sein Aufkommen vorzüglich verdankt. Bey jeder zufälligen glücklichen Heilung irgend einer Krankheit werden günstige Zeugnisse erbettelt, erschlichen, erzwungen. Es fehlt nicht an gutherzigen Ärzten, welche aus verschiedenen— — — Beweggründen solchen Specifikhändlern durch ihr Ansehen schriftlich und mündlich unter die Arme greifen. Mit solchen Zeugnissen ausgerüstet, treibt man das verderblichste Unwesen weit und breit im Lande, und verheimlicht auf das sorgfältigste die zahllosen Mordthaten, welche bey Idioten solcher Art und ihren Mäklern, wie sich leicht erachten läßt, unvermeidlich sind. Man bedient sich

überdieß des Mittels, täuschende vielversprechende Anzeigen in allgemein verbreitete Volksbücher einschalten zu lassen. Man wird wenige Kalender und kaum eine Zeitung finden, wo nicht hin und wieder eine solche Lockspeise für Leichtgläubige vorkäme, die sich verleiten lassen, ihr Vermögen oder ihre Gesundheit irgend einem Quacksalber in seine Mausfalle zu spielen. [6]) Das Schlimmste hiebey ist, daß der gemeine Mann gewöhnlich alles, was gedruckt ist, für bare Münze und reine Wahrheit nimmt, und zum Theile ist er auch hiezu berechtigt; denn wie darf er argwöhnen, daß die Landes-

6) Malgré l'observation journalière, qui constate que tous ces prétendus spécifiques tombent bientôt dans l'oubli et le mépris, on s'en sert. On vous offre publiquement une méthode douce, aimable, sûre, qui guérit d'une manière prompte, paisible, radicale: l'imprudent peuple s'accoutûme à croire que le danger est moins sûr que le remède. Mais la douleur ne l'avertit que trop tôt, combien il faut douter de l'impuissance et de l'inefficacité de toutes ces trompeuses équivoques.—Partout des annonces séduisantes remplissent nos mains: on n' entend parler, on ne lit dans les papiers publiques que de spécifiques décorés de belles épithètes. Leider ist dieß auch in Deutschland der Fall.

regierung niedrigen Plusmachern erlauben würde, seiner beschränkten Einsicht in Gesundheitssachen öffentlich Fallstricke zu legen?

Außerdem muß man wohl in Erwägung ziehen, daß die so genannten unfehlbaren Specifica größten Theils wider solche Krankheiten gerichtet sind, von deren Beschaffenheit man aus der Erfahrung weiß, daß die Arzeneykunde so oft durch lange Zeit und mit größter Verwendung ihre Waffen dagegen vergebens abnützt. Solche sind das Zipperlein, die Schwindsucht, die Nervenübel, die Lustseuche u. s. w: langwierige Plagen vernünftiger Ärzte, und ein auf gut Glück gewähltes Marktschreyermittel soll sie gleichsam spielend heben können?

Einen anderen wichtigen Artikel in der Arkanenkunde machen auch jene erwünschten Arzeneyen aus, welche unsern Lüsten und Schwachheiten Genüge zu verschaffen verheißen, als aphrodisiaca und cosmetica.[7]) Wie geschmeidig ist da nicht der Trug, um unsern Wünschen zuvor zu kommen, um unsre bey vernünftiger, aber langsamer Behandlung einer Gebrechlichkeit ermüdende Geduld durch ein schnelles Wunder zu über-

7) Zur Begattung reitzende und Verschönerungsmittel.

raschen! Solche Anlässe erhöhen die Gefahr der geheimen Heilmittel der Scharlatane auch in Rücksicht auf bemittelte und auf die höheren Stände.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß dergleichen Arkane, bevor man ihnen einen öffentlichen Vorzug einräumt, kraft dessen sie im Lande verkauft werden dürfen, geprüft zu werden pflegen. Hierauf antworte ich aber, daß man nach der bisherigen, beynahe allgemein eingeführten Art, sie zu untersuchen, die wenigsten davon genau und zuversichtlich kennt. Man begnügt sich größten Theils dabey mit einer wahrscheinlichen Muthmaßung. Ich weiß nicht, ob dieß aus mißverstandener Schonung oder aus Furcht, das Marktschreyergenie vielleicht durch eine zu strenge Untersuchung in seinem Handwerke zu stören, oder aus Ängstlichkeit, den fruchtbaren Erfindungsgeist der Quacksalberey etwa abzuschrecken, geschieht. Gewiß aber ist es, daß man bey den wenigsten Arkanen bis jetzt das wahre Verhältniß ihrer Bestandtheile, die Bestandtheile selbst, und die Art ihrer Zusammensetzung kennt. Die einzigen Frankreicher fordern meines Wissens hierin seit wenigen Jahren die strengste Rechenschaft, nachdem sie mit Gutheißung

der Regierung alle vorige Erkenntnisse darüber verworfen haben. [8])

Diese mangelhafte oberflächliche Kenntniß der allgemein verkaufbaren Arkane selbst bey jenen, welche ihnen den Stempel des freyen Verkaufs aufdrücken, veranlaßt wesentliche Übel; denn eben aus diesem Grunde können bey ihrem Gebrauche keine richtigen Maßregeln an die Hand gegeben werden. Es können nicht alle Umstände, in welchen sie vielleicht Nutzen schaffen, nicht ihre eigentliche Gabe, nicht die Art ihres Gebrauches genau bestimmt werden; und so können sich oft etwas stärkere Arzeneyen in den Händen ungeübter und nicht ganz aufmerksamer Ärzte in bösartige Gifte verwandeln. Was kann vollends bey dem unerfahrnen Pöbel der Erfolg seyn, welcher solche Heilmittel, durch das übertriebene Anpreisen der Geheimnißkrämer verführt, ohne Wissen des Arztes gebraucht?

Aus Mangel einer richtigen chemischen Überzeugung können außerdem auch solche Arkane, welche nach dem Zeugniß glaubwürdiger und aufgeklärter Ärzte zuweilen gute Wirkungen hervor gebracht haben, der

3) Mémoires de la société Royale de Médecine etc. pour l' année 1778. Paris 1780. II. Vol.

Digitized by Google

der Menschheit unheilbare Übel zufügen. Dieß ist vorzüglich bey den heroischen geheimen Mitteln der Fall, deren Menge man bey der jetzigen Ausübung der Arzeneykunde nichts weniger als beschränkt annehmen darf. Sie sind im Gegentheil heut zu Tage nur allzu häufig, wozu besonders in den Österreichischen Staaten die kühnere und thätigere Anwendung der Heilkunde Anlaß gab, die in dem Wiedergebrauch halbgiftiger oder doch gefahrvoller Arzeneyen stets weniger bedenklich zu werden scheint.

Die Folgen von zu weit getriebener medicinischer Furchtlosigkeit, welche der vortreffliche de Haen mit so vielem Scharfsinne vorsah, und mit eben so vielem Eifer, aber vergebens, abzuwenden sich bemühte, zeigen sich wirklich dem aufmerksamen Beobachter täglich nachdrücklicher, und es läßt sich kaum zweifeln, daß sie an der Sterblichkeit zu Wien, welche seit einiger Zeit verhältnißmäßig die Mortalität in allen übrigen Hauptstädten beyspiellos übertrifft, einen beträchtlichen Antheil hat. Man sollte glauben, wir lebten in jenem Zeitpunkte, von welchem Plinius menschenfreundlich klagte: Adeo nullus experiendi finis fuit, ut cogerentur etiam venena prod-

esse.— —Per mortes experimenta fecere etc. [9])

Wenn man nun die Idee dieser bey ordentlichen Ärzten doch immer durch mehrere oder mindere Klugheit beschränkten kühnen Procedüren auf die meistens unwissenden Verbreiter geheimer Heilmittel ausdehnt, so läßt sich bey der oberflächlichen Prüfung der meisten Arkane nach Franks auf Erfahrung gegründeter Muthmaßung [10]) in der That besorgen, „daß von unvorsichtigen Ärzten mehr Menschen durch Unwissenheit, Kühnheit und Mangel an Übung zu Grunde gerichtet, und im eigentlichen Verstande vergiftet werden, als, überhaupt genommen, aus bösen Absichten in jedem gemeinen Wesen getödtet werden." Wer die ungeheure Anzahl dieser geduldeten Mordthaten in Gedanken berechnet, wird die zu Montpellier [11]) vor Zeiten üblich gewesene Strafe, Marktschreyer und Scharlatane aller Art auf einem Esel unter dem öffentlichen Hohngelächter herum zu führen, u.s.w. eben nicht zu grausam finden. Hat doch Plato (Lib. XI.) sogar gegen befugte Ärzte ein viel strenge-

9) Histor. natural. Lib. XXV. cap. 4.

10) System der medicinischen Polizey, IV. Th. S. 443. Manheim 1788.

11) Avis au peuple etc.

Digitized by Google

res Gesetz eingeführt. „Wenn ein Arzt mit Gift Versuche machte, und, wenn auch ohne alle böse Absicht, Jemanden um das Leben brachte, so wurde ihm die Todesstrafe zuerkannt."

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Gefährlichkeit der geheimen Heilmittel und Arkane sey es mir nun erlaubt, einen auf reine Liebe für das Wohl meiner Mitmenschen sich gründenden anspruchslosen Vorschlag zu wagen, welche Mittel der Giftmischerey der medicinischen Geheimnißkrämer entgegen zu setzen wären. Ich bin nicht so unbescheiden, meinen Anträgen den Werth der Vollkommenheit beyzumessen. Mein Ziel ist erreicht, wenn die Landesregierung dadurch auf einen der wichtigsten Gegenstände aufmerksamer gemacht, und zu Vorschlägen erfahrnerer Ärzte Anlaß gegeben würde.

Der Hauptgrundsatz, worauf sich mein Vorschlag stützt, ist, künftig keine geheime Arzeney ohne Unterschied zu dulden, und niemanden, wer er auch immer sey, unter was immer für einer Bedingniß, für was immer für eine Erfindung in medicinischer Rücksicht ein Privilegium zu ertheilen oder beyzulassen. Eine einzige Ausnahme kann die Ausrottung des Scharlatanism vereiteln.

Digitized by Google

Dieses kann ohne alle gegründete Klage der bisherigen oder künftigen Erfinder, Eigenthümer und Verkäufer solcher Arkane, und ohne große Unkosten, auf folgende Art bewerkstelliget werden.

1) Müßte allen Eigenthümern geheimer Heilmittel ohne Ausnahme, sie mögen auf was immer für eine Art, aus was immer für Rücksichten, seit wann immer u. s. w. privilegirt worden seyn, von der Landesregierung aufgetragen werden, ihre geheimen Heilschätze einer genauen Prüfung sachkündiger und gerechter Männer zu unterwerfen.

Die Allgemeinheit ist deßwegen nothwendig, weil, wenn man einem Einzelnen vielleicht aus wichtigen Beweggründen das vorige Recht, seine geheime Arzeney noch fernerhin zu verkaufen, ließe, gar bald wieder zahllose Arkanenmäckler sich eben diesen Vorzug anmaßen oder erschleichen würden, und der alte nachtheilige Unfug neuerdings in seinem ganzen Umfange einreißen dürfte.

2) Die medicinische Facultät, oder das Landescollegium für die Volksgesundheit bestellter Ärzte, wählt aus ihrem Schooß, nach Verschiedenheit der Umstände, zur Untersuchung der geheimen Arzeneyen besonders fähige Mitglieder. Bey dieser Wahl wird,

Digitized by Google

nebst der Geschicklichkeit, auch darauf mit Sorgfalt gesehen, daß die Untersuchungscommissäre mit den Eigenthümern der angebothenen Arkane in keiner nahen Verbindung stehen, um dadurch allen Anlässen zur Parteylichkeit vorzubeugen. In diesem Betrachte wird

a) Der Vorsitzer oder Präsident des Collegiums allemahl vor der Hand die Nahmen der Arkanen-Eigenthümer in Geheim zu erhalten trachten.

b) Es werden wenigstens 3 Commissäre zu jeder Untersuchung bestimmt, von welchen

c) Anfänglich Jeder insbesondere, ohne gemeinschaftliche Unterredung, von der ihnen zugeschickten geheimen Arzeney sein vorläufiges Urtheil, ob sie einer fernern genauen Prüfung würdig sey, schriftlich und versiegelt dem Oberhaupte der Facultät mittheilen wird.

3) Die medicinische Facultät, oder das oberste medicinische Landescollegium, darf keine geheime Arzeney eigenmächtig, ohne ausdrücklichen Befehl der Landesregierung, untersuchen lassen, weil dadurch mancherley Mißbräuche aus einleuchtenden Ursachen veranlaßt werden könnten.

4) Die Eigenthümer alter oder neuent-

Digitized by Google

deckter Arkane müssen jederzeit bey der Landesregierung die Erlaubniß ansuchen, daß die Ächtheit ihres geheimen Mittels von der medicinischen Facultät vorschriftsmäßig untersucht werden darf. In dieser Absicht schicken sie von der zu prüfenden Arzeney eine hinreichende Dosis, und eine sowohl deutliche, als treue Beschreibung ihrer Bestandtheile, ihres Verhältnisses und der Zubereitungsart nebst allen den Umständen und Bedingnissen, in welchen das geheime Mittel wirksam sey, und worin diese Wirkung nach ihrer Muthmaßung oder Erfahrung bestehe.

Diese vorläufige Anführung der Eigenschaften ist zur Leitung des Urtheils, ob das angebothene Arkan die Mühe einer fernerenUntersuchung lohne, nothwendig, damit man unnütze Prüfungskosten, Zeit und Arbeit erspare.

5) Die schriftlich einzeln gegebenen vorläufigen Urtheile werden in einer öffentlichen Versammlung der medicinischen Facultät, ohne Anführung der Nahmen ihrer Verfasser, vorgelesen und gemeinschaftlich verglichen. Das Verschweigen der Nahmen beugt dem Einflusse des persönlichen Ansehens vor, und führt den forschenden Verstand näher zur Wahrheit. Um aber ein angebothenes geheimes Mittel der ferne-

ren chemisch-pharmaceutischen und praktischen genauen Untersuchung würdig zu erklären, muß dasselbe sich durch folgende zwey Eigenschaften empfehlen:

a) Von Seite der Neuheit, das ist: es muß entweder aus neuen, bis jetzt unbekannten Bestandtheilen zusammengesetzt seyn, oder wenn die einfachen Substanzen desselben schon vorher in dem Arzneyvorrathe enthalten sind, so muß darin eine neue Kraft und Wirksamkeit entdeckt worden seyn, welche wieder entweder von der besondern eignen Zusammensetzungsart, oder von dem Verhältnisse der neuen Dosis u. s. w. abhängt.

b) Von Seite der Nützlichkeit; denn wozu mit unnützen neuen Spiegelfechtereyen die ungeheure Masse der schon bekannten zahllosen Heilmittel vermehren?

Diese Eigenschaften müssen ferner durch eine glaubwürdige Erfahrung vorläufig bestätiget werden; und um nicht alte schon bekannte Arzeneyen wieder zu bezahlen, ist es eine heilige Pflicht der Untersuchungscommissäre, alte, neue in- und ausländische Apothekerbücher vorher auf das genaueste zu durchsuchen, und keiner Übereilung Raum zu geben.

6) Ist nun das angebothene Arkan mit

diesen Erfordernissen versehen, so werden zu den 3 schon gewählten Commissären noch andere und nach Verhältniß der Umstände mehrere oder wenigere mit aller Vorsicht (2. a. b.) beygefügt, welche die genaue Prüfung praktisch unternehmen. Zu diesem Endzwecke wird:

a) Das angebothene Mittel, nach der von dessen Eigenthümer mitgetheilten Vorschrift von den Commissären zubereitet, das ist: so viel möglich auf das pünktlichste in Allem nachgemacht.

b) Es werden alle, bey der Zubereitung vorfallenden Umstände auf das genaueste von allen Commissären angemerkt.

c) Mit diesem sorgfältig, und vor allen Commissären gemeinschaftlich zusammen gesetzten Heilmittel werden nicht allein von den Commissären, sondern auch von andern Ärzten in Krankenhäusern, und in der Privatausübung der Heilkunde, sogar in verschiedenen Provinzen, die Versuche, so wie sie der Arkanerfinder angab, wiederhohlt, und hierüber

d) Deutliche, wahrhafte und genaue Berichte abgestattet; bey welchen Berichten und Versuchen aber vorzüglich die Commissäre und die Ärzte allgemein ihre Rücksicht auch

Digitized by Google

auf andere Arzeneyen vergleichungsweise nehmen werden, welche mit dem untersuchten geheimen Heilmittel in praktischer Betrachtung eine Ähnlichkeit haben.

e) Die medicinisch-praktischen Versuche und Berichte der Commissäre dürfen nicht einzeln, sondern müssen stets gemeinschaftlich mit Wissen und, wenn möglich, in Gegenwart Aller gemacht und gemeinschaftlich von Allen aufgesetzt werden. Hierbey wird man vorzüglich nebst dem eben angeführten (6. d.) Erforderniße auf die bestimmteste Erörterung der Umstände und so viel möglich der praktischen Wirksamkeit sehen. — Jeder Bericht der Commissäre muß von Allen unterfertigt werden.

f) Zur vollkommenen Ausführung der Versuche und Berichte wird, nach der Lage der Sache, eben so viel Zeit ohne alle Beschränkung gelassen, als es nur immer vernünftig gefordert werden kann.

7) Wenn aber im Gegentheil dem angebothenen Arkan die nothwendigen Eigenschaften (5. a. b.) fehlen, oder wenn es seiner Natur nach so heftig ist, daß bey der gewöhnlichen Vorsicht noch immer eine Gefahr für die Gesundheit entweder sogleich oder später bevorsteht; so wird es in beyden Fällen nicht nur nach der

Digitized by Google

erwähnten Art (6.) nicht untersucht, sondern auch öffentlich in allen Volksblättern als gefährlich oder als Betrug angezeigt, und es werden alle dabey erforderlichen Umstände, als der vorgegebene Nahme, die angedichteten oder wahren Eigenschaften, die Zusammensetzung, die Wirksamkeit u. s. w. des angebothenen Geheimnisses für Jedermann verständlich erklärt, um dadurch das Publicum zu warnen, und die Kühnheit der Arkanenkrämer für die Zukunft zu mäßigen.

8) Zeigen die Berichte, nach der genauen pharmaceutisch- oder chemisch-praktischen Untersuchung (6. a. b. c. d. e. f.), daß das untersuchte neuerfundene Heilmittel die angegebenen Eigenschaften in einem viel höheren Grade besitzt, als alle übrigen bis jetzt bekannten Arzeneyen, deren Wirkung in was immer für einer Rücksicht mit diesem verwandt ist; so erfordert die Sorgfalt für das gemeine Wohl, die Menschenliebe und die Vernunft, (denn nur in diesem einzigen Falle kann eine solche Arzeney als neu und kaufwürdig angesehen werden,) daß ein solches vorzüglich-gemeinnützliches neues Arzeneymittel seinem Erfinder abgekauft und der Menschheit geschenkt werde, wovon uns England, Ludwig XIV., Friedrich II., Katharina

u. s. w. großmüthige Beyspiele gegeben haben.

9) Die Bestimmung des Preises scheint nach dem Maßstabe der Ausbreitung und dem Grade der Nützlichkeit des gutgeheißenen Heilmittels am füglichsten geschehen zu können. Je gefährlicher und allgemeiner die Krankheit ist, welche von der neu entdeckten Arzeney bezwungen werden soll, und je zuversichtlicher sie davon bezwungen wird, eine desto höhere Belohnung verdient verhältnißmäßig nach der Mehrheit der Stimmen sach- und kunstverständiger Männer der Erfinder oder Besitzer der für nützlich gefundenen Arzeney.

Zwey Einwürfe könnte man mir vielleicht wider diesen Vorschlag machen.

A. „Daß man keinen Eigenthümer zwingen darf, sein Eigenthum wider seinen Willen zu verkaufen."

Als Arzt unterfange ich mich nicht über diese Bedenklichkeit nach positiven Gesetzen zu entscheiden. Staatsmänner und Rechtsgelehrte mögen beurtheilen, wie viel jedes einzelne Mitglied von seinem Privat-Vortheile dem allgemeinen Wohl aufzuopfern verpflichtet sey. Auf der Wagschale der Vernunft wiegt aber der Eigennutz und Eigensinn viel geringer, als das Wohl von Millionen Menschen, welche dem Egoism ei-

ne billige Bezahlung für sein zufällig erhaltenes Eigenthum anbiethen. Es dürfte zugleich der Umstand in Betrachtung gezogen werden, daß der Besitz eines solchen Heilmittels für die ganze Menschheit ein vergrabner Schatz seyn würde, weil der Eigenthümer an und für sich, nach den Grundsätzen einer vernünftigen medicinischen Polizey, keinen öffentlichen Gebrauch von seinem Geheimnisse zu machen befugt ist. Auch hoffe ich, daß kaum jemand, dem nur ein halbmenschenfreundliches Herz zu Theil ward, und dessen gemeiner Menschenverstand nur einer kleinen Überlegung fähig ist, sich weigern wird, gegen eine, wenn auch nicht außerordentliche, doch immer billige Belohnung der ganzen Menschheit eine Wohlthat zu erweisen. Sollte es jedoch der Fall seyn, so würde eine eigentlich nur scheinbar gewaltthätige Ausübung der obersten Macht wohl nie besser an ihrem Platze seyn, als bey einem solchen Anlasse. Der zweyte Stein des Anstosses dürfte seyn,

B. „Daß der Staat hierdurch in große Auslagen versetzt werden könnte, die demselben allmählich zu einer bedenklichen Last fallen würden." Die Geschichte der Arzeneykunde, der bisjetzige Vorrath von ungeheuer vielen einfachen und zusammen gesetzten Heilmitteln, der Fortgang der heutigen aufge-

klärteren Scheidekünstler und Apotheker, die erklärten Erfordernisse (5. a. b.) und die Genauigkeit (6. a. b. c. d. e. f.) bey der Prüfung der angebothenen neuen Arzeneyen vermindern diese zu ängstliche Besorgniß. Man befürchte ja nicht zu große Ausgaben für Entdeckungen, deren, wenn sie anders die erwähnte Untersuchung (6.) aushalten sollen, seit vielen Jahrhunderten so wenige sind, daß man sie leicht auf Fingern herzählen könnte. Freylich belaufen sich die so genannten Gold- und Lebensarkane auf Tausende; allein multi vocati, paucissimi electi. Zudem kann der beängstigte Staatsfinancier auch in Anschlag bringen, daß es, wie schon oben voraus gesetzt worden, Menschenfreunde giebt, welche nicht so ungerecht sind, für ihre geheimen Heilschätze unermeßliche Reichthümer zu fordern, sondern in dem süßen Bewußtseyn, zum allgemeinen Wohl ihren Theil beygetragen zu haben, sich gerne damit begnügen, was ihnen der Staat nach Verhältniß des gestifteten oder zu erwartenden Nutzens zu ihrer Belohnung zu bestimmen erböthig ist. Kann endlich der Staat die Gesundheit, Erhaltung und Vermehrung seiner thätigen Bürger je zu theuer erkaufen? darf er je Bedenken tragen, zur Tilgung und Verminderung physischer

Übel alle seine Kräfte anzustrengen? Die Aufmunterung solcher wohlthätig-fruchtbaren Genies und die allgemeine Ausbreitung ihrer vorzüglich nützlichen Entdeckungen sind Staatspflichten, für deren Erfüllung noch die späte Nachkommenschaft ihre Väter segnen wird.

10) Die gutgeheißenen und aus dem öffentlichen Schatze um billige Belohnung für den Staat erkauften neuen, bis jetzt geheimgehaltenen Heilmittel werden dann bald möglichst unter einer zweckmäßigen Benennung, mit Erklärung der Art, und der Vorsichtsregeln, wie sie zubereitet werden, ihrer Dosis, und der so genau, als thunlich ist, bestimmten Umstände, in welchen sie, und was sie wirken u. s. w., dem ganzen Publicum auf die deutlichste Weise von der Landesregierung öffentlich mitgetheilt.

11) Wenn diese Einrichtung einmahl unwandelbar besteht, so dürfen und müssen alsdann alle Geheimnißkrämer in der Heilkunde, als Übertreter eines allgemein nützlichen Gesetzes, strenge gestraft werden.

Fr. H. Dr.

Digitized by Google

III.

Das Problem.

An ***.

Seyn oder nicht? war Hamlets große Frage:
Freyn oder nicht? ist traun! ihr würdiger Genoß.
Die eine, wichtig Grüblern bloß
Von Hamlets dünngesätem Schlage,
Hörst du in Jahren kaum, die andre alle Tage.
Klar ist davon der Grund. Was kümmert es den Troß
Zweybein'ger federloser Thiere,
Ob, was das Traumgespinnst des Erdendaseyns schloß,
Ein zweytes, minder wesenlos
An Dauer und Gehalt, den Faden weiter führe?
Und wahrlich! wer darob mit ihnen schmollen kann,
Ist, unter uns gesprochen, nicht mein Mann.
Freyn oder nicht? Ach, von der Zucht der Ruthe
Bis zu der Bahre hin, wo giebt es ein Problem
Für jeden Mann mit Fleisch und Blute,
Mit oder ohne Geist, gleich dem?
Beut ihm, in dessen Brust dieß namenlose Streben,

Mit einem andern Ich sein eignes zu verweben,
Nun die Natur geweckt, beut ihm ein Diadem
In deiner rechten Hand, ein Weib in deiner linken,
Und sieh, wie er mit stolzem Spott
Dein Königthum verschmäht, um, glücklich wie ein Gott,
Der Huldinn in den Arm zu sinken,
Sein Leben zu empfahn von ihrer Augen Winken,
Nur ihrer Freuden sich, doch doppelt, zu erfreun,
Und (fremdes Eigenthum) vervielfacht sein zu seyn.

Verbürgte dieses Rausches Dauer
Erfahrung uns, wer sperrte freudig nicht
Sich und das Glück der Liebe in den Bauer,
Den aus vergoldtem Drath die Hand der Ehe flicht?
Allein was war's, was, laut der Bibel,
Aus seiner Wohlfahrt Heimathsland
In diese Jammerwelt den ersten Mann gebannt?
Und dieser Urquell aller Übel,
Rinnt er, seit ihn zum Ocean
Zeit und Kultur geschwellt, trugloser, reiner, süßer,
Als er, ein Bächlein noch, im Paradiese rann?
War, der als Eheherr den langen Chor begann,
Des Ehekitzels letzter Büßer?
Vertilgt' in Eva's Enkelinn
Der Ahne warnendes Exempel
Der Weiblichkeit tief eingegrabnen Stempel?

Digitized by Google

Ha, Freund, durchschau mit kaltem Prüfungssinn,
Bevor dir für dein Geld, selbst ehelos, ein Priester
Der Jugend kurzen Wahn zu ew'ger Thorheit weiht,
Durchschau das blendende Register
Der Waaren, so mit Kaufmannsschlauigkeit
Gott Hymen dir zur Auswahl beut!
Zu ihrer Launen Knecht erniedrigt dich die Reiche,
Die Arme bringt nur eine Magd dir zu;
Durch Dummheit spielt mit dir die Dumme blinde Kuh,
Die Witzige durch Taschenspielerstreiche;
Die Alte hütet dich, die Junge hütest du;
Die Eitle schnitzt durch Putz an deinem Bettelstabe,
Durch Geitzen nach Genuß gräbt gar an deinem Grabe
Die Sinnliche; die Seelenlose spannt
Dich auf der langen Weile Folter,
Aufs Kreutz der Eifersucht die Dame von Verstand;
Die Juno martert durch Gepolter,
Die Venus lockt dir Näscher in das Haus,
Und o! die Häßliche jagt, Freund, dich selbst hinaus.

Allein nimm an, du fändest, was zu finden
Nicht leicht ein Kluger wähnt, ein Weibchen, tadelfrey

Im Denken, schuldlos im Empfinden,
Bescheiden und doch schön, gefallend und doch treu:
Ach! wo man Zwey ist zum Genuße,
Dort ist man auch zu Leid und Kummer Zwey.
Jetzt streckst du sultanisch nach Einfall, Laun' und Muße
Im weiten Bett dich aus: weckt dich kein Weib zum Kuße,
So weckt zum Seufzen auch dich keines Kindes Schrey.
Was sind dir Titel, Ansehn, Ehren?
Unnützer Tand! Was Reichthum? Bunte Spreu!
Die Flamme mag dein Haus verzehren,
Du siehst dem Brande zu, und wärmest dich dabey.
Sogar der Tod mag nahen: unbeklommen
Rufst du dem Sensemann ein freundliches Willkommen.
Von keiner Wittwe Ach wird deines Grabes Schlaf,
Von keiner Waise Leid dein neues Loos verbittert,
Indeß der Ehemann, ein will'ger Erdensklav,
Selbst vor des Himmels Wonnen zittert.

Du lächelst, während, ernst und thränenfeucht, dein Blick
Das Lächeln Lügen straft? Geliebter, ich verstehe:
Weg mit Sophisterey! Die Blume Herzensglück,

Was lockrer Männersinn auch schmähe,
Sprießt einzig doch auf edler Liebe Flur,
Reift nirgends doch, als auf dem Beet der Ehe.
So wollt' es Schöpferinn Natur:
Wer ihren Wink verhöhnt, verirrt auf falsche Spur,
Und seufzt früh oder spät ein strengebüßend Wehe;
Denn sprich, was löscht die quälende Begier,
Die, mächtig angeschürt von ihr,
Und durch sich selbst genährt, in Herz und Sinnen lodert,
Für jenes Sympathie, Genuß für diese fodert?
Vermagst du, Plato's Antipod',
In dir des edlern Selbst Bedürfniß zu ersticken,
Um, frey von ernster Bande Noth,
Im offnen Feld der Lust, Entzücken,
Leicht aufgeblüht, noch leichter welk, zu pflücken;
So geh, und triumphir' in frommer Unschuld Tod!
Dein Jubel sey Verrath an treuer Gatten Frieden!
So schütte Hab' und Kraft in der Hetäre Schooß,
Und laß dich, ehe- nur, jedoch nicht weiberlos,
Aus Scheu vor einem Band von Kett' an Kette schmieden!
Nur schmeichle dir nicht, Liebe sey's,
Wovon in feilem Arm die lohen Sinne wüthen:
Nein! Lieb' ist nur der Liebe Preis,
Und die für Gold sie beut, hat keine dir zu biethen.

Wir treffen alles leicht, nur nicht das Mittelgleis:
Der Wassermaus uns zu erhüten,
Giebt unsre Weisheit gern dem Krokodil uns Preis.
Du fürchtest, durch ein Weib dich an die Welt zu binden?
Gut! unvermerkt erschlafft auch jedes andre Band:
Du wolltest nur dem Drange dich entwinden,
Und sieh! du trenntest dich zum bangen Inselland.

Dem Wohlbehagen und dem Leide
Gab die Natur nur Eine Quelle, Freund!
Wer sich dem Schmerz verschließt, verschließt sich auch der Freude.
Mehrt nicht zugleich, was Seelen enger eint,
Sey's Kummer auch, der Seelen Frieden?
Und ist, wenn Lieb' im Arm der Liebe weint,
Des Trostes Lächeln je vom Ach des Harms geschieden?
O Vorgefühl von beßrer Welten Lust,
O Fülle süßer Ruh an eines Weibes Brust,
Das in der seligsten der Stunden
Zu Einem Ich mit uns Hand, Herz und Schwur verbunden!
Ach, wer nicht im Genuß zugleich empfängt und giebt,
Kennt nur vom Vollgenuß den Schatten,
Und frostig liebt sich nur, wer sich in sich bloß liebt.

Digitized by Google

Will in dem Dienst der Pflicht die Hand des Gatten,
Das Herz vom Druck der Sorg' ermatten—
Es ist für sie! ruft dann dieß Herz ihm zu:
In ihrem Arm winkt Lohn, an ihrem Busen Ruh.
Von allen Gütern dieser Erden,
Was können Ehr' und Glück dem Glücklichen noch leihn?
Was ihm sein Weib gewährt, schließt Beyder Gaben ein.
Selbst lieben, ist sein Glück, sein Stolz, geliebt zu werden,
Und sey's, daß mit der Zeit verrätherischem Flug
Der Jugend Lenz verblüh', verweh' der Rausch der Sinne!
Wenn, was dem Thier entging, dem Menschen Zinsen trug,
Dann wird Verlust nur zu Gewinne.
Im Reitz der Tochter keimt der Reitz der Mutter auf,
Des Vaters Jugendkraft erneuert sich im Sohne;
Und steht das Paar am Ziel von seinem Lauf,
Wohlan! schuldloser Treu zum Lohne
Behält ihr seine Myrtenkrone
Der Himmel, ihre Heimath, auf.

Von diesen Glücklichen die kleine Zahl zu mehren,
Wer, Freund, vermag's, und wer verdient's, gleich dir?

Digitized by Google

Wen wird in seiner Wahl Wahn weniger bethören?
Wen minder Gold- und Ehrbegier?
Mit schärferm Blick für Tugend als für Mängel,
Nachsichtig andern, strenge dir,
Suchst du im Weib ein Weib, und forderst keinen Engel.
Wer stützt ein Haus mit einem Rosenstengel?
Drum gründest du dein Glück nicht auf ein glatt Gesicht;
Denn Anmuth nur, nur Anmuth altert nicht:
Nur des Verstandes Jugendblüthe
Welkt mit der Wangen Roth nicht ab,
Und, immer neu, verbreitet Herzensgüte
Ihr segnend Lächeln bis ans Grab.
Damit nicht Unbestand den schönen Bund entweihe,
Bist du zuerst auf deiner Hut;
Denn Treu' allein verbürget Gegentreue,
Und an dem Frost des Manns erkühlt des Weibes Gluth.

Noch blühet hier und da, werth eines edlen Gatten,
Ein edles Mädchen in dem Schatten
Ruhloser Häuslichkeit, vom Schutzgeist nur gekannt,
Der ihrer Bildung süße Mühen
Mit ihrer Mutter theilt. Des Eheglücks Harpyen,
Gefallsucht, Leichtsinn, Modetand,
(Dieß unheilschwangre Nichts!) Verstellung,
Sinnenbrand,

(So leicht entlodert in der Leere
Des Herzens an Gefühl, des Kopfes an Verstand,)
Stolz auf der Schönheit Prunk, Geitz nach dem Rauch der Ehre
Spie'n ihres Giftes noch kein Tröpfchen in die Sphäre,
Die, und unter der Versteckttheit Schild,
Geliebte Arbeit nur und frohe Tugend füllt.
Auf, Freund! Fühlst du dich werth, der Huldinn zu gefallen,
So spür' ihr rastlos nach! Ihr Herz wird (zweifle nicht!)
Dem deinigen mit schöner Zuversicht
Auf halbem Weg entgegen wallen.
Du fandst den süßen Engel fern
Vom Flitterkreis der Welt: wohlan! umschirm', umhülle
Dein Kleinod, wie du's fandst, mit schimmerloser Stille;
Denn Weibertugend ist ein Stern,
Der Ehe Glück die Frucht von einer Schattenpflanze:
Sie schwinden beyd' in freyem Sonnenglanze.

Doch, Freund! wohin verlor ich mich?
Nur auf ein Mährchen vorbereiten
Wollt' ich durch ein Paar Worte dich,
Und ließ von Wort zu Wort zum Tausend mich verleiten.
So geht es, wenn das Herz anstatt des Kopfes spricht:

Doch mit Respekt für das Gesetz der Kürze!
Auch mir, Freund, ist es werth, und wer's zur Unzeit bricht,
Verlange, was er will, nur mich zum Hörer nicht.
Kürz' ist der Unterhaltung Würze,
Des Witzes Probestein, Witz selber, wenn du willt,
Nur dann nicht, Freund, nicht dann, wenn's Lieb' und Weiber gilt.

So höre denn ein Stückchen aus der Taktik
Des Junggesellenstands, in einem Styl erzählt,
Der, dieser Ausnahm' froh, zum Motto seiner Praktik
Das ehrliche Festina lente! wählt.

* * *

Ein junger Kandidat der Liebe
Empfand zum ersten Mahl die Regung ihrer Triebe.
Von Stund' an däucht der Pfühl, worauf er ruht,
Dem Schlummerlosen eitel Gluth,
Das Trinken schal, das Essen sonder Würze.
Er träumt bey Tag, und wacht bey Nacht,
Entglüht beym Anblick einer Schürze,
Entzündlich wie ein Kerzentacht:
Mit Einem Wort, der Junggeselle
Erfuhr, was Adam schon in Eden selbst empfand,
Sein Nest nicht baun sey eine halbe Hölle.

Digitized by Google

Als er sie eines Tags recht überheiß erfand,
Lief er zum Oheim hin, bey dem sein Schicksal stand.
„Ich bin ein Mann: warum noch immer ledig?
„Ist Ehe nicht Naturgeboth?
„Ein Weib! ein Weib! Wo nicht, so seyd so gnädig....
„So gnädig, Herr, und schlagt mich lieber todt!"

„Hoho!" erklang, von tiefgefurchten Falten
Glossiret, der Bescheid des Alten,
„Thut dieser Beyden Eins dir unausweichlich Noth,
„So stehen dir—die Schläge zu Geboth.
„Ey, sieh! kaum keimt an deinem Kinne
„Ein Anflug dünnen Pflaums, und hast schon das im Sinne?
„Geduld, mein Sohn, Geduld! Der fadste Zeitvertreib
„Und minder fade noch, als theuer, ist ein Weib:
„Gar bald wird auch das Beste widerwärtig.
„Sieh mich! Ich zähle sechzig bloß:
„Werd' ich etwa als Junggesell nicht fertig?
„Kind, mach's, wie ich! bleib frey und los!"

Dem Alten (unter uns!) ergeht es, wie dem Roß
In Lichtwers allbekannter Fabel.
Er predigt Abstinenz mit wohlgefülltem Schnabel:
Das heißt, er hält dem Cälibat

Zum Unterpfühl, was du erräthst, im Solde.
Allein als Glied vom ehrbarn Stadtsenat,
Als Sechziger und Ohm macht er nächst Schmauf und Golde
Auf nichts so sehr als reine Sitten Staat,
Und treibt daher sein Spiel so schlau im Trüben,
Daß selbst die Schöne nur mit Mühe Kund' erhält,
An wen sie sich und ihren Reitz verschrieben.
Ein doppeltes Quartier, von ihm für sie bestellt,
Zeigt und versteckt sie wechselweis der Welt.
Im Einen spielt die Dulcinee bey Tage
Die Unschuld, die noch nie ein Männermund geküßt,
Bey Nacht im Andern—was sie ist.

In dieß Asyl verstohlner Lustgelage
Schleicht sich der Alte, tief vermummt,
Sobald der Mitternacht geheimste Stunde brummt.
Damit kein Klopfen an der Thüre
Den Nachbar auf die Spur des späten Gastes führe,
Ist dicht daran mit solchem Vorbedacht,
Daß unbelehrt kaum ein Cartouch' ihn fände,
Ein Ring von Messing angebracht.
Von diesem läuft entlang die Wände
Ein Faden Drath bis in das Kabinett,
In dem das Heiligthum des trauten Bettes steht;
Ein Glöckchen hängt an dieses Drathes Ende.
Sobald sein leiser Schall den Wartenden verräth,

Tappt ohne Licht und schweigend Liebchen
Hinab, das Thor ihm aufzuthun:
Er steigt mit ihr, gleich stumm, ins unerhellte Stübchen,
Und ruht da, oder könnte ruhn.

Wer aber, nach wie vor, der Predigt unbeschadet,
Womit der Graukopf ihm den heißen Kopf gebadet,
Des Sinnes blieb, es scheide sich Tortur
Vom Cälibat durch ihren Namen nur,
War Neff Atern. Oft wirken Worte Wunder,
Nur (Alte, hört und merkt es euch!)
Nur nicht aus Oheimsmund, nicht gegen Liebeszunder.

Noch war indeß, dem Fischerbothe gleich,
Das steuerlos, ein Spiel der Wellen, streifet,
Des Jünglings Trieb umher geschweifet,
Als plötzlich einer Schönen Hand
Den Vagabunden, fest wie ihre Schnürbrust, band.
Nie war ein Kind in vollerem Besitze
Des Mannes, der zur Göttinn sich's erkor:
Doch war der arme Schelm nicht neidenswerth zuvor,
So stand er nun auf seiner Leiden Spitze;
Denn ach! man raunet ihm ins Ohr,
Der Weg in Liebchens Arme gehe
Nur durch das heil'ge Thor der Ehe.
Vergebens wiederhohlt er zehn Mahl sein Gesuch:

Ein Weib, Herr Oheim! Ehe! Ehe!
Kind, mach's wie ich, verbleibt des Alten Spruch.

Dacht' etwa der, die Hüll' um seine Schwäche
Sey schlau und dicht genug gestrickt,
Daß nie der Vorwitz sie, selbst nicht der Zufall breche?
Der Thor! Auch ihm mißlang, was keinem noch geglückt;
Denn kurz, am Ende merkt der Neffe,
Daß mit dem: Mach's wie ich! der Graukopf ihn nur äffe:
Er überrascht ihn einst auf der geheimen Fahrt.
Wie? denkt er sich, zur Zeit der Mette
Mein Oheim hier, vermummt bis an den Bart?
Das ist der Neugier werth: ich wette,
Der Weiberfeind sucht sich ein Bette,
In dem für seinen Kuß ein Weib sich aufbewahrt.
Er folgt sofort mit leisem Gange
Dem Alten nach. Zum Glück erhellt,
Was er erforschen will, der Mond mit voller Wange.
Er siehet, wie der Alte schellt,
Wie bald darauf die Thüre leise weichet,
Ein weibliches Gespenst die weißen Arm' ihm reichet,
Und dann der Riegel wieder fällt.

So froh, wie nun der Lauscher auf der Straße
Ins Fäustchen lacht', und sein: Ich hab' es, rief,

Rief's selbst der Weise nicht, der seinem Badefasse
(Ihr wißt, warum) einst fingernackt entlief:
Nur that's Atern, obwohl kein Weiser,
An seinem Platz ein gut Theil leiser.
Auch Tags darauf verrieth kein Laut,
Was ihm die Gunst des Ungefährs vertraut:
Doch ist er drum, den Fund zu nützen,
Nicht weniger bedacht. Der Punkt, an dem er kaut,
Ist, wie? Sein gutes Glück läßt ihn nicht lange schwitzen.
Ob sich der alte Wollustknecht
An Dorens Brust im Guten übernommen,
Ob er zu rathsherrlich gezecht,
Ob seinen Klau'n ein Schuldner gar entkommen,
Weiß er allein. Genug, er klagt
Denselben Abend noch, daß, Gott weiß, was? ihn plagt,
Verzeiht auf Abendschmaus und Gäste,
Und eilt Hals über Kopf zu Neste.

Huy! denkt Atern, dem dieß zu Passe traf,
Schlaf, alter Pharisäer, schlaf,
Und laß, wem sie gebührt, für heut die süße Runde!
Wirft sich in einen Rokelor,
Und steht noch vor der zwölften Stunde
Voll Ungeduld an dem bewußten Thor.
Der Mond, mit ihm auch dieses Mahl im Bunde,
Barg sein verräthrisch Licht in dunkler Wolken Flor.

Die Frag' ist nun, den Reifen zu entdecken,
Durch den der Greis sich aufgethan:
Er findet ihn, und faßt so herzhaft an,
Um auf den Einen Zug die Taubheit selbst zu wecken.
Auch kömmt die Schön' in vollem Lauf,
Und schiebt den Riegel leis' ihm auf.

Unläugbar ist, des Jünglings Tugend
Bey diesem Abenteur war Überlegung nicht:
Allein so ist das Glück. Es lacht der kecken Jugend,
Die voll durch Dorn und Hecken bricht,
Und stürzt dafür (aus Laune, nicht aus Hasse)
Die graue Weisheit gern auf ebner grader Straße.
Atern erprobet diesen Satz:
Von Doren unerkannt, tappt er an ihrer Seite
Ins dunkle Stübchen sich und—an des Alten Platz.

Hier mach' ich Halt, und frage, liebe Leute,
Wer meint ihr, daß die Dame ist,
Die nun der Neff' anstatt des Oheims küßt?
Doch quält euch nicht: ein Swedenborg verlöre
Hier sein Latein; denn kurz und gut, es ist
Das Fräulein voller Zucht und Ehre,
Für die Atern so mächtig brennt,
Die, wenn er sie bey Tag um Minnehuld beschwöret,
Ihm züchtiglich den Pfarrer nennt,

Digitized by Google

Doch Nachts den Segen gern entbehret.
Ha, welch ein Jubel, wüßt' Atern
So viel als wir! Ihm ahndet nicht von fern,
Daß die Geliebt' es sey, an deren Seit' er schlafe,
Noch minder, daß, was ihn entzückt,
Zugleich die ärgste Bübinn strafe,
Die je durch keuschen Schein ein Jünglingsherz berückt.
Doch läßt darum sein Eifer nichts vermissen,
Weil sich dazu nicht auch die Gluth der Rache flicht:
Ein Feuerbrand, in den Vesuv geschmissen,
Vermehrt des Berges Lodern nicht.
Wer aber wie vom Himmel fällt, ist Dore:
So süß erstaunte nur Aurore,
Als, vom Geschick verjüngt, ihr alter Bettgenoß
Sie plötzlich wieder warm, wie einst als Braut, umschloß.
Um kurz zu seyn, Atern erprobet,
Was keiner Kunst als nur dem Lieben widerfährt:
Hier hat die Neuheit größern Werth,
Dort wird Erfahrenheit gelobet.
Doch plötzlich ruft die Schön': 'O Gott! was hör' ich? Halt!
Das Glöckchen war's. Nicht grausenvoller schallt
Die Sünderglocke dem, der zu dem Galgen schreitet.
Sie schweigt und bebt, allein Atern spricht kalt:
„Was zaudern Sie, Mamsell? Hinab! Mein Oheim läutet."

„Ihr Oheim? Gott, welch Räthsel! Wer
„Hat uns erspäht? Wie kamen Sie hierher?"
So Dore: doch das Klingeln an der Pforte,
Bey jedem Zug verstärkt, erlaubt nur wenig Worte.
Was ist zu thun? Sie weist dem jungen Mann,
Dort mäuschenstill den Morgen abzupassen,
Ein Stübchen dicht an ihrem an,
Und eilt darauf, den Alten einzulassen.
Nach Standsgebühr gewandt in Lug und Trug,
Entschuldiget sie leichtlich den Verzug.
Der Graukopf denkt: wer wär' auch so verwegen,
Sich grad' um Mitternacht an meinen Platz zu legen?
Und folgt der Führerinn ins Quasi-Ehgemach
So argwohnlos als jemahls nach.
Hier hebt die Bübinn an: „Mein Freund, da fällt mir eben
„Aufs Herz, daß ich noch nie gefragt,
„Ob wohl von euch noch Anverwandte leben."
„Wozu auch, Kind, die Frag'?"... „Ey, lieber sagt,
„Warum ich sie noch nicht gewagt!
„Man nimmt doch Theil."... „Nun gut, mein Engel!
„Ein Neffe noch...." ... „Schon groß?" ...
„Ja wohl, der Bengel!
„Er kostet mich ein schön Stück Geld durchs Jahr,
„Beynah so viel als du."... „Mag auch im Punkt der Liebe
„Ein lust'ger Vogel seyn? Nicht wahr?

„Er hält an Art?“ ... „Getroffen, Liebe!
„Der Schlingel hält an Art. Wie du mich doch so fein
„Mit Einem Wort vom Fuße bis zum Schädel
„In Gluth zu ſetzen weißt! Wohlan, die Zeit iſt edel.“
Er ſpricht es, legt ſich, und ſchläft ein,
Und ſchliefe noch vielleicht, wenn nicht Dorette
(Die Urſach, dünkt mich, leuchtet ein)
Beym erſten Morgenſtrahl ihn wach gerüttelt hätte.
Er zieht ſich eilig an, und faßt
Den Griff der Thüre ſchon, als den verſchloßnen Gaſt,
Der ſich die Nacht hindurch vermuthlich enrhümiret,
Zum Nieſen (eben jetzt!) ſein böſer Stern verführet.

Der Alte ſtutzt. „Mamſell, wer nieſet hier?“
Ich höre nichts, erwiedert Dore.
„Doch, doch! Es ſcholl von da.“ ... „Ihr irret, glaubet mir!
„Ich wett', es ſpuckt euch bloß im Ohre.“
Ich aber (Neff' Atern erlauſchet jedes Wort)
Ich aber, fährt der Alte fort,
Dem's eigentlich am Vorhaupt ſpuckt, ich wette,
Es ſteckt wer da im Stübchen nächſt dem Bette.
Er ſagt's, und naht der Thüre ſich.
Da platzt voll Ungeduld der Bube
Aus dem Gefängniß in die Stube:
„Und der bin ich, Herr Oheim, ich!“

Hilf, Himmel! wie beſah das ſchöne Trio ſich,
Als den Rival der Alte nun erkannte,
Atern die Braut, den Freyer die Amante!
Von Scham und Zorn und Staunen übermannt,
Verſtummen ſie, und ſtehn wie angebannt:
Doch überwältiget vom Grimme;
Erhebt der Greis zuerſt die Stimme:
„Mißrathnes Kind! was machſt du hier?"
Ich, ſpricht Atern, ihr ſeht, ich mach's—wie ihr.

Die Antwort traf. Man forſchet ſich den Handel
Allmählich ab. Die Hälfte vom Bericht
Lehrt klar den Greis, der, deſſen Wandel
Darin die ſchlechtſten Farben bricht,
Sey—wenigſtens der Neffe nicht:
Auch wählt er klug den Weg der Sühne.
„Kind!" hebt er an mit milder Miene,
„Wie uns der Zufall mitgeſpielt,
„Bleibt unter uns. Ich mahlte dir die Ehe
„Als einen Stand voll Überdruß und Wehe:
„Ich widerruf' es nicht. Doch was ich ſelbſt nicht hielt,
„Heiſcht' ich von dir: vergieb mir's altem Sünder!
„Zwar ſpät, doch nicht für dich, und reuig füg' ich bey:
„Ein Übel iſt die Eh, der Cälibat nicht minder;
„Doch zehnfach iſt's die Buhlerey.
„Drum willſt du freyen, Kind, ſo frey!"

Digitized by Google

Also der Greis. Er geht. Der Neffe nickt mit Freuden
Sein Amen, und geht mit. Was ist
Der Schönen Lohn für ihre Doppellist?
Ein höhnisch Lebewohl von den Galanen beyden.
Atern läuft stracks nach diesem Strauß
Mit zwiefach raschem Muth aufs Meer des Freyens aus,
Und kömmt, begünstiget von Amors bestem Winde,
Nach kurzer Fahrt mit einem Kinde,
Das wirklich ist, was Dore schien, nach Haus.
Der Greis, bemüht, das Rostmahl auszubleichen,
Das er seit jener Nacht in seinem Leumund sah,
Spielt, was er längst gesollt, von Stund' an den Papa:
Doch weiß als Ehemann der Neff' ihn zu erreichen.

Du aber, Freund, geh hin, und thu deßgleichen!

IV.

An Madam Adamberger. *)

Tief beugte dich der Krankheit Arm danieder.
Wir zitterten; doch heut, da unser Liebling wieder
Sich auf der Bühne sehen läßt,
Begehn wir sein Genesungsfest.
Wir danken dir für manche Stunden,
Die hier uns angenehm und lehrreich hingeschwunden.
Die Tugend, liebenswerth, mit Grazien geschmückt,
Hat uns so oft in deinem Spiel entzückt.
Sie kam, bald wehmuthsvoll und bald umringt von Scherzen,
Doch allemahl kam sie aus deinem Herzen.

O mögest du, geschätzte Künstlerinn,
Zum Lohn für deinen Edelsinn,
Gesegnet seyn mit allen Erdefreuden
Und künftig höchstens nur auf dem Theater leiden!
Auch möge deine Schülerinn,
Der wir schon jetzo gern verdienten Beyfall geben,
Dir ähnlich seyn im Spiel und in dem Leben!

Alxinger.

*) Dieß Gedicht wurde im Theater ausgetheilt, als sie nach einer schweren Krankheit den 24. März in Armuth und Edelsinn wieder auftrat.

Digitized by Google

V.

Myrtill und der Schmetterling.

Der Nimrod schöner Schmetterlinge,
Myrtill, durchstrich, auf seinem Frühlingsfang,
Das weitgedehnte Thal, indem er pfiff und sang.
Da gaukelte, ganz guter Dinge,
Berauscht vom süßen Blüthenhauch,
Um einen wilden Rosenstrauch
Ein junger Todtenkopf.—

Du kommst mir recht zur Stunde!—
Frohlockt' in seines Herzens Grunde
Der Sammler, schwingt sein seidnes Netzrakett,
Und treibt den Flüchtling, um ihn unversehrt zu fangen,
Behutsam auf das weichre Rasenbett.
Hier setzet der, nach einer langen,
Doch eiteln Flucht, erschöpft und athemlos,
Sich einer Primel in den Schooß,
Und wird erwischt.

In froher Eile will
Der triumphirende Myrtill
Ihm schon ins Schulterblatt die scharfe Nadel senken.
Da fängt der kleine Wicht schlau zu tractiren an:
Der große Held, spricht er, ist auch ein edler Mann;

Drum, hoff' ich, wirst du mir das süße Leben
schenken:
Dann liefert meine Dankbegier
Das schönste Paar von meinen Brüdern dir,
Auf deren reich bestaubten Flügeln
Sich Sonne, Mond und Sterne spiegeln,
Noch heut lebendig in die Hand.

Ey! desto besser, daß ich dich, du Bube, fand!
Versetzt Myrtill; und jagt mit Lust und Schmerz
Die Nadel ihm in das Verrätherherz.

K. J. Fridrich.

Ferdinand und Madam Weber,

ein kleiner Roman.

An Leser und Leserinnen.

Was sah, fragte die schwatzhafte Elster den Vogel Minervens, die Göttinn an dir, daß sie dich mir vorzog?—Daß ich im Dunkeln sehen, erwiederte die Eule, und—schweigen kann.

* * *

Er war noch kaum zwanzig Schritte mit ihr gegangen, die Höflichkeitsreden waren fast noch nicht zu Ende, als Karl ihnen entgegen kam, und sich zu ihnen gesellte. Ferdinand hatte ihn oft bey Madam Weber gesehen, und es ließ sich vermuthen, daß er ebenfalls von ihr zum Spaziergang eingeladen worden.

Seine Muthmaßung ward dadurch zum Theil bestätigt, daß Madam Weber Karln eine Dose übergab, die er, wie sie sagte, bey ihr vergessen hatte.—Welches Frauenzimmer, dachte Ferdinand, wird die Dose eines Mannes zum Wiedergeben bey sich

tragen, wenn sie nicht wenigstens gewiß weiß, daß sie ihn antreffen wird?

Doch schien er sich in seiner Meinung geirrt zu haben. Denn kaum hatte Karl die Dose angenommen, und ohne sie zu öffnen eingesteckt, als Madam Weber allerhand Wendungen nahm, um der Begleitung desselben überhoben zu seyn; und als dieser sie nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, sagte sie gerade heraus, sie habe an Herrn Ferdinand einen sichern Begleiter, und wünsche mit ihm allein zu gehen.

Ferdinand wußte anfänglich nicht, wie er das ganze Betragen der Dame zusammen reimen sollte. Das Überreichen der Dose sowohl, als das innige Dringen der Madam Weber auf die Entfernung Karls, schienen ihm weder mit dem Charakter eines Frauenzimmers überhaupt, noch weniger aber mit der feinen Lebensart dieser Dame zu passen.

Da er aber die Welt ziemlich und seine Dame genau kannte, suchte er die wenigen Augenblicke, die Karl sie noch begleitete, zu benutzen, um sich Licht in dieser ihm unerklärbaren Erscheinung zu verschaffen. Er bat Karln um eine Prise, und fand, was er vermuthete—einen Zettel in der Dose, unter den Tabak versteckt, liegen.

Digitized by Google

Einen Zettel gefunden zu haben, war ihm eben nicht sehr auffallend. Er hatte es ja vermuthet. Auch hatte er selbst schon mehrere von Madam Weber erhalten, und er konnte sich leicht vorstellen, daß ein Frauenzimmer, das schön schreibt, nicht bloß an Einen Mann schreiben wird. Die Art nun freylich, wie der Zettel abgegeben wurde, schien ihm etwas sonderbar. Doch auch da wußte er zu gut, wie sehr seine Dame es sich zum Gesetze gemacht, mehrere Anbether zu gleicher Zeit zu haben, und dieselbe durch eine Art von Wetteifer—den sie aber nie bis zur Eifersucht kommen ließ—aufmerksam und in jener Gemüthslage zu erhalten, die zwischen Furcht und Hoffnung liegt, und die der wachsenden Liebe so zuträglich ist. Vielleicht, sagte er zu sich selbst, war das alles angelegt, mich eifersüchtig zu machen!—Er gab daher die Dose zurück, sagte Karln Lebewohl, bot seiner Dame die Hand, und dachte wirklich nicht weiter daran.

Die Erzählung dessen, womit die beyden Spaziergänger sich unterhalten, möchte meinen Lesern, und noch weniger meinen Leserinnen, schwerlich das Vergnügen verursachen, das jene darin gefunden haben. Sie sprachen wie alle Liebenden—von sich selbst.

Digitized by Google

Begieriger, und das mit Recht, könnte man zu wissen verlangen, wer denn Ferdinand, wer Madam Weber gewesen sey?

Madam Weber war eine Witwe, die ein Haus machte. Sie war eigentlich keine Schönheit; aber besaß doch so etwas, das den Männern gefällt. Sie war erst drey und zwanzig Jahre alt, blendend weiß, gesund und stets, dem Äußern nach, heiterer Laune. Ihr blaues Auge sprach, und das Metall ihrer Stimme drang ans Herz. Sie war just so groß, um weder groß noch klein zu seyn, grazienhaft gebauet, und ihr voller Busen, unter dem ein noch gefühlvolleres Herz schlug, schien Wollust zu athmen. Nehmen wir den Rosenmund und die Perlenreihe von Zähnen aus, so waren die Gesichtszüge nicht sonderlich. Eine kleine Stumpfnase, die mit der niedrigen Stirne einen etwas scharfen Winkel machte, und ein Paar Wangen, die sich freylich wie Sammt anfühlen ließen, aber sehr gegen die Augen hinauf getrieben waren, gaben dem Gesichtchen ein etwas gemeines Ansehen. — Aus dem Schattenrisse wenigstens hätte Freund Lavater, mit all seiner Kunst, nichts weiter heraus bringen können, als eins von den gutmüthigen Geschöpfen, dessen Gefühl noch nicht abgestumpft ist.

Übereilt wäre sie nun freylich gewesen, diese Behauptung. Schattenrisse trügen; und vorzüglich dann am meisten, wenn der Charakter nicht in der Linie liegt, die beyde Profile des Gesichts von einander trennt. En Face mußte man Madam Weber sehen; und dann lag so viel Ruhe in ihren Zügen, so viel Feuer in ihren Augen, daß auch ein nur mittelmäßiger Physiognomist hätte einsehen müssen, die Frau leide, und kämpfe mit ihren Leiden.

Ferdinand, der sich aufs Zeichnen ziemlich verstand, und das Schöne im Schönen stets aufzuhaschen wußte, hatte ihr Bild wirklich fast en Face entworfen. Auch unbekleidet war sie so schön; aber selbst bey ihrem Anzuge zweifelte man, ob hier Kunst durch Natur, oder Natur durch Kunst erhöhet ward.—Übrigens hatte sie ihren natürlichen Verstand durch Lectüre gebildet, drückte sich in verschiedenen Sprachen richtig, aber in ihrer Muttersprache mit Feinheit aus, befriedigte beym Clavier oder Fortepiano, durch den Anblick der Hand, die es spielte, Aug' und Ohr, und ließ beym Tanze Sinn mit Sinn über die Frage im Streit, ob der feine Fuß oder das Hinschwebende ihrer Bewegung mehr Bewunderung verdiente.

Digitized by Google

Was Ferdinand betraf, so war er der Sohn eines herabgekommenen Kaufmannes. Die Sorgfalt, die man auf seine Erziehung verwandt hatte, noch mehr aber die Nothwendigkeit, in die er frühzeitig versetzt ward, sich selbst durch die Welt helfen zu müssen, reiften seinen Verstand bald zu jener Festigkeit heran, die ihn zu jedem Geschäfte tauglich machte.

Er war keiner von den Männern, die im ersten Augenblicke gefallen, war nichts weniger als ein schöner Mann. Finster von Farbe und Ansehen, eher klein als groß, und hager wie er war, mußte er dem meisten Frauenzimmer unbemerkt bleiben, oder nur bemerkt werden, um ihm zu mißfallen. Auch verwandte er so wenig Sorgfalt auf seinen Anzug, so wenig Bestreben sich den Damen gefällig zu bezeigen, daß es wahrlich kein Wunder gewesen wäre, wenn das schöne Geschlecht sich gerächt, und ihn eben so vernachlässigt hätte, als er es zu vernachlässigen schien. Aber, weiß es Gott, wie es zuging! es fanden sich doch hie und da immer ein Paar gute Geschöpfe von Herz und Kopf, die unsern Ferdinand näher beäugten, seine Bekanntschaft suchten, und ihn über kurz oder lang liebgewannen.

Seine glühende Einbildungskraft, seine

zwar nicht wortreiche, aber hinreißende Beredsamkeit, und jenes Auge, das mehr spricht als sieht, und mehr empfindet als spricht, öffnete ihm freylich die Thüren der besten Häuser, und machte ihn in jeder Gesellschaft willkommen. Da hatten nun die Damen Gelegenheit genug ihn zu hören, und zu bedauern, daß der Mann, der so schön sprach, und seinem Gespräche größten Theils den Reiz der Neuheit zu geben wußte, es sich nicht beykommen lassen wollte, nur ein einzig Mahl schön zu thun, den Damen seine Aufwartung zu machen, und dadurch seine Handlungen wie ein vernünftiger Mensch einzurichten. Ein menschenfeindlicher Zug, der in seinem Gesichte lag, und über den sein Herz, das ihn Lügen strafte, sich wunderte, wie er in sein Gesicht gekommen seyn mag, that ihm bey den Damen sehr gute Dienste. Man nahm ihn für einen allgemeinen Menschenfeind, fand keine besondere Beleidigung in der Vernachläßigung des schönen Geschlechts, ließ sich, aus purer Menschenliebe, durch zuvorkommendes Wesen, durch Innigkeit und Diensteifer die Zurückführung des Abtrünnigen angelegen seyn, that ihm die ersten Schritte, und bereuete es am Ende selten, sie gethan zu haben.

Menschenfeind war Ferdinand nun nicht:

Digitized by Google

er hätte sein Leben für das Beste seiner Mitmenschen hingegeben, und als Coketterie konnte man sein Betragen auch nicht wohl ansehen. Dazu hätte er es ganz anders einrichten müssen. Oft, wenn an einem schwülen Herbstabend ein schalkhaftes Mädchen ihn in eine einsame Laube mit den Worten zog: Kommen Sie, lieber Ferdinand! hier ist Schatten! konnte er stundenlang neben ihr sitzen, die edle Zeit mit Gespräch vertändeln, und mit einem Kusse auf die Hand, oder höchstens auf die glühende Wange, sich begnügen. Da hatte er sich nun die Grille in den Kopf gesetzt, zu behaupten: Liebe ohne Genuß sey zwar langweilig, aber Genuß ohne Liebe thierisch, höchst ekelhaft; und wenn er daher für ein Frauenzimmer nichts eher fühlte, als bis der Zufall ihn, und nicht seine Liebe krönen wollte, zog er sich so lange zurück; nahm er schwachen, aufmunternden Kampf für unüberwindliches Widerstreben an, und spielte so lange den Spröden gegen sich selbst, bis das Frauenzimmer—nicht wußte, was sie aus ihm machen sollte.

Der Grund zu dieser und mancher ähnlichen Bizarrerie lag etwas tief.—Eben jene frühzeitige Festigkeit seines Verstandes, verbunden mit seiner Einbildungskraft, gab seinem ganzen Wesen eine eigne Richtung.

Digitized by Google

Die Falten seines Gemüths waren früher steif geworden, ehe das ganze Fachwerk desselben mit hinreichenden Weltbegriffen angefüllt war, ehe es jene, nur in der großen Welt leicht erworbene Biegsamkeit erhalten hatte, zu handeln ohne zu denken, zu genießen ohne zu wollen. Alte Eindrücke hafteten mit Macht in seinem Geiste; für neue war er schwer empfänglich. Jene konnte seine Einbildungskraft mit Wollust bearbeiten; bey diesen fand sie nichts zu thun, und genoß sie nicht. Nur dann erst, wenn die Gegenwart sich an die Reihe der Vergangenheit gekettet hatte, und solchergestalt schon verloren für ihn war, fing seine Einbildungskraft an den gehabten Genuß aufzuwärmen, und Behagen daran zu finden. Mit wahrer Begeisterung konnte er über die Thaten der Griechen und Römer schwärmen, konnte sich den ganzen Glanz denken, der die Codrusse, die Catos umgeben; und vermied von der andern Seite jede glänzende Handlung für sich, weil er keinen Sinn für die Wirklichkeit hatte. Nur versteckt suchte er Gutes zu wirken, sich und seine Handlungen dem Auge des Beobachters zu entziehen.

Daß gerade dieser Charakter ihm zu der Bekanntschaft der Madam Weber, die wenigstens vierzig Meilen von ihm entfernt

Digitized by Google

lebte, verholfen haben soll, klingt etwas sonderbar; und doch ging das ganz natürlich zu.

Der Minister ** in dessen Kanzeley Ferdinand arbeitete, spähete bald diesen Hang zum Verstecken an ihm aus, und suchte Vortheil für den Staat daraus zu ziehen. Der Fürst wollte die Gesinnungen des Hofes *** gern lieber erforschen als erfahren; man brauchte zu diesem Geschäfte einen Mann ohne Stand, der Kenntnisse und Verschwiegenheit besäße; und Ferdinand schien dem Minister das wahre Subject dazu zu seyn.

Der Antrag des Ministers schmeichelte Ferdinand ungemein. Er sollte seinem Vaterlande dienen, ohne bemerkt zu werden! Sein heißester Wunsch hätte nicht höher steigen können; es lag alles in diesem Antrage für ihn, was er nur je wünschen konnte. Er machte sich alsbald zur Abreise fertig, schützte Kunstliebhaberey als Grund seiner Reise vor, und nahm von seinen Bekannten einige Addressen zum Scheine mit. Eine darunter war auch an Madam Weber; denn ihr Wohnort war der Ort seiner Bestimmung.

Er kam an, und gab—die Addresse nicht ab. Unverzeihlich für jeden andern Menschen, aber ganz natürlich und absichtslos aus

dem, was man schon von unserm Ferdinand weiß, für ihn. Er sah Madam Weber anfänglich auf öffentlichen Spaziergängen, ohne zu wissen, wer sie wäre, sah sie nachher in Gesellschaft beym Prediger Liebreich, ohne sich einfallen zu lassen, daß seine schwarzen Augen und sein Gespräch auf die Dame gewirkt hätten. Er bemerkte freylich an ihr, daß sie sich nicht wie die andern Frauenzimmer betrug, die auch dort waren, daß sie nicht glänzte. Aber da er sie nicht kannte, und daher nicht wissen konnte, ob diese Art zu betragen bey ihr aus Überlegung und Mangel an Willen, oder aus bloßem Unvermögen und Mangel des Verstandes herrührte; so dachte er nicht weiter an sie, so bald er die Gesellschaft verlassen hatte.

Ob die Dame ihn kenne, ob sie von seiner Addresse wissen möge, und die Vernachläßigung als Beleidigung ansehen werde, fiel Ferdinand nicht ein; wenigstens kümmerte ihn die Beantwortung dieser Fragen nicht. Zu seinem Schaden erfuhr er aber, daß „eine Kleinigkeit, zu sehr vernachläßigt, sich räche," erfuhr er, daß der ganze Roman, den die Dame mit ihm spielte, seinen Ursprung dieser Vernachläßigung zu verdanken hatte.

Einige Tage nach ihrer ersten Zusammenkunft beym Prediger Liebreich wurde Ferdinand in ihr Haus zum Abendbrod eingeladen, und kam bey Tische neben ihr zu sitzen. Da sah er nun wohl ein, daß sie dort nicht habe glänzen wollen; und ging, auf einem ganz natürlichen Wege, vom Tadel seines gehegten Zweifels zur Bewunderung der Madam Weber über. Denn sie allein belebte die ganze Tischgesellschaft, und wußte sich noch obendrein ihm, als ihrem Nachbaren, von mancher Seite so vortheilhaft zu zeigen, daß er beym nach Hause gehen, jemanden, der mit ihm einerley Weg zu machen hatte, versicherte: er hätte noch nie ein Frauenzimmer gekannt, da er bis jetzt Madam Weber noch nicht gekannt hätte.

Der Mann, dem er das sagte, war gutherzig genug über seinen Enthusiasmus zu lächeln, und ihm nachher bedeutend zu sagen: Madam Weber sey eine gefährliche Bekanntschaft. Sie habe wahres Talent, das sey nicht zu läugnen; aber sie wende es größten Theils an, Männer zu düppiren. Soll ich Ihnen rathen, junger Mann! setzte er hinzu, so seyn Sie behutsam in Ihrem Umgange mit ihr; sonst sind Sie verloren, an Leib und Seele.

Es lag nun schon einmahl in Ferdinands

Charakter, daß ein Eindruck, der auf ihn gewirkt hatte, schwer zu vertilgen war. Er sah daher das alles für Splitterrichterey, für Verläumdung, wohl gar für Eifersucht an, so wenig ihn auch das Alter des warnenden Freundes zu dem letzten Argwohn berechtigte. Er hielt es nicht einmahl der Mühe werth, sich eine nähere Erklärung auszubitten, wußte, so allgemein jener auch gesprochen hatte, auf jeden etwanigen bestimmten Tadel schon eine Entschuldigung im voraus, und ging endlich gar so weit, es der Madam Weber zum Verdienste mehr anzurechnen, daß sie mit Männern nach Gefallen spielen könnte.

Nach einer mehr durchträumten als durchschlafenen Nacht, während der die Eindrücke, welche Madam Weber und die Warnung auf ihn gemacht, in seinem Kopfe zu einem unzertrennbaren Gedanken zusammen geschmolzen waren, fing seine Einbildungskraft an mit gleicher Wärme über beyden zu brüten. Er wog jedes Wort der Warnung, verdollmetschte es und legte es aus, und fand alles, und fand nichts darin.

Behutsam soll ich mit ihr umgehen? Also doch umgehen? also sie nicht meiden?— Warum nicht meiden?—— O! sie ist unvermeidlich! wer sie ein Mahl gesehen, kann sie

nicht mehr meiden! — —Ja wohl hast du recht: sie ist gefährlich! — —Für Seel' und Leib! — —Für den Leib? und doch soll sie die Männer bloß düppiren? und doch gefährlich seyn für den Leib? — —wie ist das zu verstehen? war's bloß Redensart? — — — Nein! Nein! Nein! ich hab's! die Absicht meines hiesigen Aufenthaltes ist kein Geheimniß mehr; ich bin ihr, bin ihm verrathen! schändlich! Complott! — —aber er warnte mich doch! —warum das? — — —Ferdinand, du bist ungerecht! gegen ihn wenigstens ungerecht—und gegen sie ist er es vielleicht—gewiß! Langsam, Ferdinand! langsam! übereile dich nicht! — —Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen kämpfte er den ganzen Morgen, fand am Ende derselben, ohne es zu merken, was der Alte ihm gleich anfangs gesagt hatte, und glaubte, weil er andere Worte dafür wählte, etwas Neues gefunden zu haben.—Sein Resultat blieb immer, behutsam zu seyn, und die Warnung nicht ungebraucht zu lassen.

Sonderbar, aber doch nicht minder häufig ist der Irrthum des Menschen über das, wovon er glaubt, daß es ihm natürlich sey. Hier gilt ihm oft eine noch unter der Asche glimmende, noch nicht erprobte Leidenschaft für Natur, die alsbald zum Verräther an

ihm wird, als die Leidenschaft auszubrechen Gelegenheit findet. Da nimmt dann der Mensch zur Kunst seine Zuflucht, hält sie noch immer für Natur, und erfährt gewöhnlich zu spät, wie schülerhaft ungeschickt er gearbeitet habe.—Das war nun vollkommen Ferdinands Fall. Er glaubte ein natürliches Talent zu besitzen, den Weibern kalt begegnen zu können, hielt das: mir soll es nicht wie andern gehen! das ihm die Eigenliebe zuflüsterte, durch diese vermeinte natürliche Kälte, für keine Unmöglichkeit, fing darauf an Plane zu schmieden, und wollte erst den Roman von Seite der Dame bis auf einen gewissen Punkt gedeihen lassen, ehe er ihr etwas von seiner Neigung entdeckte. Armer, betrogener Ferdinand! Bis jetzt hatte Liebe, wie du sie nun fühltest, noch nicht auf dein Herz gewirkt; du hieltest dich für kalt, weil die Gegenstände außer dir für dein Feuer nicht empfänglich waren, und vergaßest, daß Frauenzimmerblick die Neigung des Mannes um eine gute Weile früher ausspähet, ehe der Mann sich selbst noch überzeugt hat, daß er Neigung fühlt.

Von diesem Wahne geleitet, führte er ein Ding von Gebäude auf, das nach einem Plane angelegt zu seyn schien, und dessen

Grund aus scheinbarer Gleichgültigkeit bestehen sollte. Auch machte er noch diesen Tag den Anfang mit einer kleinen Vernachlässigung. Beym Weggehen hatte er nähmlich Madam Weber heilig versprechen müssen, den andern Tag zu ihr zu kommen. Er kam nicht; und, um seine Sache noch besser zu machen, verdarb er sie, und ließ sich nicht einmahl deßhalb entschuldigen. Nicht zu kommen, wäre Beweis von Gleichgültigkeit gewesen; sich nicht entschuldigen zu lassen, war Unhöflichkeit; und diese konnte ein Mann wie Ferdinand nicht ohne Absicht begehen, diese mußte ihn bey einer Frau wie Madam Weber nothwendig verrathen. Er aber schmeichelte sich bey der nächsten Zusammenkunft, die er den Zufall veranstalten lassen wollte, Vorwürfe über seine Unart von ihr zu hören, und aus der Art, wie sie ihm diese Vorwürfe machen würde, abnehmen zu können, was in ihrem Innern, in Betracht seiner, vorginge.

Die Zusammenkunft erfolgte gleich den zweyten Tag darauf bey dem Stadtrichter; aber die Vorwürfe blieben aus. Kein Wort, keine Miene verrieth Vorwurf oder Unwillen! Es schien, als wäre er ihr ein Mann unter allen Männern, und so gleichgültig wie jene. Sie sprach mit ihm in eben dem

Tone als mit der übrigen Gesellschaft, wich seinem forschenden Blick nicht aus, suchte auch nicht ihm zu begegnen, noch weniger ihn zu beantworten.

Jede unerwartete Erscheinung macht uns neugierig auf ihre Gründe; und in der Liebe trägt diese Neugierde nicht wenig zu ihrem Fortkommen bey. Die Beschäftigung mit dem geliebten Gegenstande, die dadurch entsteht, das Forschen und Spähen in das Innere desselben, und die Furcht, die wahren Beweggründe seiner Handlungen zu verfehlen, zieht uns ab von dem größten Theil der außer ihm und uns befindlichen Dinge, versetzt uns aus der zahlreichsten Gesellschaft in eine einsame Laube oder sonst ein einsames Plätzchen, und erhöhet unsere Einbildungskraft bis zu jenem Grade, der nur eigentlich den Nahmen Liebe verdient. Je sicherer wir sind, die Ursachen errathen zu können, die den geliebten Gegenstand zu einer Handlung angetrieben; mit je mehr Zuverlässigkeit wir vermuthen, daß unsere Gedanken in die seinigen eingreifen; und je wahrscheinlicher es ist, daß wir nicht irren, weil alle seine Handlungen sich auf uns beziehen, alle seine Gedanken sich mit uns beschäftigen—desto ruhiger wird dann die Liebe, und nicht selten auch desto kälter. In

den ersten Tagen einer angehenden Liebe, wo die Liebenden sich noch nicht genug kennen, um mit Gewißheit überzeugt zu seyn, daß jeder an dem andern gleichen Antheil nimmt; und in jenem fürchterlichen Augenblicke, wo Eifersucht das Herz des einen Theils zernagt, wo er zitternd fürchtet, nicht mehr allein die Gedanken des andern auszufüllen, nicht mehr sie zu errathen—in diesen Momenten sind die Geliebten äußerst neugierig, und ihre Liebe dadurch am stärksten.

In diesen Zustand der Neugierde war Ferdinand durch das Betragen der Madam Weber versetzt worden. Er wußte nicht, ob sie keine Entschuldigung seiner Vernachlässigung verlange, weil er ihr gleichgültig wäre, oder ob ihr Herz ihn entschuldigte, und ihn der Rechtfertigung überheben wollte. Diese Ungewißheit setzte ihn auf die Folter. Er hätte die Hälfte seines Vermögens dem gegeben, der ihm zu einer geheimen Unterredung von einigen Augenblicken verholfen hätte.

Aber dazu war vor Tische keine Hoffnung. Sie saß am Spieltische, und beyde Seiten waren von Vormischern *) besetzt, die eben

*) Beym à l'hombre sitzt, im obern Deutsch-

nicht Lust zu haben schienen, ihre Plätze zu verlassen. Auch als man zu Tische führte, both ihr einer der Vormischer die Hand; und der Zufall wollte es, daß Ferdinand um ganzer sechs Stühle von ihr entfernt, und was das schlimmste war, an der nähmlichen Seite mit ihr zu sitzen kam. Er konnte nicht einmahl einen Blick von ihr auffangen, der ihm vielleicht Aufschlüsse gegeben haben würde.

Als man die Tafel aufhob, und die Männer, nach dortiger Sitte, herum gingen, den Damen ihr Compliment zu machen, ergriff er den Augenblick, um sie anzureden.

Ferd. Ich muß mich...

Mad. Web. Doch nicht entschuldigen? Lassen wir das überhaupt! setzte sie hinzu. Die wahre Entschuldigung werden Sie mir nicht sagen; und eine erdichtete mag ich nicht hören. Übrigens wünschte ich so gern zu wissen, ob ich Sie, mein Herr! errathen habe, und—dazu ist hier der Ort nicht.

Mit diesen Worten drehete sie sich etwas seitwärts, both dem Hauswirth, der ihr die Hand küssen wollte, statt dieser den Mund, ergriff dessen Arm, und führte ihn hüpfend zu der übrigen Gesellschaft.

---

land, gewöhnlich ein Mann zur Seite der spielenden Dame, um die Karte für sie zu mischen.

Man ging erst eine halbe Stunde nach Mitternacht aus einander. Weil nun schlechtes Wetter einfiel, und es um diese Zeit eben keinen Überfluß an Kutschen in der Stadt giebt, wurden die Damen allein gefahren; die Männer entschlossen sich zu Fuße zu gehen. Dadurch wurde Ferdinand auch die Hoffnung vereitelt, sie nach Hause zu begleiten.

Ihre letzten Worte ließen eine Einladung von ihrer Seite vermuthen, wenigstens vermuthete es Ferdinand; und der Gedanke, wie er sich bey dieser Zusammenkunft benehmen wolle? was sie von seinem Betragen denke? u. s. w. hielten ihn bis gegen vier Uhr Morgens wach. Er war aber um sieben Uhr kaum aufgestanden, als sein Bedienter ihm folgenden Zettel von Madam Weber gab.

„Die Weiber, mein Herr! scheinen Ihnen zuvor gekommen zu seyn; und die es Ihnen sind, mögen wohl so unrecht nicht gehabt haben. Eine gewöhnliche Frau, die einem geschiedten Manne die ersten Schritte thut, hebt sich dadurch schon über das Gewöhnliche einiger Maßen hervor, und verdient eher Lob als Tadel. Schade nur, daß man Sie, mein Herr! dadurch verdorben hat. Nun behandeln Sie uns alle auf eine Art, und benehmen dadurch jenen gutmü-

Digitized by Google

thigen Geschöpfen das Bißchen Verdienst, das sie hatten, einem geschiedten Manne nähmlich zuvor gekommen zu seyn. Ich irre nicht, wenn ich glaube, daß Sie Ihr Wort gegen mich nur deßhalb brechen, weil Sie vermutheten in mir das zu finden, was anders zu finden, Sie der Mühe zu suchen nicht werth halten. Aber Selbstbetrug wäre es, wenn ich Ihnen verhehlen wollte, daß es mich sehr freuen würde, in der Belehrung: nicht eine Frau wie die andere zu behandeln, die ich Ihnen hier gebe, Ihnen auch mittelbar den Begriff beygebracht zu haben, daß—nun! daß keine gewöhnliche Frau Ihnen diese Lehre geben wird.

Den 25. July 1775.

Margaretha Weber."

Der Zettel that die ganze Wirkung, die er thun sollte. Das Zuvorkommende desselben, das doch nicht Zuvorkommen zu seyn schien; das Gewöhnliche, das hier mit einem Scheine von Neuheit gesagt wurde; die Vorwürfe, die hier in Lobeserhebungen verwandelt waren; und endlich das richtige Eindringen in seine Gedanken—alles das berührte so innigst die Saite in Ferdinands Seele, die am meisten gespannt war, und brachte ihm einen so hohen Begriff von der

Dame bey, daß er laut ausrief: Nein! ich habe noch nie ein Frauenzimmer gekannt!

Er wollte antworten; aber was? Der Zettel schien keine geschriebene Antwort zu verlangen. Überdieß waren beym Schreiben nur zwey Wege für ihn offen. Entweder sich zu zeigen, wie er war; ihr alles zu sagen, was er für sie fühlte—oder seine angefangene Rolle auch schriftlich fortzuspielen. Das letzte aber schien ihm doppelt unthunlich. Er war von der einen Seite zu wenig Komödiant, die Dame von der andern zu gute Kennerinn, um die Rolle, in einem Briefe, bey dem man Zeit zum Überlegen hat, mit Ehre spielen zu können. Sie hätte ihn durchschaut und verachtet.

Aber auch die Offenherzigkeit hatte ihr sehr Unangenehmes für ihn. Er, der sich die Warnung des Alten nicht aus dem Sinne schlagen konnte, der der Dame zum Spiele zu dienen fürchtete, und dieß als die höchste Kränkung ansah, die ihm widerfahren könnte—er hätte ihr zuerst sagen sollen, daß er sie liebe, sie anbethe? Nimmermehr! Dazu hielt er zu sehr auf seine Festigkeit. Dazu hatte er seinen Plan schon zu lieb gewonnen.

Er war, wie man sich leicht vorstellen kann, in der größten Unruhe. Bald wollte

er sich ankleiden, sich Madam Weber zu Füßen werfen, ihr alles gestehen, und dadurch Verzeihung von ihr zu erhalten suchen; und bald erstarrte kalter Schauer sein ganzes Wesen bey dem Gedanken: du wirst von dem Weibe verhöhnt!

In solchen widrigen Momenten besitzt Mutter Eigenliebe stets ein gar treffliches Mittel, das zwar die Sache um kein Haar breit bessert, aber doch dazu dient, uns gegen uns selbst weniger bitter zu machen— sie wälzt die Schuld unserer widrigen Lage von uns auf andere.—Ohne daher die Beleidigung zu fühlen, die der Dame durch ihn widerfahren; ohne sich über seine Leichtgläubigkeit, seinen Mangel an Entschluß und seinen Starrsinn zu ärgern, verwünschte Ferdinand den Alten, als die einzige Ursache zu dem ganzen Unheil, und erklärte sich für schuldfrey. Wer, sagte er zu sich selbst, hat die Warnung von ihm verlangt? Würde etwas Verdächtiges sich dort gezeigt haben, ich hätte es ja wohl selbst finden können! Sprach er ja auch so unbestimmt. Das trägt ganz das Merkmahl der Verleumdung an sich.

In dieser Gemüthslage, in diesem stäten Brüten über der Absicht des Alten, trat ein Mann zu Ferdinand ins Zimmer, der ihm

einiges Geld gegen einen Schein auszubezahlen hatte. Ferdinand kritzelte den Schein mit so geringer Aufmerksamkeit hin, daß er den Namen Treumann—so hieß der Alte—statt des Nahmens des Überbringers schrieb. Jener, der das Geschriebene ruhiger durchlas, als Ferdinand es geschrieben, gab es ihm mit den Worten zurück: Sie haben sich in meinem Namen geirrt, ich bin der brave Treumann nicht.

Der brave Treumann! das fiel ihm auf wie ein Donnerwetter. Er erkundigte sich bey dem Manne nach Treumanns Charakter, und erfuhr, daß es der redlichste Biedermann der ganzen Stadt sey, der in seinen jüngern Jahren die Welt gesehen und Menschen kennen gelernt habe.

Natürlich mußte ihn diese Nachricht um einen guten Theil ruhiger machen; der Argwohn gegen Treumann war wenigstens gehoben; glücklicher machte sie ihn nicht. Die Seele des Menschen ist von so gutmüthiger Natur, daß sie sich bey dem unruhigen Schwanken zwischen dem Verdammen zweyer Personen glücklicher fühlt, als bey der Gewißheit, das verdammen zu müssen, was ihr lieb geworden. Nun war kein Betrug weiter denkbar, als von Seiten der Weber, nun hätte er sie allein anklagen müssen, nun war

Digitized by Google

er erst unglücklich.—Margaretha Weber eine Betrügerin!—Er war außer sich.

Er entfaltete den in der Hand zerknirschten Zettel der Weber, las ihn nochmahls, und rief aus: Betrug muß Betrug entgegen gesetzt werden! Die Sache steht bey weitem nicht so schlimm, als ich geglaubt! Sey wie ihm wolle, sie ist mir zuvor gekommen! Sie hat mehr gesagt, als sie hätte sagen sollen— vielleicht mehr als sie sagen wollte. Die Art, wie ich sie behandle, ist nicht zweckwidrig! Die Heuchlerinn soll kirre gemacht werden!——Treumann soll mir beichten, und dann weiß ich schon, was zu thun ist!

Er kleidete sich an, und lief zu Treumann.

L. Bendavid.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

VII.

K. K. Theater.

Den 21. Februar. Röschen und Colas, eine comische Oper in zwey Aufzügen. Die Oper selbst ist zu bekannt, als daß man viel darüber zu reden brauchte. Madam Lange sang vortrefflich. Herr Lange hat so viele Verdienste, daß er auf den Ruhm eines Sängers Verzicht thun kann und soll. Auch sein Spiel gefällt uns in gemeinen Rollen viel weniger als in edlen. Die Herren Dauer und Saal machten es sehr gut, und Herr Weidmann, als Mutter Anna, erhielt den lautesten Beyfall. Wir hätten gewünscht, daß er den weiblichen Ton, in dem er anfing, bis an das Ende beybehalten hätte.

Den 22. spielte Madam Rousenl die Rolle der Elisabeth in Essex, und zeigte sich als große Künstlerinn. Würde, Leidenschaft, Feinheit, alles stand ihr zu Geboth. In Deutschland wird sie in dieser Rolle gewiß von niemanden erreicht werden.

Herr Ziegler als Southhampton leistete alles, was man fordern kann. Nur sollte er eigene Nahmen nicht anders aussprechen, als alle übrigen, sonst weiß der Zuschauer am Ende nicht, welche Person gemeint ist. Mademoiselle Föhrmann als Rutland glänzte vorzüglich in der Scene, wo sie durch zu eifriges Lob ihre Liebe zu Essex der eifersüchtigen Königinn verräth.

Den 23. Februar: Die wieder gefundene Tochter Otto's II. Ein heroisches

Ballett in 5 Handlungen von Herrn Anton Muzzarelli.

Wenn seit Noverren irgend ein Ballett das lauteste Lob aller Kenner und die Thränen aller fühlenden Herzen verdient hat, so sind es die Ballette Ines de Castro und das gegenwärtige. Ines de Castro hat zwar Vorzüge, was die Erfindung und den Gang der Handlung betrifft; aber Otto's wieder gefundene Tochter ist so reich an Gemählden, Gruppen und schönen Situationen, ist so vortrefflich gedacht, angeordnet und ausgeführt, daß nur die gröbste Ungerechtigkeit dem Talente des Herrn Muzzarelli Dank und Bewunderung versagen kann. Hier ist die Geschichte. Otto II. hatte seine Tochter Adelasia zur Braut des Königs von Hungarn bestimmt. Sie aber heurathete heimlich ihren geliebten Alaram, einen Prinzen von Sächsischem Geblüte, und entfloh mit ihm. Sie ließen sich in Ligurien unweit Alba Pompeja nieder, lebten hier als Landleute mehrere Jahre, und erzeugten zwey Kinder. Otto, (hier beginnt das Ballett,) hat in seinem Zuge wider die Saracenen sein Lager bey Alba Pompeja aufgeschlagen, und wird auf der Jagd von einem Donnerwetter überrascht. Seine drey Enkel wollen ihn in die Hütte ihrer Altern führen, und verrathen sie hierdurch dem ergrimmten Kaiser, der sie trennen und gefangen nehmen läßt. Hier endigt die erste Handlung. Die Scene ist ein Thal mit einem Wasserfalle, der eine gute Wirkung thut. Zweyter Aufzug. Die Bühne stellt das Lager des Kaisers bey Alba Pompeja und eine Festung vor. Die Kaiserinn kömmt sammt ihrer Tochter Mathilde hier an, und wird von Evandern, Alerams Bruder und Otto's Generale, bewillkommt. Der Kaiser nahet sich mit seinen Gefangenen. Evander und die Prinzessinn suchen die Kaiserinn für diese Unglücklichen zu interessiren. Adelasia erscheint auf dem Walle,

wo sie um Rettung fleht. Einer ihrer Söhne springt in den Graben, und wird ohnmächtig weggeschleppt. Dritter Aufzug. Alerams Traum im Kerker. Das Unschickliche hierbey ward in der zweyten Aufführung weggelassen. Aleram erwacht. Die Pantomime des Herrn Vulcani, der jedes Traumgesicht überdenkt, und bald Hoffnung bald Verzweiflung äußert, ist meisterlich. Er wird durch die Wache fortgeführt, nachdem ihm der Hauptmann das Todesurtheil angekündigt, und die Fesseln hatte wegnehmen lassen. Evander, Mathilde und Adelasia mit ihren Kindern kommen durch die andere Thüre. Ihre Verzweiflung, als sie ihn nicht mehr hier und die Fesseln auf der Erde finden. Evander eilt weg, und bringt ihn zurück; er befiehlt dem Hauptmann der Wache ihn frey zu lassen, der ungern gehorchet, und es sogleich dem Kaiser meldet. Während eines edlen Wettstreites zwischen den Brüdern, indem Evander dem armen Aleram zu fliehen befiehlt, dieser aber sein Leben mit der Gefahr seines Bruders nicht kaufen will, tritt Otto herein und befiehlt, den Aleram zum Tode zu führen. Adelasia's Entschluß ihren Gatten zu retten oder zu sterben. Vierter Aufzug. Nach dem Program stellt die Bühne einen Waffenplatz vor. Man mußte sich aber mit dem erbärmlich gemahlten Markte aus der letzten so genannten ernsthaften Oper begnügen. Aleram wird zum Tode geführt. Adelasia dringt mit ihren Kindern durch die Soldaten, und wirft sich zu des Kaisers Füßen. Die Kaiserinn selbst bittet ihren Gemahl. Alles umsonst. Endlich ziehet Evander, und durch seine Vermittelung alle Soldaten, den Degen, wie Rolla in der Sonnenjungfrau, werfen ihn aber schneller weg, als dieser Rebell, und bieten für Alerams Leben das ihrige an. Otto verzeihet. Fünfter Aufzug. Eine Gallerie. Nun beginnet das Freudenfest mit Aleram und Adelasia, die schon in fürstlicher Kleidung er-

Digitized by Google

scheinen, und einem Sechstanze zwischen Otto, der Kaiserinn, Mathilden und Evandern. Nun folgen die Alleintänze und eine schöne Gruppe schließet dieses Muzzarellische Meisterstück.

Die Aufführung dieses Balletts ist so vollkommen, als man sie nur wünschen kann. Herr Marsigli als Otto, Mademoiselle Mariatti als Kaiserinn, Herr Gecchi als Evander, vorzüglich aber Mad. Muzzarelli als Adelasia und Herr Vulcani als Aleram zeigen ihre Talente sowohl in der Pantomime als im Tanze. Auch Mademoiselle Maria Anna Venturini gefiel besonders in ihrem Alleintanze.

Die Musik, deren große Schönheiten nicht wenig beytrugen das Vergnügen der Zuschauer zu erhöhen, verdanken wir dem Herrn Kapellmeister Kozeluch. Doch wurde sie den ersten Abend, an welchem er selbst dirigirte, viel besser gespielt, als den zweyten. Eine nicht zu verzeihende Nachlässigkeit.

Digitized by Google

Der im vorigen Stücke dieſes Journals abgebrochene Artikel: Öſterreichiſche Damenſtifte wird in dem künftigen Stücke ergänzt werden.

Hr. J. F. Ratſchky, welcher, der getroffenen Übereinkunft nach, das gegenwärtige Monathsſtück heraus geben ſollte, ſieht ſich ſeiner bis jetzt wider ſeine Hoffnung noch nicht hergeſtellten Geſundheit wegen, die ihm die wenigen von ſeinen Amtsgeſchäften übrigen Erhohlungsſtunden zu anſtrengenden Nebenarbeiten anzuwenden nicht geſtattet, genöthigt, ſich ſowohl von der Mitherausgabe, als auch von allem Antheile an der Öſterreichiſchen Monathsſchrift loszuſagen. Der Herausgeber des gegenwärtigen Stückes iſt alſo mit ſeinen ſchon vor einiger Zeit zum Drucke fertigen Beyträgen an deſſen Statt früher, als er ſollte, hier vorgerückt.

Digitized by Google

Druckfehler im dritten Hefte.

Auf der zweyten Seite des Umschlags

Z. 11 lies Vertheidiger statt Vertheitiger
— 13 — Schreyvogel — Schreivogel
— 19 — Fridrich statt Friedrich
S. 210 Z. 2 lies Wirkungen hervorgebracht statt Wirkungh ervorgebracht
— 214 — 5 v. u. lies Stiftsoberinn statt Stiftungsoberinn
— 215 — 3 v. u. lies auf statt auch
— 216 — 11 v. o. lies den statt der
— 216 — 12 lies Vorsteherinnen statt Vorsteherinn
— 216 — 15 lies Gräfinnen statt Grafinnen
Statt den Seitenzahlen 218 und 219 steht 118 und 119
S. 218 Z. 15 lies Gulden. statt Gulden
— 218 — 16 — Die statt die
— 218 — 17 muß das Komma wegbleiben
— 218 — 20 ebenfalls
— 221 — 19 — dem statt den
— 221 — 23 muß das Komma wegbleiben
— 222 — 7 lies anzuordnen statt anzuwenden
— 222 — 8 und ff. lies. Da das Neustädter Stiftsgebäude bey der Vereinigung desselben mit dem Stifte auf dem Hradschin von ꝛc.
— 222 — 10 lies dem statt den
— 222 — 14 — unentgeltlich statt unentgeldlich
— 222 — 15 — von statt vor
— 222 — 20 — vor statt an
— 224 — 3 lies kön: statt k
— 224 — 4 — untergeben seyn, statt untergeben,
— 224 — 11 — vorzusetzen. statt vorzusetzen
— 224 — 13 — Vorsteherinnen statt Vorsteherinn
— 225 — 3 lies den statt oen
— 226 — 11 — Kämerersfrauen statt Kammerfrauen
— 230 — 19 — Cruſoe statt Cruſoe

Digitized by Google

S. 233 Z. 2 fehlt das Punctum
— 233 — 8 lies Burgheim statt Burgheim
— 245 — 3 — Kaisern statt Kaiser
— 246 — 9 — Werden statt Werken
— 249 — 4 v. u. fehlt das Punctum
— 255 — 3 v. u. fehlt am Ende ein Strichpunkt
— 256 — 11 lies ehelicher statt ehrlicher
— 256 — letzte lies Freyschöppen statt Frey-
— 259 — 7 in der Note lies rothen statt vothen
— 265 — 11 lies worden statt wurden
— 266 — 6 v. u. muß das: wegbleiben
— 273 — 7 lies rief er bey statt rief bey
— 274 — 4 — aber es geschah statt es aber geschah
— 275 — 6 — ihn statt ihm
— 294 — 12 — Cottum statt Hottum
— 294 — 16 — tum statt um
— 295 — 4 — Cottu statt Hotti
— 295 — 8 — excurrit, annos lacrimas statt excurrit annos lactimas,
— 296 — 14 — si statt sine
— 296 — 16 muß das Komma wegbleiben
— 297 — 1 lies Tua statt Tui
— 299 sollte die Fabel in eben der Form gedruckt seyn, wie die gegenüber stehende
— 299 Z. 1 lies Knabe statt Knab
— 302 — 16 — 42 statt 24
Statt der Seitenzahl 303 steht 330
S. 304 Z. 4 lies leben statt eben
— 304 — 12 — 19 statt 9
Die Seitenzahl 305 fehlt.
S. 305 steht zwey Mahl Jänner statt Januar.
— 306 Z. 14 lies zänkischen statt länkischen
— 306 — 3 v. u. lies wider statt wieder
— 307 — 2 v. u. — Angiolini statt Agiolini
— 310 — 8 v. u. lies Pas de deux statt Bas de deux
— 310 — 7 v. u. lies Reise statt Keise
— 312 — 12 lies folgt sie nach statt folgt nach
— 312 — 23 muß nach Behandlungen das Komma wegbleiben.

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

May, 1794.

I.

Österreichische Damenstifte.

(Beschluß.)

4) Damenstift in Brünn.

Das adeliche Fräuleinstift zu Brünn in Mähren wurde von der Frau Gräfinn Johanna Francisca Prisca, verwittweten von Magnis, gebornen Bergerinn von Berg, in dem am 24. Januar 1654 hinterlassenen Testament unter dem Nahmen Mariens Schule gestiftet. Die Errichtung und die künftige Mitdirection hatte die Stifterinn ihrem Universalerben, Fürsten Maximilian von Dietrichstein und seinen nachfolgenden Fideicommißbesitzern, aufgetragen. Der Wille der Verblichenen konnte jedoch verschiedener Hindernisse wegen erst im Jahre 1697 von

Digitized by Google

dem Sohne des besagten Erben, dem Fürsten Ferdinand von Dietrichstein, vollzogen werden.

Dieß Damenstift bestand Anfangs aus einer Oberinn, welche aus dem Herrenstande seyn mußte, aus vier Fräulein von dem Herren-, vier von dem Ritterstande, und aus eben so viel unadelichen. Alle mußten katholisch seyn. Die Oberinn und die Fräulein aus dem Herren- und Ritterstande hatten Kammerherren-Proben, das ist: so viele Ahnen aufzuweisen.

Zur Würde einer Oberinn berechtigte nur der Wittwenstand und das Alter zwischen 30 und 50 Jahren. Die aufzunehmenden Fräulein durften nur zwischen 12 und 20 Jahren alt, und gut gewachsen seyn. Sie verrichteten gemeinschaftlich zu bestimmten Stunden ihren Gottesdienst, gingen in den Chor, wo sie die großen Tagezeiten der Jungfrau Maria betheten. Für den Unterhalt und die Bedienung hatte die Stifterinn wie eine zärtliche Mutter gesorgt. Überdieß, daß die Oberinn eine Präbende von jährlichen 1200 fl., die adelichen Fräulein 300, und die unadelichen 200 fl. genossen, speisten sie an einer Tafel, hatten Mädchen zur Bedienung, einen Garten, vier Kutschenpferde, zwey Wägen und drey Bediente.

Digitized by Google

Sie hatten ein gleiches Stiftszeichen, das Bildniß der Mutter Gottes — nur unterschieden sie sich dadurch, daß die Oberinn es an ihrem violettfarbenen Bande an der Seite hangen, und mit Diamanten besetzt hatte; die Fräulein aus dem Herrenstande trugen es an blauen Bändern mit weißem Rande, die des Ritterstandes an weißen mit blauem Rande, und die unadelichen an ganz weißen.

Die Kaiserinn Elisabeth stiftete zu diesem Institute noch ein Fräulein aus dem Herrenstande. Die Markgräfinn Mährens ist jederzeit Schutzfrau dieses adelichen Institutes, wozu sie von der Stifterinn in dem obbesagten Testamente erbethen war, und hat das Recht, die Oberinn zu ernennen.

Bis zum Jahr 1791 wurden keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen; in diesem Jahre aber vermehrte die Kaiserinn Ludovica, mit Einvernehmen des Mitdirectors, Fürst Karl v. Dietrichstein, die Anzahl mit zwey Fräulein aus dem Herren- und eben so vielen aus dem Ritterstande. Auch die unadelichen erhielten einen Zuwachs von zwey Personen, genießen nun ihre Präbende, die neu aufgenommenen 200 fl., die übrigen 500, für sich außer dem Stiftshause, und tragen, wie die Oberinn, das Ordens-

zeichen an einem blauen Bande mit weißem Rande. Die neuen Statuten sind ganz wie jene des Wiener Damenstiftes.

5) Damenstift in Grätz.

Dieses Stift entstand durch ein höchstes Handbillett, welches Kaiser Joseph II. am 28. März 1784 an den Inneröstereichischen Gouverneur mit dem Befehl erließ, das Kloster der Dominikanerinnen zu Grätz aufzuheben, und an dessen Statt ein weltliches Damenstift zu errichten.

Die Einrichtung dieses Stiftes kam am 1. Januar 1785 zu Stande, an welchem Tage die Damen feyerlich eingeführt wurden. Dieses Stift ist nach dem Muster desjenigen zu Halle eingerichtet, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Damen beysammen wohnen.

Vermöge der Entschließung vom 12. Oct. 1784 soll die Zahl der Stiftsdamen auf 18 bestimmt seyn.

Gegenwärtig hat jede Stiftsdame nebst der gewöhnlichen Pension von 200 Gulden, die sie mit den unadelichen Chorfrauen des aufgehobenen Clarisser Nonnenklosters gemein hat, nur noch 100 Gulden Zulage, weil zu größeren Präbenden der Fond ge-

Digitized by Google

genwärtig nicht hinreicht, da aus demselben noch 13 unadeliche Chorfrauen und 8 Layenschwestern des aufgehobenen Clarisser Nonnenklosters pensionirt werden.

Indessen ist am 9. Aug. 1784 befohlen worden, die durch Ableben der unadelichen Chorfrauen in Ersparung kommenden Pensionen unter die Damen so lange zu vertheilen, bis jede eine Präbende von 500 Guld. erhält.

Am 12. October 1784 ward verordnet, daß zur Aufnahme der künftigen Stiftsdamen das Verhältniß zwischen Herren- und Ritterstand gleichgesetzt, und Töchter erbländischer Familien, und zwar ohne daß sie Landsleute seyn müssen, aufgenommen, und die Adelsprobe nur von 4 Ahnen, jedoch väterlicher und mütterlicher Seite, gefordert werden.

Die Damen haben mit den Savoyischen gleichen Rang, unter sich aber nach dem Tage des Eintrittes.

Zu Vorsteherinnen wurden die 4 auszuwählenden ältesten Stiftsdamen bestimmt.

Die Regeln des Savoyischen Stiftes wurden auch für dieses vorgeschrieben, und den Damen ein Land- und Stiftszeichen auf Kosten des Religionsfonds verliehen. Am 27. May 1785 und am 3. October 1786 schrie-

Digitized by Google

ben Se. Maj. wegen künftiger Wahl der Vorsteherinn und der Andachtsübungen dasjenige vor, was über diese Gegenstände in den übrigen Stiften verordnet ist.

Wenn die unadelichen Klosterfrauen, die in dem Stiftsgebäude gelassen wurden, nach und nach absterben, und also Raum übrig ist, so sollen in das Stift auch Kostfräulein gegen 400 Gulden Kostgeld angenommen, und denjenigen aus ihnen, deren Ältern mit Hinterlassung eines geringen Vermögens gestorben sind, bey Gelegenheit einer Erledigung eine Präbende zugesichert werden.

Zur Dotirung des Stiftes wurden aus dem Religionsfonde 250000 Gulden zu 4 v. H. abgetheilet, und dafür demselben das ganze Vermögen des aufgehobenen Nonnenklosters überlassen. Dieser Fond gibt eine jährliche Erträgniß von 10000 Gulden, wovon 9000 zu Präbenden und 1000 Gulden zu den übrigen Ausgaben bestimmt sind.

6) Damenstift in Görz.

Über einen Vortrag vom 6. Febr. 1786 haben Se. Maj. beschlossen, das von den Görzischen Ständen für adeliche Mädchen fondirte Clarisser Kloster, welches aufgehoben worden ist, den Ständen zur Wohnung

Digitized by Google

für arme Mädchen vom Adel zu überlassen, und zugleich befohlen, daß aus den 4429 Gulden betragenden jährlichen Einkünften dieses Klosters Stipendien für diese Mädchen gemacht werden.

Da aber nach der Hand das Klostergebäude der Clarisserinnen dem Militär überlassen wurde, so ist für das neue Mädchenstift die ehemahlige bischöfliche Residenz in Görz bestimmt worden.

Allein es zeigte sich gar bald, daß sich die wirkliche Einrichtung eines ordentlichen Stiftes aus Mangel des nöthigen Fonds sehr lange hinaus ziehen würde, weil von den so geringen Einkünften, wovon auch nach der Zeit die Pensionen der Exnonnen bestritten werden mußten, nicht einmahl volle 300 Gulden auf Präbenden übrigten; daher verordneten auch Se. Maj. am 8. Febr. 1787, daß von der zuerst abgekommenen Einrichtung abzugehen sey, und die aufzunehmenden Damen nicht beysammen wohnen, sondern nur das Stiftszeichen tragen, und ihnen nach der Art des Haller Stiftes 300 Gulden Pension auf die Hand gegeben werden sollten.

Digitized by Google

7) Damenstift in Halle.

Das königliche Stift zu Halle ward im Jahre 1573 von der Königinn Magdalena und Erzherzoginn Magdalena gestiftet.

Es war Anfangs ein weltliches Damenstift, aber nach und nach erhielt es die Gestalt eines Geistlichen, so daß die Damen auch die Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams ablegten.

Se. Maj. wollten dasselbe zu einem dem Staate vortheilhafteren Damenstifte umgestalten, oder vielmehr zu seinem ersteren mehr weltlichen Institute zurück führen. Sie beschlossen daher am 12. May 1783, daß es als aufgehoben erklärt, dessen Vermögen verwaltet, den Klosterfrauen die Aufnahme neuer Mitglieder untersagt, die Kirchenmusik aufgehoben, der Überschuß der Einkünfte an den Religionsfond abgegeben, und sodann, nach verminderter Zahl der Nonnen, erwogen werden sollte, wie das Stift am nützlichsten für den Staat einzurichten wäre.

Über diese Entschließung verlangten die Klosterfrauen, deren Zahl aus 37 bestand, säcularisirt zu werden. Es ward daher am 7. Sept. 1783 befohlen, daß jeder zur Ausstattung 200 Gulden, dann jährliche 400

Digitized by Google

Gulden zum Unterhalt gereicht werden sollten. Zugleich ward aber auch beschlossen, die mit Tod Abgehenden jedes Mahl mit einer der Stiftung fähigen Dame wieder zu ersetzen, und den an dem Vermögen des Stiftes nach diesen Ausgaben sich zeigenden Überschuß auf die Verbesserung der Mädchenschulen zu verwenden.

Der Oberinn ist am 30. Oct. 1783 doppelt so viel als den übrigen Damen, und im Januar 1784 sind den 4 vergelübdeten Dienerinnen des Stiftes zur Ausstattung 100, und zum Unterhalte jährlich 150 Gulden bewilliget worden.

Um einen Platz in diesem Stifte zu erhalten, muß die Ansuchende 4 Ahnen von Vater und Mutter, folglich 8 Ahnen, beweisen und mittellos seyn.

In Ansehung der Geburt ist dem Hofe die Dispensation für Töchter der Staabsofficiere und höheren Civilbeamten vorbehalten.

Den Damen dieses Stiftes ist am 22. Januar 1784 ein eigenes Stiftszeichen bewilliget worden.

Nach einem von dem Tyrolischen Gubernium im Jahre 1786 eingesendeten Ausweis bestanden damahls die reinen Einkünfte des Stiftes in 30122 Guld. 40 kr. Die Aus-

Digitized by Google

gaben aber in 20805 Gulden 55 kr. Es war also ein Überschuß von 9816 Gulden 45 kr. vorhanden. Von diesem Überschusse sind über einen Vortrag vom 27. Dec. 1787 4800 Gulden auf 12 neue Präbenden verwendet worden, so daß damahls in allem 49 Präbenden waren, 4800 Gulden aber wurden zur Errichtung eines Mädchenpensionates bestimmt; der Rest endlich ist sammt dem vorhandenen Cassereste, der 2589 Gulden 32 kr. betrug, auf unvorgesehene Fälle übrig gelassen worden.

Im Jahre 1789 wurden aus dem bey dem Stiftungsfonde weiters sich gezeigten Überschusse 4, und im Jahre 1791 wieder eine Präbende errichtet.

Von der Errichtung des Mädchenpensionates kam es im Jahre 1791 wieder ab, und die dazu bestimmten 4800 Gulden wurden zu 12 neuen Präbenden verwendet, so daß gegenwärtig in allem 66 Präbenden sind.

8) Damenstift zu Seckingen in Vorderösterreich.

Dieses Stift war bis zum 16. Jahrhundert ein weltliches Damenstift. Um diese Zeit gab sich dasselbe die Gestalt eines geistlichen, aber ohne hierüber feyerliche Gelübde

anzunehmen. Im Jahre 1782 verlangte und erhielt es die Säcularisirung.

Eine Entschließung vom 6. Oct. 1785 bestätigte den Bestand des Stiftes, befahl aber die Statuten der Zeit und den Umständen anzupassen, und alles Klösterliche zu entfernen.

Diese Veränderungen wurden einverständlich mit der Äbtissinn noch im Dec. 1785 zu Stande gebracht, und die neuen Statuten von Sr. Maj. genehmiget.

Die jährlichen Einkünfte des Stiftes bestehen in 30680 Gulden 35 kr., von welchen aber nach Abzug aller gemeinschaftlichen Ausgaben nur 14812 Gulden 10¼ kr. auf Präbenden übrig blieben.

Über den Vortrag vom 4. Jul. 1785 ist die Zahl der Damen auf 9, nebst der Oberinn, welcher der Titel einer gefürsteten Äbtissinn bewilliget wurde, indessen festgesetzt und zugleich beschlossen worden, der Fürstinn jährlich 3000 Gulden, jeder Dame aber 600 Gulden abzureichen.

Der Überschuß der jährlichen Einkünfte wurde befohlen, auf die höchstdringenden und beträchtlichen Baureparationen zu verwenden, nach der Vollendung aber auf neue Präbenden zu vertheilen.

Digitized by Google

9) Damenstift in Lemberg.

Durch ein Handbillet vom 21. Sept. 1787 gaben Se. Maj. den Entschluß zu erkennen, für den armen Galizischen Adel weiblichen Geschlechtes in Lemberg ein Damenstift zu errichten. Dieß Stift sollte aus 12 Damen mit Inbegriff der Oberinn bestehen.

Für die Oberinn, zu welcher Se. Maj. eine Dame aus dem Prager Stifte auszuwählen befahlen, sind 1500 Gulden, für die zweyte Älteste 1200, und für jedes der übrigen Stiftsfräulein 800 Gulden jährlich als eine Präbende bestimmt.

Die Statuten des hiesigen Savoyischen Damenstiftes sind zur Grundlage für das Lemberger Stift genommen worden. Zur Wohnung für die Stiftsdamen haben Se. Maj. das so genannte Kasanirer Nonnenkloster, welches aufgehoben ist, bestimmt und die Herstellung desselben angeordnet.

In dem Handbillette vom 21. Sept. 1787 verordneten Se. Maj., daß der für dieß Stift auf 14690 fl. berechnete Kostenbetrag aus dem Fonde der eingehenden doppelten Contribution, welche die außer Land lebenden Galizischen Güterbesitzer zu zahlen haben, bestritten werden sollte.

Digitized by Google

Da man aber hierauf die Vorstellung machte, daß dieser Fond bereits den Trivialschulen gewidmet sey, so versprachen Se. Maj. am 23. Sept. 1787 wegen des eigentlichen Fondes für diese Stiftung seiner Zeit die nähere Entschließung zu ertheilen, und verordneten überhaupt, daß die Zusammensetzung dieses Stiftes bis auf ruhigere Zeiten ausgesetzt bleibe.

10) Damenstift in Kärnthen.

Weiland des Kaisers Leopold II. Maj. geruheten über eine Bitte der Kärnthnerischen Stände im Jahre 1791 zu bewilligen, daß das Vermögen des aufgehobenen Stiftes St. Georgen zur Errichtung eines Damenstiftes für Kärnthnerische Fräulein verwendet, und gleich Anfangs 4 Präbenden, jede zu 400 Gulden aus dem Religionsfond angewiesen, den Ständen aber die Einsicht der Rechnungen über die Einkünfte und Ausgaben dieses aufgehobenen Stiftes bis zur Übernahme des ganzen Vermögens eingeräumt werden soll.

Am 27. Januar 1792 wurde verordnet, daß von 2 zu 2 Jahren ein Zuwachs von 2 Präbenden festzusetzen, und, in so weit die

Einkünfte des Stiftsvermögens zureichen, damit fortzufahren sey.

Diese Präbenden werden den Kärnthnerischen Stiftsfräulein auf eben die Art, wie es bey der Haller Stiftung geschieht, auf die Hand bezahlt.

Zur Aufnahme in die Stiftung sind die Töchter jener Ältern geeignet, die entweder Kärnthnerische Landstände und wenigstens vom Ritterstande sind, oder die sich um das Land durch zehnjährige Dienste in höheren Ämtern als lande sfürstliche Räthe oder als Staabsofficiere Verdienste erworben haben, dabey aber mittellos und mit vielen Kindern versehen sind. Ahnenproben werden nicht gefordert. Die Aufzunehmende muß wenigstens 15 Jahre alt seyn.

Die Kärnthnerischen Stiftsfräulein müssen, wenn sie öffentlich erscheinen, schwarz gekleidet seyn.

Zum Stiftszeichen ist eine Medaille bestimmt, deren rechte Seite das Bild des heil. Leopold, die andere aber das Kärnthnerische Wappen, in Schmelzfarben entworfen, darstellt. Über dem Wappen ist die Inschrift: Leopoldus II. Instituit, zu sehen, und über der Medaille ist eine goldene Krone, die aber beweglich ist, angebracht, durch welche auf der Rückseite das Band durchge-

Digitized by Google

zogen wird. Das Ordensband ist nach der Farbe des Wappens gelb mit schmalen schwarzen Rändern.

Da die Stiftsfräulein nicht beysammen, sondern bey ihren Ältern oder Befreundten leben, so sind ihnen auch keine Statuten vorgeschrieben, und sie haben nur für die Verstorbenen aus der Familie des durchlauchtigsten Stifters das Todtenofficium am Gedächtnißtage der armen Seelen zu bethen.

Die Ernennung der Stiftsfräulein ist Sr. Maj., der Vorschlag aber der Landes- und Hofstelle vorbehalten.

11) Damenstift in Krain.

Am 21. Oct. 1791 haben weil. des Kaisers Maj. Leopold II. zu entschließen geruhet, daß zur Unterstützung der armen Töchter des Herren- und Ritterstandes in Krain ein Damenstift errichtet, und dazu die Einkünfte der aufgehobenen Stifte Minkendorf und Michaelstätten gewidmet werden sollen. Zu diesem Ende befahlen Se. Maj. zu seiner Zeit, wenn der Religionsfond von den Pensionen für die aufgehobenen Stiftsfrauen befreyet seyn wird, jährlich 8000 Gulden aus demselben für das Damenstift zu bestimmen, und daraus 36 Präbenden, und zwar

4 zu 300, 8 zu 250, und 24 zu 200 Gulden zu schaffen; die höheren Präbenden aber nur jenen Fräulein vorzubehalten, deren Ältern die dürftigsten und mit den meisten Kindern beschweret sind.

Auf der Stelle ward indessen mit 8 Präbenden zu 200 Gulden der Anfang gemacht, und selbe dürftigen Fräulein aus Krain verliehen.

Das Ernennungsrecht zu den Plätzen ist dem Landesfürsten, der Vorschlag aber der Landes- und Hofstelle vorbehalten.

Zur Aufnahme wird ein Alter von 15 Jahren, ein unbescholtener Wandel und Dürftigkeit erfordert. Die Aufzunehmende darf nebst dieser keine andere Stiftung genießen. Zur Erhaltung einer Krainerischen Damenstiftspräbende sind nur solche Fräulein fähig, deren Väter entweder Krainerische landständische Mitglieder und wenigstens vom Ritterstande sind, oder deren Ältern durch zehnjährige Dienste im Lande in höheren Ämtern als landesfürstliche Räthe oder als Staabsofficiere sich Verdienste erworben haben, dabey aber mittellos und mit mehrern Kindern beladen sind.

Die Stiftsfräulein wohnen nicht beysammen, sondern erhalten ihre Präbenden auf die Hand, und können selbe in den Öster-

Digitized by Google

reichischen Erbstaaten, wo sie wollen, verzehren. Sie haben, wenn sie öffentlich erscheinen, schwarze Kleider zu tragen.

Das Stiftszeichen besteht in einem stumpfeckichten gold- und weiß-emaillirten Kreuze mit einem ovalen blau-emaillirten Mittelschild, auf dessen einer Seite der heil. Leopold, Markgraf von Österreich, auf der andern der heil. Ludwig, König von Frankreich, mit natürlichen Farben entworfen, sich befindet. Auf den vier Seiten des Kreuzes befinden sich die Nahmenszüge weiland J. J. M. M. des Kaisers Leopold II. und seiner Gemahlinn. Das Stiftszeichen wird an einem blaßrothen breiten, von der rechten Schulter gegen die rechte Hüfte vor- und rückwärts längs der Taille laufenden Bande hängend getragen.

Die Stiftsfräulein sind gehalten: 1) für die Verstorbenen aus dem durchlauchtigsten Erzhause jährlich am Gedächtnißtage der armen Seelen die großen Tagzeiten der Todten und täglich den Psalm de Profundis zu bethen. 2) Eben die Tagzeiten für jedes verstorbene Stiftsfräulein zu verrichten, so bald ihnen der Todfall erinnert wird.

Die Stiftsfräulein dürfen öffentliche Schauspiele, Bälle und Redouten besuchen;

doch muß dieß in Gesellschaft einer bekannten Dame von guten Sitten geschehen.

Die Stiftsdamen behalten auch die Freyheit, sich zu verehelichen. Doch muß hierzu die Genehmigung des Landeshauptmanns eingehohlt werden. Mit dem Tag der Verehelichung hört der Genuß der Stiftung auf.

12) Damenstift zu Öhlsperg.

Die Umstaltung des Cistercienser Frauenklosters zu Öhlsperg in Vorderösterreich in ein weltliches Damenstift wurde schon von weil. des Kaisers Joseph II. Maj. im Jahre 1787 genehmiget, aber erst im Jahre 1790 ausgeführt.

Dieses Stift bestehet gegenwärtig aus einer Oberinn, die 800 Guld. in R. W. und 10 Damen, deren jede eine Präbende von 400 Guld. W. W. und 50 Guld. auf Pferd und Wagen bezieht. Sie wohnen gewöhnlich in dem Stiftshause beysammen. Es ist aber erlaubt, daß die Stiftsdamen, welche bey ihren Ältern oder nächsten Anverwandten, um sie zu unterstützen, zu wohnen verlangen, in diesem Falle, mit Erlaubniß der Landesstelle, ihre Präbenden auch außer dem Stiftshause genießen. Doch darf nie die Hälfte der Damen vom Stiftshause entfernt seyn.

Digitized by Google

Die Verwaltung der Wirthschaft ist dem Stift überlassen; nur müssen die Rechnungen alle Jahre der Landesstelle vorgelegt werden. Zur Erlangung eines Stiftsplatzes sind Töchter aus adelichen um den Staat verdienten Familien, wenn sie auch schon nicht stiftsmäßig sind, geeignet. Der Vorschlag gebührt dem Stifte selbst, das Benennungsrecht aber ist dem Landesfürsten vorbehalten.

Die Satzungen des Damenstiftes zu Grätz sind auch für dieses Stift vorgeschrieben worden.

Das Stiftszeichen weiset auf der einen Seite das Bildniß des heil. Leopold mit Schmelzfarben, auf der andern den Chiffre des durchlauchtigsten Stifters Leopold II. mit Gold auf Weiß geschmolzen. Das Stiftsband ist grün mit weißem Rande.

Digitized by Google

II.

Ferdinand und Madam Weber,

ein kleiner Roman.

(Beschluß.)

Ferdinand hatte den vielleicht nicht ganz unrichtigen Grundsatz, daß die Offenherzigkeit eines erfahrnen Biedermannes nicht durch Kunstgriffe und Schmeicheley, sondern bloß durch zuvorkommende Offenherzigkeit erworben werden könne. Er erzählte daher Treumann den ganzen Verlauf der Sache, beschrieb ihm seinen Gemüthszustand, so gut er ihn selbst kannte, und bat sich eine nähere Erklärung über den Charakter der Madam Weber aus.

Die Schilderung, die ihm Treumann von der Dame machte, war so ungekünstelt, so ganz mit dem Pinsel des, durch seine Menschenkenntniß, weder streng noch bitter gewordenen Menschenkenners entworfen, daß Ferdinand keinen Augenblick an der Wahrheit derselben zweifeln konnte. — Madam Weber — so war der Umriß dieser Schilderung — wäre in Paris eine Marquisinn von Merteuil, ist an ihrem Orte — Madam Weber geworden. Aber, setzte der Alte hinzu,

Digitized by Google

eben weil ihr Geist ein größeres Feld braucht, als sie sich in unserer Stadt je verschaffen kann, ist sie deplacirt und unglücklich, wird sie mit der Zeit sich bessern, oder ein Abschaum von Laster werden.

„Bey Weibern von ihrem Schlage, fuhr er fort, liegt der gewöhnliche Irrthum des Unerfahrnen zum Grunde aller ihrer Fehltritte. Um dem Mißbrauche einer Tugend auszuweichen, wandelt er auf einem Wege, wo er das entgegen gesetzte Laster gewiß antrifft. Sie haben eingesehen, daß die Tugend des Weibes nicht bloß in dem bestehe, was die Weiber gewöhnlich Tugend nennen; sie fühlen, wie manche auf Kosten der Enthaltsamkeit—welche oft bloß im Temperamente oder Mangel an Gelegenheit liegt—allen Lastern sich überläßt, und neidisch und intriguant, unwissend und dumm zu seyn sich erlaubt; fühlen, wie die weibliche Welt so gutwillig die Augen über diese Fehler eines Weibes zuschließt, ist es nur bescheiden genug, kein Ärgerniß zu geben, und die Geheimnisse des Ordens nicht jedem an den Hals zu werfen.—Von der andern Seite wissen sie, daß billige Männer dem Weib den Mangel an Unempfindsamkeit eben nicht so hoch als Fehler anrechnen, oder ihn doch nur tadeln, weil ein bloß wohllüstiges Weib gewöhnlich

eitel und dumm zu seyn pflegt.—Nun suchen sie durch Ausbildung ihres Verstandes, durch Ablegung der gerügten Fehler, die Verzeihung des Mannes über ihren Hang zur Wohllust zu erwerben, und durch Verheimlichung ihrer Liebeshändel den Schein der Tugend auch bey Weibern zu retten; suchen alle zu befriedigen, und verderben es daher am Ende mit allen."

„In großen Städten, wo man die Menschen selten mehr als nach dem Scheine beurtheilt, wo man nur die allgemeine Menschenkenntniß erwirbt, mag das noch hingehen. In ihnen können sich solche Weiber ziemlich lange erhalten, und hat manche derselben zur Ausbildung der Männer, die sie sahen, nicht selten mehr beygetragen, als ein wahr tugendhaftes Frauenzimmer. Aber in kleinen Städten lernt man den eigentlichen Menschen kennen, weiß jeder, was der andere ist, er mag scheinen, was er wolle, da sind sie sich und andern schädlich. Denn...."

Und die Anwendung auf Madam Weber? fiel ihm Ferdinand ungeduldig ein.

„Verzeihen Sie, erwiederte Treumann lächelnd, ich bin schon dabey. Wenn Madam Weber einen Mann fände, den sie wirklich liebte—welches bis dahin noch nie der Fall war—so könnte sie vielleicht gebessert

werden. Ihr Temperament würde sie dann zu übereilten Schritten verleiten; der Tugendschimmer würde wegfallen, der sie noch bis jetzt umgiebt, und wodurch sie sich in Respect beym Frauenzimmer gesetzt hat; sie würde sich dann in die Arme des Mannes werfen, der sie vor Schande retten wollte, würde von ihm abhangen, sich von ihm lenken lassen. Dieser Mann..."

Wäre ich? unterbrach ihn Ferdinand.

„Dieser Mann sind Sie nicht, erwiederte Treumann, und maß ihn mit den Augen. Er müßte kalt und nicht verliebt seyn; müßte vor allem redliche Absichten auf Madam Weber haben. Dieser Mann sind Sie nicht."

Bin ich! will ich seyn! fiel ihm Ferdinand hitzig ins Wort. Ich fühle den Vorwurf, der in Ihrer Rede liegt; aber Sie sollen ihn nicht tauben Ohren gemacht haben. Die Weber soll mein seyn, soll mein Weib werden, soll durch mich gerettet werden.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, machte Ferdinand noch einige Vorstellungen, um ihn von einem übereilten Schritte abzuhalten; aber da er sah, wie wenig er gehört wurde, wünschte er ihm Glück zu seinem Unternehmen, suchte das Gespräch auf etwas anders zu lenken, um Ferdinand einiger Maßen kälter werden zu lassen, und

Digitized by Google

beſchwor ihn beym Weggehen nochmahls ſich nicht zu übereilen.

Mich nicht übereilen! ſagte Ferdinand zu ſich ſelbſt, als er auf die Straße gekommen war. Mich nicht übereilen? Wie kann ein Menſch ſich ſelbſt übereilen? Was für den Alten laufen heißen mag, verdiente für mich kaum den Namen kriechen! Ich will und muß ſie beſitzen, will und muß ſie beſſern, und will gleich, gleich zu Werke ſchreiten!

Es gibt eine gewiſſe Art von Menſchenkennern, die haarklein alle Gründe richtig entwickeln, die der andere zu irgend einer Handlung gehabt haben kann, und die dennoch nicht im Stande ſind, einen einzigen Satz von allem, was ſie wiſſen, auf einen vorkommenden Fall anzuwenden. Bey Leuten, wie Ferdinand, deren Einbildungskraft ſo ſehr die Wirklichkeit verdrängt, trifft das faſt immer zu. Auf ihrem Zimmer ſind ſie Menſchenkenner; in wirklichen Handlungen, wo der Einbildungskraft nicht freyes Spiel gelaſſen wird, fehlt es ihnen an Gegenwart des Geiſtes, geht alle ihre gehabte Erfahrung für ſie verloren; und weil ſie wähnen, ſich auf ihre Menſchenkenntniß verlaſſen zu können, benehmen ſie ſich meiſtens alberner als gewöhnliche Menſchen.

Kein Wunder demnach, daß Ferdinand nach Hauſe eilte, und folgenden Brief ſchrieb:

Digitized by Google

„Madam! Es würde für ein Frauenzimmer von ungewöhnlichem Geiſte eine flache Schmeicheley ſeyn, wenn man ihm aus Gefälligkeit nicht widerſpricht, wo es wirklich gefehlt hat. Madam! Sie haben ſich in mir geirret. Auch ich glaube nicht zu den Männern zu gehören, die Ihnen bis jetzt vielleicht vorgekommen ſeyn mögen. Es kann mir bey Ihnen nicht ſchaden, wenn ich ſage:

Ich ſteige nicht auf Gräber
Beym falben Mondenſchein,
Schneid' auch den Namen Weber
Nicht allen Bäumen ein.

Dagegen bin ich ein Mann, der Sie liebt, der Sie liebt wie ein Mann, und das, was er liebt, unzertrennbar mit ſich vereinigt zu wiſſen wünſcht. Was hülfe es mir, wenn ich die kurze Zeit meines hieſigen Aufenthalts ihres Umganges froh würde, wenn mir Ihre Gegenliebe ſelbſt zu Theil würde! Kann ich Sie nicht ewig mein nennen, muß ich vermuthen, daß Sie, wie mein Zimmer, ein anderer nach meiner Abreiſe einnehmen werde; ſo mag ich lieber da ſtehen bleiben, wo ich bin. Madam! ich ſpreche offenherzig; aber ich habe einen zu hohen Begriff von Ihnen, um zu glauben, Sie durch Offenherzigkeit beleidigen zu können.

Haben Sie daher aus Ihrer vorigen Ehe

keine zu widrige Meinung vom Eheſtand geſchöpft, dürfte ich mir ſchmeicheln, daß ich Ihnen zu etwas beſſerm als zum flüchtigen Zeitvertreibe tauglich ſcheine; ſo ſehen Sie mich noch heute zu den Füßen meiner Margarethe; in jedem andern Falle würde ich mich gezwungen ſehen, auf ewig von der liebenswürdigen Madam Weber Abſchied zu nehmen, und ihr freundſchaftlich zu rathen, ſich nicht zu vergeben gegen den gefühlloſen und undankbaren Ferdinand."

Hätte es Ferdinand auch nicht ſchon mit Madam Weber durch die Vernachläſſigung verdorben, es würde durch dieſen Brief geſchehen ſeyn. Er war ihr äußerſt unwillkommen. Sie ſah deutlich, daß ihre Lebensart vor Ferdinand kein Geheimniß ſey; und nichts ſchmerzt dergleichen Weiber mehr, als wenn ſie es bey dem Manne, den ſie mit heuchleriſchen Thränen Sieger nennen, nicht geltend zu machen wiſſen, daß ihre Tugend von ihm zuerſt und allein beſiegt worden ſey, werden könne. Überdieß lag ſo viel Zuverſicht in dem Tone, den Ferdinand anſtimmte, ſo viel Ernſt in ſeinem Antrage, daß ſie kein Frauenzimmer hätte ſeyn müſſen, um über das Erſte ſich nicht zu erzürnen, und keine Weber, die nur tändeln wollte, um das Zweyte zu bewilligen.

Digitized by Google

Frauenzimmer sind wie Orakel. Was den Mann in Verlegenheit gesetzt, was ihm Überlegung gekostet haben würde, daraus helfen sie sich geschwind durch eine zweydeutige Antwort; und die weibliche Schüchternheit leistet ihnen hierbey vortreffliche Dienste.— Sie ließ ihm sagen, daß sie ihn erwarte.

Ferdinand, der schon ziemlich zum Besinnen gekommen war, fühlte, durch diese Antwort, die ihn nicht täuschte, seine Unbesonnenheit in ihrem ganzen Umfange. Er sah deutlich ein, daß er da angefangen, womit er, nach dem Rathe des Alten, hätte enden sollen. Mit beyden Händen bedeckte er sich vor Scham das Gesicht, und ging unwillig im Zimmer auf und ab. Was hab' ich gethan! rief er aus. Ja wohl, ich habe mich übereilt, habe die Umstände übereilt!

Es gehört zu den Eigenheiten mancher Menschen, wenn sie sich auf einer Übereilung ertappt haben, daß sie eine Zeit lang das Zutrauen zu sich selbst verlieren, und anstatt den Fehler durch gehäufte Sorgfalt wieder gut zu machen, gänzlich Verzicht auf alle Überlegung thun, in den Tag hinein handeln, und einen zweyten, nicht selten gröbern Fehler begehen, als den ersten.— Ferdinand gehörte zu dieser Menschenclasse. Mit dem vollem Bewußtseyn, daß er gefehlt

habe, mit der völligen Überzeugung, daß er nun alle Plane zur Besserung der Weber aufgeben müsse, ging er, folgsam wie ein Schulknabe, maschinenmäßig zu ihr ins Haus, und warf sich ihr, mit weggewandten Blicken, mit den Worten zu Füßen: Was darf ich hoffen?

Ho! Ho! lachte Madam Weber laut auf, wie feyerlich! Nu! Nu! das Ding geht gut! Nun hoffe ich doch, werden Sie mir hübsch Vergißmeinnicht pflücken, mein Haar in einen Ring flechten, und im Sturme und Regen, im Drange Ihres geängstigten Herzens ohne Hut herum laufen!—Ernst, Ferdinand! stehen Sie auf. Schämen Sie sich vor dem Weibe zu knien, das Sie beherrschen wollen; denn so etwas mögen Sie sich doch wohl unter dem Ehestande denken.

Ferdinand. Sie spotten meiner; und ich fühle es, ich verdiene Ihren Spott. Aber gewiß nicht von der Seite, die ich Ihnen gezeigt habe.

Weber. Also haben Sie doch noch eine andere Seite, die Sie nicht zeigen; selbst der nicht zeigen, die Sie (parodirend) mit sich unzertrennbar vereinigen wollen, oder wie der Klingklang sonst heißen mag? O Männer, ihr seyd euch alle gleich. Eures Genusses beste Würze ist die Eitelkeit;

Digitized by Google

und wähnet ihr nicht der erſte Günſtling eines Weibes zu ſeyn, ſo wollt ihr wenigſtens der letzte ſeyn, wollt ihr wenigſtens das arme Geſchöpf quälen, für die Beleidigung, daß ihr nicht der erſte geweſen.

Ferdinand ward unruhig.

Weber. Was hat euch aber das Weib gethan, das Weib für den Mann, und Mann für ſich iſt! Warum triumphirt ihr, wenn ihr die eine unter den tauſend gefunden habt, die heimlich und mit aller Vorſicht es wagt, das Recht zu heißen, was ihr ſo öffentlich als Recht aufſtellet? Doch ich betreibe die Sache zu ernſt, viel zu ernſt, wenigſtens mit Ihnen; denn, guter Ferdinand! Sie kennen ſich ſelbſt nicht, und glauben mich zu kennen; machten mir Heurathsvorſchläge, fragten mich, ob ich zum Eheſtande geneigt ſey; und vergaßen die Frage erſt an ſich ſelbſt zu richten.

Ferdinand. Bedarf es dieſer Frage? Der geſchworne Feind Ihres Geſchlechts müßte mit Ihnen glücklich ſeyn! Margarethe, beſte Margarethe! warum wollen Sie mich foltern? warum wollen Sie hier mit einem Sprunge wieder in die gewöhnliche Bahn Ihrer Schweſtern treten, da Sie ſich ſo weit ſchon von derſelben zu entfernen wußten?

Weber. Leere Complimente und wei-

ter nichts! Im Hintergrunde sitzt die Beleidigung! denn wer hat es Ihnen in den Kopf gesetzt, daß ich mich davon entfernt habe? Ich habe anfänglich vermuthet, daß Sie mich nicht kennen; jetzt sehe ich, Sie kennen die Weiber überhaupt nicht. Weil ich nicht den Boden küsse, weil ich keine Kopfhängerinn bin, und mit jedermann umgehe, glauben Sie, daß ich mich von der gewöhnlichen Bahn entfernt habe. Mit was für Weibern müssen Sie umgegangen seyn, da Sie meynen, man müsse gleich in lichten Flammen auflodern, wenn ein schwacher Sonnenstrahl uns erwärmt. Aber gesetzt, es soll wahr seyn, ich soll anders seyn als andere meines Geschlechtes, was berechtigt Sie dieß zu ihrem Vortheil anzuwenden?—Wer sind Sie? Kenn' ich Sie doch kaum!

Ferdinand. Ihr Unwille ist gerecht, und ich gestehe, daß ich bloß auf außerordentliche, übermenschliche Güte Rechnung gemacht habe. Aber beste, große Frau! wenn dieß Gespräch nicht abzweckt, mich ewig unglücklich zu machen, wenn es mich nicht von Ihnen entfernen soll, so nehmen Sie die Sachen, wie sie sind. Ohne Sie zu leben ist mir unmöglich; nur eine Zeit lang mit Ihnen leben zu können, wäre Höllenpein für mich. Warum graben Sie absichtlich an dem

Digitized by Google

Ausdrucke, an der Art meines Antrages, und vernachläſſigen darüber den Antrag ſelbſt?

Weber. Das thu ich wahrlich nicht. Wer Sie näher zu kennen wünſcht, verwirft Sie nicht.—Beſſer nun freylich müſſen Sie ſich zeigen, als Sie bis jetzt gethan, und offener; denn bis jetzt ſind Sie mir noch ganz Geheimniß. Der Mann, der nicht auf Gräbern wandelt, wenn er ſo ſterblich verliebt iſt, als Sie es ſeyn wollen, verläßt ſeinen einträglichen Poſten in ſeiner Heimath nicht, und ſetzt ſich hin an einem unbedeutenden Orte, und copirt eine Copie vom Laokoon.—Doch, wer weiß? vielleicht hat Ihnen ihr guter Genius eingegeben, daß Sie hier die Weber treffen werden; ob Sie es gewußt haben mögen, glaube ich kaum.—Die Hand aufs Herz, Ferdinand! Sie ſind der nicht, der Sie ſcheinen.

Ferdinand fing an in abgebrochenen Worten eine Antwort herzuſtottern, in der ihn Madam Weber unterbrach. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, habe nicht einmahl Zeit, jetzt ſie zu hören. Ich ließ Sie rufen, weil Ihnen das Ding ſo preſſant zu ſeyn ſchien. Sind Sie morgen kälter, und haben Luſt mit mir zu Mittag zu eſſen, ſo werden Sie Ihren Nebenbuhler kennen lernen, der mir auch—Heurathsvorſchläge gemacht hat.

Digitized by Google

Die große Kunst des Frauenzimmers, zu versprechen, ohne sich zu vergeben, die Schwäche ihres Liebhabers zu seiner Unterjochung, und ihre eigene Schwäche zur Verherrlichung des Sieges zu benutzen—die Wirkung dieser Kunst fühlte Ferdinand hier in ihrer ganzen Stärke. Ungewißheit, Liebe, Kampf zwischen Liebe, Pflicht und Stolz, und ein Schatten von Eifersucht bestürmten, durch die Unterredung mit Madam Weber, seine Seele zugleich, benahmen ihm alle Denkkraft, und brachten in seinem Gemüthe einen Zustand hervor, der fast wie Ruhe aussah. Es verhält sich mit den Leidenschaften wie mit den Farben. Mischet die sieben Hauptfarben zusammen: ihr glaubet die weiße Farbe vor euch zu sehen; nähret verschiedene, gleich heftige Leidenschaften in eurem Herzen: ihr scheint ruhig. Aber diese Ruhe ist nur das Werk eines Augenblickes. Kaum hat sich der erste Aufruhr gelegt, als jede der Leidenschaften ihren eigenen Platz einnimmt, und alle mit ihrer ganzen Gewalt das Herz des Unglücklichen grausam zerrütten.

Ferdinand fühlte sich durch diese vermeinte Ruhe ganz behaglich. Kälter zu werden befahl ihm Madam Weber, und er schätzte sich glücklich ihrem Befehl nachgelebt zu ha-

Digitized by Google

ben, kälter geworden zu seyn. Es hätte ihm wohl thun müssen, wenn er zu Treumann gegangen wäre. Der würde ihn aus seinem Schlummer geweckt, ihn vielleicht wirklich kälter gemacht haben; und — Leidenschaft, zur Sprache gebracht, verliert schon dadurch einen Theil ihrer Heftigkeit. Aber theils hielt ihn falsche Scham davon ab: er fürchtete dessen gegründete Vorwürfe; theils scheuete er sich, ihm das gehabte Gespräch mit Madam Weber zu wiederhohlen, weil er ihn dadurch ebenfalls auf die Spur des Verdachtes gebracht haben würde, daß er sich an diesem Orte nicht der Kunst wegen aufhalte.

Er blieb daher verschlossen in seinem Zimmer, wiederhohlte sich das Gespräch, und erhöhete, und verschönerte, und mahlte sich das Ganze mit dem Pinsel der Einbildungskraft bis zu einem Grade aus, der ihn zwischen schwärmerischer Liebe und Ängstlichkeit über seine Lage, schwankend in der Mitte hielt; vorzüglich überzeugte ihn die spöttische Frage der Weber: ob er schon von ihr gewußt habe? bis zur Gewißheit, daß ihr nicht nur die Geschichte mit der Addresse, sondern auch die Absicht seines dasigen Aufenthaltes bekannt wäre — ein Umstand, von dem er sich nichts Gutes versprechen konnte.

Zum Theil hatte er hierin nicht ganz unrecht gesehen. Der Freund, der Ferdinand die Addresse an Madam Weber mitgegeben, hatte mittlerweile an sie geschrieben, und ihr die Ankunft Ferdinands mit dem Zusatze gemeldet: Er würde sich an ihrem Orte, wie er vorgäbe, der Kunst wegen aufhalten; es scheine aber allen seinen Bekannten bloßer Vorwand zu seyn.—Sporn genug für ein Frauenzimmer, um alles anzuwenden, dieß Geheimniß zu erfahren; Sporn genug für eine Weber sich zu rächen, da sie sah, daß Ferdinand ihr auswich, und ihr schnöde begegnete. Die sichtliche Verlegenheit Ferdinands über die Frage: weßhalb er hier sey? ließ sie bald das Ganze durchschauen. Die Verhältnisse des Fürsten, dessen Unterthan Ferdinand war, mit dem Landesfürsten waren Stadtgespräch geworden; Ferdinand war ein Subject des Ministers—alles bestätigte ihre Muthmaßung, und gab ihr das Mittel an die Hand, sich zu rächen. Aber sie wollte diese Rache noch verschieben; Ferdinand sollte als Mensch und Liebhaber zugleich unglücklich werden.

Den Morgen darauf erhielt Ferdinand folgenden Zettel von ihr:

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen angenehm seyn, oder Sie in Verlegenheit setzen wür-

Digitized by Google

de, wenn Sie sich heute unvorbereitet Tête-à-Tête mit mir sehen sollten. Der Mann, den ich zu Mittag erwartete, hat absagen lassen. Wir werden demnach, wenn Sie kommen wollen, allein speisen."

Wenn des Menschen Seele einmahl zum Argwohne gestimmt worden, macht die Sorgfalt, wodurch der Verdächtige jedem Argwohne zuvor kommen will, die Sache eher schlimmer als besser. Wir graben dann mit meisterhafter Spitzfindigkeit in die Gründe, die jener zu dieser seiner Sorgfalt gehabt haben kann, nehmen den halbwahren Satz: daß der Schuldlose sich nicht entschuldigt, in seinem ganzen Umfange als wahr an, und werden mißtrauischer denn zuvor. Ferdinand machte hiervon keine Ausnahme. Es war ihm nun klar, daß die Dame eine Absicht mit ihm hätte, die etwas weiter ginge, als die sie gewöhnlich mit Männern zu haben pflegt, und weil ihn seine politische so wohl als innere Lage mißtrauisch gegen sich selbst machte, war er unschlüssig, ob er zu ihr gehen sollte.

Diese Unschlüssigkeit, eine Folge des Mißtrauens gegen unsere eigene Standhaftigkeit, hält bey Menschen nicht lange an, die sich der Spannkraft bewußt sind, aber sie auf einige Zeit verloren haben. Sie schämen sich vor sich selbst, bekommen riesenmäßige Zu-

versicht, und handeln, aller Klugheit zuwider, gewöhnlich als Schwachköpfe, weil sie stärker scheinen wollen, als sie jetzt sind. Liegt dann noch die Befriedigung eines Wunsches in der Schale, wohin wir die Gründe für die Handlung geworfen, hofft der Liebende, durch seine Entschlossenheit, seine Geliebte zu sehen, hofft der Geitzige größern Reichthum dadurch zu erwerben: so bedarf es der Frage nicht, auf welche Seite der Ausschlag geschehen werde. Er antwortete demnach mit folgenden wenigen Worten: „Der das Glück hat, vom Feinde selbst das Feld geräumt zu bekommen, verdiente dieses Glück nicht, wenn er es verscherzte."

Dieses Zurückziehen hinter ein abgenütztes Gleichniß war bey Ferdinand absichtlos. Es kam, wie es immer kommt, wenn unsere Seele ihre Spannkraft verloren, oder nie welche besessen hat. Der Mann wird oft dabey irre; er weiß nicht, welcher von beyden Ursachen er es zuschreiben soll. Frauenzimmerblick trügt es nie; und wer ihnen zu wenig sagt, sagt ihnen eben dadurch sehr viel.

Nichts konnte ihm daher unerwarteter seyn, als, anstatt Madam Weber, ein anderes, ihm ganz unbekanntes Frauenzimmer anzutreffen. Madam Weber, sagte der Be-

Digitized by Google

diente, ließ sich entschuldigen: wichtige Geschäfte erlaubten ihr erst in einer halben Stunde nach Hause zu kommen. Er solle sich unterdeß mit dem fremden Frauenzimmer, ihrer Nichte, die vom Lande zum Besuch gekommen wäre, die Zeit nicht lang werden lassen.

Mlle. Hülle—so hieß die Nichte—saß bey seinem Eintritte ins Zimmer beym Clavier, auf welchem sie eine Symphonie von Graun erbärmlich mißhandelte. Ferdinand, der aus dem steifen Knicks, dem vielen-rosenfarbigen Bande, womit sie behangen war, noch mehr aber aus der Gesichtsbildung abnahm, wie vergebens es seyn würde, hier den Mund sprechen zu lassen, ließ seine Finger sprechen, zeigte ihr einige Griffe, und spielte ihr endlich die Symphonie selbst vor. Er war noch nicht damit zu Ende, als Madam Weber mit den Worten ins Zimmer trat: Bravo! Ferdinand! Sie sind ein Künstler; verstehen sich meisterhaft darauf Töne hervor zu locken—auch aus Menschen?

Ferd. Wenn die Menschen immer so richtig gestimmt wären, wie ihr Clavier.

Web. Das soll Vorwurf seyn; paßt aber nicht ganz. Denn gewöhnlich hat man die Menschen selbst verstimmt, über die man sich beklagt, daß sie nicht anschlagen wollen.

Mlle. Hülle stand mit offenem Munde, und gaffte bald Ferdinand, bald Madam Weber ins Gesicht, je nachdem dieser oder jene sprach.

Getäuscht durch diese Merkmahle der Albernheit von Seiten der Nichte, freuete sich Ferdinand sie bey Tische vernachlässigen und mit der Tante frey sprechen zu können. Um sich dessen noch mehr zu vergewissern, sagte er zu Madam Weber scherzhaft und leise: Sie haben Ihr Wort gehalten; wir scheinen Tête-à-Tête zu seyn. So ziemlich! war ihre Antwort.—Nicht wahr, Nichte! setzte sie laut hinzu, du bist noch unverheurathet? Hr. Ferdinand will das nicht glauben.

So wenig auch Mlle. Hülle roth ward, stellte sich doch Madam Weber, als bemerkte sie so etwas, und sagte scherzhaft: Nun! nu Kind! nicht so schüchtern! du brauchst nicht zu erröthen. So war's nicht gemeint. Du bist noch jung. Aber Herr Ferdinand will selbst gern heurathen. Wie gefällt er dir?—Ferdinand fing an seine Suppe geschwinder zu essen.

Du mußt wissen, fuhr sie fort, Hr. Ferdinand ist—war, wollte ich sagen, Geheimsecretär beym Minister *. Jetzt ist er Mahler—Und wenn Sie alles werden abgezeichnet haben, Ferdinand! was hier des Bemerkens werth ist, was werden Sie dann?

Ferd. Was ich vormahls war und noch jetzt bin. Ich bin noch beym Minister.

Web. Desto besser! So führt dich Herr Ferdinand sogleich bey Hofe ein.—Er leistet demselben wesentliche Dienste, und dieser kann nicht undankbar seyn.

Ferd. Das ich nicht wüßte! Zu meiner Stelle finden sich in meinem Vaterlande tausende, die sie eben so gut, wo nicht besser als ich, verwalten können.

Web. Siehst du, Kind! Herr Ferdinand ist auch bescheiden—und verschwiegen.

Durch dergleichen Hecheleyen, durch beständiges Fragen, womit Madam Weber die ganze Tischzeit anhielt, gab sie Ferdinand die Stimmung, die sie ihm geben wollte, und setzte ihn in die Unmöglichkeit, das Gespräch abzulenken, oder von seiner Herzensangelegenheit mit ihr zu sprechen. Nach Tische spielte sie ihm eine Bachische Sonate vor.—Mlle. Hülle wich nicht vom Flecke.

Das ist zu viel! sagte Ferdinand zu sich selbst, als er sie verlassen hatte. Das Weib behandelt mich wie einen Schulbuben! Noch ein einziges Mahl will ich sie sehen, will mich ihr zeigen, wie ich bin; und finde ich nicht, was ich wünsche, ist es das gewöhnliche Spiel; so will ich dieß Herz durchbohren, wenn es mir noch ferner von Liebe zu ihr spricht.

Ferdinand wäre in jedem andern Falle Mannes genug gewesen, Wort zu halten; aber er hatte hier mit einer Frau zu thun, deren Studium das Mannerherz von Jugend an gewesen war, die jede Falte desselben kannte, und von der jeder Plan von Seiten des Mannes früher vereitelt wurde, ehe er noch ganz entworfen war.

Den andern Morgen um zehn Uhr erhielt Ferdinand folgenden Zettel:

„Meine Laune—denn ich bin nicht weise genug, um meine Laune in meiner Gewalt zu haben—ist so sehr verstimmt, daß ich keinem meiner Freunde zumuthen mag, auch die seinige bey mir zu verderben. Ich thue also auch auf Ihren Besuch heute Verzicht—heute und so lange dieser ungebethene Gast bey mir bleibt. Wenn er mich verläßt, werde ich Ihnen seinen Abzug kund machen, und Sie fragen, ob Sie mir Glück dazu wünschen wollen."

Der muntere Schluß dieses Briefes war für Ferdinand Beweis genug, daß der Gast, üble Laune, ziemlich gebethen gekommen seyn müsse, und daß die ganze Erdichtung bloß abzwecke, um ihn durch den erschwerten Zutritt und die dadurch erhöhete Wirkung der Einbildungskraft stärker zu fesseln, ganz sich seiner zu bemeistern. Er wandte daher gegen

Digitized by Google

dieſes entdeckte Gift das gewöhnliche Gegengift an. Statt ſie mit Briefen zu beſtürmen, wartete er volle acht Tage, ehe er anfragen ließ, was ihre Laune machte.

Aber die Liſt verlor, der Entdeckung ungeachtet, ihre Wirkung nicht. Denn ſo ſehr er auch auf ſeiner Huth war, hatte er ſich doch ſchon dergeſtalt an den Umgang mit dieſer Frau gewöhnt, ſpielte ihm doch ſeine Einbildungskraft ſo manchen Streich, und fing er an ſich endlich die Frage aufzuwerfen: ob dieſe Unterbrechung des Umganges nicht vielleicht einen förmlichen Abſchied bedeuten könne? daß Gewohnheit, verſchrobene Einbildungskraft und beleidigte Eitelkeit nicht hätten die drey großen Quellen menſchlicher Irrthümer ſeyn müſſen, wenn Ferdinand hätte länger warten ſollen. Er ſpielte den Sophiſten gegen ſich ſelbſt, wollte nicht ſehen, was ſo deutlich vor ihm lag, und ſchmeichelte ſich, es dem Frauenzimmer abgelernt zu haben, ſtehen bleiben zu können, wann und wo man will. Der Entſchluß, den er vor der Ankunft ihres Briefes gefaßt hatte: ſie nur noch ein Mahl zu ſehen, und ſich eine nähere Erklärung von ihr zu erbitten, war, wie man leicht ſieht, völlig dahin, ſeine redlichen Abſichten auf Madam Weber völlig verſchwunden. Aber, wie geſagt, er

ſpielte den Sophiſten gegen ſich ſelbſt, glaubte ſich unverändert ſtandhaft, ſchrieb den Sieg, den die Dame über ihn erhalten, mehr ſeiner Einbildungskraft als ihrem Werthe zu, hoffte ihr dieſen Sieg zu entreißen, ſo bald er ſie geſehen haben, und die Wirklichkeit ſeinem Dichtungsvermögen und dem wilden Spiel der Phantaſey Grenzen ſetzen würde, und ſtrebte insgeheim, ohne es zu wiſſen, nach dem, worüber der Platoniker ſich eben ſo gut als der Anhänger des Ariſtipp betriegt, wenn dieſer es zum einzigen Zwecke der Liebe macht, jener es gänzlich von derſelben ausgeſchloſſen wiſſen will.—Als daher nach Verlauf voller acht Tage keine Nachricht von der Dame einlief, da er ſie weder auf öffentlichen Plätzen, noch ſonſt in Geſellſchaft geſehen hatte, ſchrieb er ihr folgenden Brief:

„Wäre ich nicht von meiner erſten Jugend an gewohnt, mich unter den eiſernen Zepter der Nothwendigkeit zu beugen, ich hätte Sie ſchon längſt gefragt: kann die üble Laune die gute verderben, warum ſoll die beſſere die böſe nicht reinigen können? Ich hätte Ihnen die Erfahrung angeführt, daß dieſer überläſtige Gaſt nur durch Unterhaltung mit Menſchen verſcheucht werden könne. Aber ich gehorche Ihren Befehlen blindlings, gehorche ohne zu murren, ſo theuer

Digitized by Google

es mir auch zu stehen kommt. Freylich frag' ich mich warum? Freylich erstaune ich, wie bey Ihrem Anblicke der feste Vorsatz: mit keinem Frauenzimmer je weiter als auf dem Höflichkeitsfuß zu stehen, so gänzlich vereitelt wurde. Aber es ist nun einmahl so, und ich murre nicht; murre höchstens über die Unbesonnenheit, eine Addresse, die ich an Sie hatte — denn warum soll ich mich scheuen, meinen Fehler zu bekennen — nicht gleich abgegeben zu haben. Vielleicht hätten Sie dann keinen sonderbaren Menschen vor sich zu sehen geglaubt, vielleicht würden Sie dann gerecht genug gegen sich gewesen seyn, kein anderes Mittel zur Unterjochung desselben anzuwenden, als das Ihnen die Natur in so vollem Maße verliehen hat. Aber auch das ist so, und ich mag nicht darüber grübeln: warum es so seyn mußte? mag nicht einmahl untersuchen, ob es nicht von Ihrer Seite heiße einen Mann stolz machen, wenn man ihn einer Vernachläßigung wegen bestraft; will nur einzig und allein fragen, wie es um Ihre Laune stehe? ob ich kommen darf?"

In weniger als einer halben Stunde brachte ihm sein Bedienter folgende Antwort zurück.

„Verschweigen Sie mir gleich den Grund, weßhalb Sie meine Bekanntschaft nicht wünschen, so glaube ich doch offenherziger zu Werke gehen und Ihnen sagen zu können, weßhalb ich mich von der Ihrigen zurück ziehe. Männerumgang hat in den Jahren, wo mein Verstand noch nicht reif genug war, mit Besonnenheit zu handeln, mein Leben unglücklich gemacht; und für den zerrissenen Rest desselben habe ich den festen Entschluß gefaßt, nie wieder mit einem Ihres Geschlechtes einen Umgang zu knüpfen, der mein Herz interessirt, oder in dessen Herzen ich mehr als gewöhnliches Interesse an mir wahrzunehmen glaube. Was ich dadurch verliere, für mein ganzes Leben den süßesten Freuden der Menschheit zu entsagen, für die vielleicht mein Herz im höchsten Maße empfänglich ist, weiß ich.—Aber demunerachtet steht der Entschluß fest, den unumgänglich nothwendige Gründe mir auflegen.—Dieser Entschluß, und nicht Sprödigkeit, nicht Coketterie, nicht Laune war Ursache, daß ich mich schon von Ihrem dritten Besuche an zurück zog; ist Ursache, daß ich Ihrem Wiedersehn gänzlich entsage. Erinnerung, wenn Sie nicht mehr hier sind; ein Briefwechsel—wenn Sie wollen—sey der Schattengenuß, der an mein kurzes Glück mich

erinnert—und Beweis meiner Achtung, meines Zutrauens seyn diese Zeilen."

Ferdinand, der sich durch die feine Art geschmeichelt fühlte, mit der ihm die Dame ihre Liebe zu ihm zu erkennen gab, und aus dem Anfange des Briefes zu ersehen glaubte, daß er seiner unzeitigen Verschwiegenheit—wie er sie nannte—den ganzen Unfug zu verdanken hätte, warf sich seinen Mangel an Offenherzigkeit bitter vor. So bestimmt ihm auch daher die Dame den Abschied gegeben hatte, so wenig sie auch schien von Liebe hören zu wollen; so fest war er doch überzeugt, daß ihre vorgebliche Abgeschiedenheit von der Welt Erdichtung, daß es einem Frauenzimmer von ihren Grundsätzen unmöglich wäre, den Mann, den es liebt, ungenossen zu verabschieden, und daß alles noch gut zu machen stände, wenn er nur offenherzig mit ihr zu Werke ginge. Er meldete ihr demnach, in einem Briefe, die wahre Ursache seines dasigen Aufenthaltes, zeichnete ihr seine ganze Seele mit allen ihren Schattirungen, legte ihr die wahren Gründe zu seinem Betragen—ohne jedoch Treumann zu nennen—aufs deutlichste vor, und beschwor sie am Ende Mitleid mit ihm zu haben, ihn nicht zu verstoßen, und ihm, wo nicht als Liebhaber, doch als gleichgültigen Freunde den Zutritt in ihr Haus zu verstatten.

Nun hatte die Weber alles, was sie zum Sturze des unglücklichen Ferdinands brauchte; und sie bewilligte ihm seine Bitte um so eher, weil sie ihn nicht mehr aus den Augen lassen wollte, weil er alles das nochmahls in Gegenwart Mlle. Hüllens sagen sollte, was er ihr geschrieben. Ferdinand sah diese Willfährigkeit als Wirkung seines Briefes an; und nie war er mit dem, was er geschrieben, zufriedener als mit diesem Briefe.

Beynahe vierzehn Tage verstrichen für Ferdinand wie eben so viele Stunden. Er lebte ganz dem Gegenstande seiner Liebe; sein Wesen war an das der Weber gekettet; sein Ich hatte nur Werth für ihn, wenn er es in dem Auge derselben abgespiegelt sah. Keine grobe Sinnlichkeit störte seinen heitern Seelengenuß; er wähnte die Meinung der Platoniker, die er bis dahin für Träumerey gehalten, in sich hier verwirklicht zu finden; und was andere Menschen in seiner Lage verdrießlich gemacht hätte, trug zur Vermehrung seines Glückes bey. Er war stolz darauf von Karln — einem schönen und guten Menschen — und Mlle. Hülle, die einer um die andere stets gegenwärtig waren, nicht verstanden, und von ihnen für einen Schwärmer gehalten zu werden.

Am Ende dieser vierzehn seligen Tage, an einem Herbstnachmittage, wo die aufs höchste

gespannte Natur in einem Donnerwetter zu brechen droht, und bey überspannten Menschen eine Beklemmung hervor bringt, die ihnen üble Vorbedeutung zu seyn scheint—an einem solchen Nachmittage war es, als Ferdinand von Madam Weber zu jenem Spatziergange aufgefordert wurde, auf welchem wir sie zu Anfange der Erzählung gelassen.

Anfänglich hatte Madam Weber bestimmt gehabt, nach dem Lustschlosse des Fürsten zu gehen; aber in der Tiefe des Gespräches schien sie sich zu verirren, und sie befanden sich, wie von Ungefähr, um halb vier Uhr in einem Dorfe, von dem der Bediente, der sie begleitete, sagte, es liege eine gute Stunde von der Stadt und schon in dem Gebiethe des Fürsten, dessen Unterthan Ferdinand wäre. An dem Kreuzwege, wo Hr. Karl sie verlassen, habe er es schon bemerkt, daß sie einen unrechten Weg nahmen; er habe aber geglaubt, es sey absichtlich.

Madam Weber klagte über Beklemmung, schob die Schuld aufs Wetter, und Ferdinand glaubte es mehr aus Gefälligkeit als Überzeugung. Sichtliche Unruhe lag auf ihrem Gesichte. Es war jene Angst, die keine Witterung und keine Jahreszeit hervor bringt; es war die Angst, die noch nicht ganz verworfene Menschen quält, wenn das Unheil,

Digitized by Google

das sie angestiftet, im Begriffe steht auszubrechen. Ihr Auge schwamm in Thränen, und man sah ihr die Gewalt an, die sie sich anthat, ein Geheimniß zu verschweigen, das ihr Innerstes zerriß.

Einige Minuten nach vier Uhr sprang Karl aus einer Kutsche, die in vollem Trabe angekommen war, sagte zu Madam Weber, sie müsse nach Hause, man habe ihre Papiere von Seiten der Regierung versiegelt, und man erwarte ihre Zurückkunft, um sie in Beschlag zu nehmen. Er glaube, setzte er hinzu, es sey Hr. Ferdinands wegen, und halte es daher nicht für rathsam, daß er sie nach der Stadt begleite.

Noch stand Ferdinand versteinert da, sah dem Wagen nach, in den sich die Weber, stumm wie eine Missethäterinn, geworfen, und noch konnte er sich nicht überzeugen, ob er träume oder wache, als sein Bedienter mit folgendem Briefe von Treumann angesprengt kam.

„Retten Sie sich: Sie sind verrathen, von der Weber verrathen worden. Ich bin die mittelbare Ursache Ihrer Kränkung gewesen, indem ich Ihnen zu dem Umgange mit dieser Frau gerathen habe; und als einen geringen Ersatz dafür biethe ich Ihnen meinen Wagen und inliegenden Wechsel von drey hun-

dert Dukaten zu Ihrem Gebrauche an. Erinnern Sie sich dieses Geschenkes, wenn Ihre jetzige Widerwärtigkeit und die treulose Behandlung der Weber Sie zum Menschenfeinde machen will; diese Erinnerung soll meine einzige und größte Belohnung seyn."

„Wenn Sie ruhiger sind, lesen Sie die Art, wie Sie verrathen wurden. Das Mädchen, das Sie unter dem Namen Mlle. Hülle kannten, und für eine Nichte der Weber hielten, ist die Tochter des ersten Kammerdieners des Fürsten. Sie besitzt die Eigenschaft aller Dummen, Wort für Wort, ohne Zusatz noch Abgang alles nachplappern zu können, was sie hört. Die Weber ließ sie bey Ihren Unterredungen über die Ursache Ihres hiesigen Aufenthaltes zugegen, und bediente sich ihrer als Angeberinn — Karl wird von der Weber begünstigt, und haschte nach der Gelegenheit, sich von einem Nebenbuhler zu befreyen, der ihm gefährlich zu werden drohete. Doch haben Sie es seinem menschenfreundlichen Charakter zu verdanken, daß Sie sich schon auf Ihrem vaterländischen Boden befinden. Dem Plane der Weber zu Folge hätten Sie auf dem Lustschlosse unseres Fürsten ergriffen werden, und Ihr Leben in einem schändlichen Kerker verschmachten sollen. — Sie hatten sich meines Umganges entzogen, und

ich konnte mich Ihnen nicht aufdringen, noch weniger als Patriot Ihnen eine Warnung geben, die mich zum Theil zu ihrem Mitschuldigen gemacht hätte. Aber als Mensch habe ich Sie nicht aus den Augen gelassen, habe den guten Willen Karls zu unterstützen gesucht, und ihn angetrieben, daß er Ihnen heute auf Ihrem Spaziergange begegnen mußte, um zu sehen, ob die Weber Wort hielte, und nicht nach des Fürsten Lustschloß zu ginge. Wie die Weber nun auf alle Fälle vorbereitet ist, hat sie diese Vorsicht Karls schon voraus gemuthmaßt, und ihm die Versicherung schriftlich gegeben, daß sie seinem Willen nachleben wolle. — Leben Sie in der Zukunft glücklich, und haben Sie weniger Zutrauen zu sich selbst, und lernen Sie aus dieser Begebenheit, daß Erfahrung eines Alten von mittelmäßigen Fähigkeiten mehr werth sey, als der unreife noch so gute Verstand des Jünglings."

Gebeugt von Kummer, gekränkt als Mensch und als Liebhaber, setzte sich Ferdinand in den ihm geschickten Postwagen, fuhr zu einer Tante, die er in Genf hatte — denn Scham über seine mißlungene Unternehmung erlaubte ihm nicht nach seiner Vaterstadt zurück zu kehren — und lebt nun dort von dem Erwerb seiner Kenntnisse. Keine Freude hei-

Digitized by Google

tert sein trübes Gemüth, kein Lächeln öffnet seinen Mund. Abgestorben für sich und die Menschheit, wünscht er sich in der Hälfte seines Lebens das Schicksal des Greises — den Tod; und zu seinem einzigen Troste gereicht es, daß Madam Weber, von Gewissensbissen gequält, von Schande verfolgt, sich aus ihrer Heimath begeben hat, und in Riga ein stilles und eingezogenes Leben führt.

L. Bendavid.

Digitized by Google

III.

Nachrichten

von dem Leben und den Schriften des

Franz Rabelais.

Mehrere, und darunter auch angesehene Schriftsteller, die sich seit einiger Zeit mit biographischen Aufsätzen befassen, scheinen es sich zum Gesetze gemacht zu haben, den historischen Glauben an allgemein angenommene Thatsachen durch einen mühsamen Aufwand von sophistischer Beredsamkeit zu entkräften, und der Geschichte zum Trotz die verrufensten Nahmen aus dem Alterthum und der Mittelzeit unter einem minder empörenden, wo nicht gar ehrwürdigen Gesichtspunkte darzustellen. Könnte man annehmen, daß dieser Hang, die Wahrheit der Geschichte einer lebhaften Einbildungskraft Preis zu geben, in einer gewissen Gutmüthigkeit, von Niemanden gerne Arges zu denken, ihren Grund habe; so ließe sich das Benehmen solcher Schriftsteller, welche die Geschichtskunde unter dem blendenden Vorwande, sie aufzuklären, verdunkeln, wenigstens mit der allgemeinen Nächstenliebe entschuldigen. Allein die tägliche Erfahrung bewährt, wie lieblos ein großer Theil unserer litterarischen Wortführer mit dem guten Rufe noch lebender Personen, die auf irgend

Digitized by Google

eine Art die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen, zu verfahren pflegt, und die mehr künstlichen als gründlichen Ehrenrettungen längst verstorbener Männer mögen daher nur allzu oft nicht so wohl von einer aus Güte des Herzens entspringenden Täuschung seiner selbst, und des unbefangenen Lesers, als vielmehr von der leidigen Begierde herrühren, durch neue auffallende Behauptungen Aufsehen zu erregen.

Ein Biograph des sonderbaren Mannes, von dessen Leben und Schriften dieser Aufsatz Nachricht gibt, hätte ein weites Feld vor sich, nach Art der oben berührten Schriftsteller sich in der Kunst eines historischen Rabulisten zu üben, und durch scheinbare Herstellung eines übel berüchtigten Rahmens seine biographische Vorgänger in den Verdacht absichtlicher Verleumder zu setzen. Hierzu hat aber der Verfasser der gegenwärtigen Nachrichten weder die Fähigkeiten noch den Willen. Von Vorliebe und Abneigung gleich weit entfernt, hält er sich bloß an die Pflichten eines Geschichtschreibers, der allein die Wahrheit zur Absicht haben muß, und in dieser Voraussetzung kann er es zwar nicht in Abrede stellen, daß Rabelais als Schriftsteller einen hellen Kopf mit einer reichen Fantasie und einem unerschöpflichen Witze verband, und für die Zeit, in welcher er schrieb, in den älteren und neueren Sprachen, in der Dichtkunst, Weltweisheit, Sternkunde, Rechtsgelehrsamkeit und Arzeneywissenschaft zugleich in der That nicht gemeine Kenntnisse besaß, und daß seine Schriften, selbst

von Seite der Sittlichkeit betrachtet, einiger Maßen einer Entschuldigung fähig sind, wenn man auf sein Zeitalter Rücksicht nimmt, und ihm den nicht schlechterdings unwahrscheinlichen Endzweck beymißt, durch getreue Nachahmung der mit pedantischem Aberwitz vergesellschafteten schamlosen Unsittlichkeit, wodurch die Mönche seiner Zeit, wider die er seine satyrische Geißel hauptsächlich erhob, in so hohem Grade sich auszeichneten, ein abschreckendes Gemählde für Zeitgenossen und Nachkommen aufzustellen. Immer aber wird es schwer halten, den Verfasser Pantagruels ganz von dem Vorwurfe frey zu sprechen, daß er selbst von der Pedanterey und Unsittlichkeit der damahligen Klostergeistlichkeit, worunter er seine frühere Jugendzeit verlebte, nicht wenig angesteckt war. Dieses beweisen außer dem größten Theile seiner eigenen Schriften die häufigen Pickelhäringsstreiche und niedrigen Schwänke, die man auf seine Kosten verbreitet hat, und die, wenn sie auch nur zum Theile wahr sind, ihn immer als einen durch Gewohnheit privilegirten Possenreißer charakterisiren, der alle Achtung und Anständigkeit auf die Seite setzt, und eine pöbelhafte Erziehung verräth. Von vielen werden freylich alle die Anekdoten, wodurch Rabelais bey gebildeteren Menschen an Achtung verliert, geradezu für ungegründete Mährchen erklärt. Allein die allgemeine Stimme des Volks, die zwar oft übertreibt, aber selten ganz grundlos ist, hat ihm unter seinen Zeitverwandten und bey der Nachwelt so einmüthig

den Ruf eines erklärten Lustigmachers beygemessen, daß diese Volkssage, verglichen mit den Lebensumständen und den Werken dieses Schriftstellers, wenn man auch sein Andenken von den gar zu niedrigen Schwänken, die das Gerücht auf seine Rechnung setzt, reinigen will, doch immer in der Hauptsache ein geltenderes Zeugniß ist, als alle erklügelten Schutzreden seiner neuern Vertheidiger.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die aber keinesweges dazu bestimmt sind, dem Urtheile des Lesers über den Charakter des Gegenstandes dieser biographischen Skizze Schranken zu setzen, ist es nun Zeit, von den Lebensumständen und den Schriften eines Mannes, dessen komisch-satyrischer Witz ungeachtet der allenthalben sichtbaren Spuren von Geschmacklosigkeit und Sittenverderbniß doch immer in mancher Rücksicht auf sein Zeitalter einen sehr wirksamen Einfluß hatte, eine nähere Übersicht zu geben.

Franz Rabelais wurde zu Chinon in der Landschaft Touraine geboren. Die glaubwürdigsten Nachrichten machen das Jahr 1483 zu seinem Geburtsjahre. Ob sein Vater ein Gastwirth, oder, wie einige behaupten, ein Apotheker war, läßt sich nicht zuverlässig bestimmen. Eben so ungewiß ist es, wo er eigentlich seine Studien begann und vollendete. Alles, was man hiervon weiß, ist, daß er wenigstens einen Theil seiner Studierjahre zugleich mit dem nachmahligen Bischof von Paris und Kardinal, dem als Staats-

Digitized by Google

mann und Gelehrten berühmten Johann Bellai, in Antwerpen zubrachte.

Als er sich in den zu seinem künftigen Berufe erforderlichen Wissenschaften hinlänglich geübt hatte, trat er zu Fontenai-le-Comte in Nieder-Poitou in den Orden der Franciscaner. Hier widmete er sich mit sehr gutem Erfolg dem Predigtamte; und da es in dem Kloster an Büchern, die seiner Wißbegierde Nahrung geben konnten, gebrach, so verwandte er den Ertrag seiner Predigten auf Anschaffung einer kleinen Bücherſammlung. Die nähere Bekanntschaft mit Schriften besserer Art ließ ihn gar bald das Bedürfniß fühlen, seine Kenntnisse weiter als über sein eigentliches Berufsfach auszudehnen. Er lag nun während seines einsamen Klosterlebens auch den profanen Wissenschaften jeder Gattung mit einer so eifrigen Verwendung ob, daß er mit Hülfe seiner lebhaften Einbildungskraft und seines glücklichen Gedächtnisses sich in kurzer Zeit in den Ruf eines der vorzüglichsten Köpfe setzte. Unter andern brachte er es in den gelehrten Sprachen zu einer solchen Fertigkeit, daß er mit dem bekannten Wilhelm Budé, den Erasmus das Wunder Frankreichs zu nennen pflegte, einen Briefwechsel in Griechischer Sprache führte.

Mitten unter diesen ernsten Beschäftigungen konnte er doch seiner Neigung zu lustigen Schwänken, die ihn von seiner frühesten Jugend an bis in das späteste Alter nicht verließ, nicht so sehr Meister werden, daß sie ihm nicht einen Streich spielte, der sehr bedenkliche Folgen für ihn hat-

te, und auch in der That, wenn man seinen Stand und sein Amt in Erwägung zieht, keiner Rechtfertigung Raum gibt. Er ließ sich nähmlich, wie der Französische Herausgeber seiner auserlesenen Schriften die Sache erzählt, einst durch seine ihm angeborne Munterkeit verleiten, sich, als das Volk bey Gelegenheit einer Jahrmarktsfeyer auf dem Marktplatze zu Fontenai-le-Comte sich mit Tanzen erlustigte, unter diese aufgeweckte Gesellschaft zu mengen, und brachte es nach und nach durch Zuspruch und eigenes Beyspiel dahin, daß er den größten Theil der Tänzer und Geiger bezechte. Im Taumel der Trunkenheit, der er, wie man aus so vielen Stellen seiner Werke mit Grund nicht verkennen kann, nach Art der damahligen Mönchsgeistlichkeit nur zu sehr ergeben war, bemächtigte er sich zuletzt aus zügellosem Muthwillen der Geigen, und eilte damit, von der ganzen Schaar lockerer Gesellen begleitet, als ihr Anführer nach seinem Kloster, um diese sonderbaren Trophäen am Hochaltar aufzuhängen. Man kann sich leicht vorstellen, daß seine geistlichen Mitbrüder, denen er ohnehin seiner entschiedenen Talente und seines ausgebreiteten Rufes wegen ein Gegenstand der Mißgunst war, diesen Anlaß nicht unbenützt ließen, unter dem Scheine einer wohlverdienten Bestrafung eines so ungeheuern öffentlichen Ärgernisses zugleich ihrer geheimen Rachsucht Genüge zu leisten.

Einige der erklärtesten Vertheidiger unseres Rabelais halten diesen Vorfall geradezu für er-

Digitized by Google

dichtet. Allein nicht zu gedenken, daß er durch so viele ältere Zeugnisse bestätiget ist, und mit anderen Zügen aus dem Leben dieses sonderbaren Mannes nichts weniger als im Widerspruche steht, so läßt sich auch nicht läugnen, daß Rabelais wirklich in ein strenges Klostergefängniß gesetzt wurde. Er mag sich also dieses Schicksal durch den angeführten muthwilligen Frevel oder durch eine Unbesonnenheit anderer Art zugezogen haben, so bleibt es doch immer gewiß, daß er einige Jahre hindurch seiner Freyheit beraubt war, und daß die Fürsprache der angesehensten Personen, die er sich theils durch seine Predigten und übrigen Talente, theils durch seine Laune und Munterkeit zu Gönnern gemacht hatte, unwirksam blieb, bis er endlich, man weiß nicht, auf welche Art, aus seiner Verwahrung zu entkommen Mittel fand.

Die mächtigen Beschützer, die er sich erworben hatte, bothen nun seinem Verlangen, dem Kloster und Orden, worin er eine so empfindliche Kränkung erlitten hatte, ganz zu entsagen, auf alle mögliche Art die Hand; und Papst Clemens VII. ertheilte ihm, durch die anhaltenden und dringenden Verwendungen wichtiger Fürbitter bewogen, die Erlaubniß, sich in den Benedictinerorden zu begeben. In diesem weit minder strengen Orden brachte Rabelais zu Maillezais in Poitou unter wissenschaftlichen Beschäftigungen mancher Art mehrere Jahre ruhig zu. Da ihm aber sein natürlicher und mit der Erweiterung seiner Kenntnisse nur immer stärker

gewordener Hang für ein fesselfreyes Leben im Grunde jeden noch so gemilderten Zwang verhaßt machte, so verließ er, aller klösterlichen Einschränkungen ein für alle Mahl überdrüssig, in der Folge den Mönchsstand gänzlich, ohne daß er es für gut fand, sich vorher um eine in solchen Fällen immer sehr schwer zu erhaltende bischöfliche oder päpstliche Bewilligung seines Austritts zu bewerben.

Frey von lästigen Gelübden begab er sich nunmehr nach Montpellier, wo er in der Absicht, sich einem weltlichen Berufe zu widmen, der Arzeneykunde oblag, und endlich den Doctorhut erhielt. Die Herausgabe einer Lateinischen Übersetzung verschiedener Werke des Hippokrates und Galenus und seine übrigen Verdienste verschafften ihm daselbst im Jahre 1531 ein medicinisches Lehramt, und als der Kanzler Duprat bald darauf die Vorrechte eines zu der dasigen Universität gehörigen Collegiums durch einen Parlamentsschluß für aufgehoben erklären ließ, erhielt Rabelais das wichtige Geschäft, als Abgeordneter der Universität diesem Minister dagegen Vorstellungen zu machen, und war auch so glücklich, den Widerruf dieses Parlamentsschlusses zu erwirken. Dem allgemeinen Gerüchte nach soll er sich bey dieser Gelegenheit eines sonderbaren Mittels, um bey dem Kanzler Zutritt zu erhalten, bedient haben. Er sprach nähmlich den Schweizer, der die Wache hatte, anfangs in Lateinischer Sprache an. Als dieser Jemanden herbey rief, der des Lateins kündig

Digitized by Google

war, sprach Rabelais Griechisch, und als man ihm auch in dieser Sprache seinen Mann stellte, redete er diesen Hebräisch an. Durch eine so possierliche Art, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, soll er den Minister auf sich aufmerksam gemacht, und sich die Gelegenheit verschafft haben, der Universität zu Montpellier wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Es ist nicht wohl zu läugnen, daß diese Anekdote so ziemlich einem Mährchen ähnlich sieht. Da sie aber mehrere Gewährsmänner für sich hat, und mit dem Geschmacke des noch ungebildeten sechszehnten Jahrhunderts eben so sehr, als mit der bekannten Übung, die sich Rabelais in Schwänken und Eulenspiegelstreichen erworben hatte, vollkommen überein stimmt; so läßt sie sich doch auch als ganz unecht um so minder verwerfen, je mehr man sich aus jüngeren Erfahrungen überzeugen kann, wie sehr man in den älteren geschmacklosen Zeiten an so abenteuerlichen Possen Gefallen fand, was sich gewisse bey Großen und Geringen beliebte Lustigmacher, wie z. B. ein Abraham von St. Clara, für Kühnheiten erlauben durften, und wie oft solche Lieblings-Schalksnarren mit ihrer Unverschämtheit Ehre und Beyfall mit dem Endzwecke, den sie dadurch zu erreichen suchten, zu gleicher Zeit erlangten. Was es aber auch immer mit dieser Anekdote für eine Bewandtniß haben mag, so bleibt es doch eine ausgemachte Sache, daß Rabelais auf irgend eine Art der Facultät zu Montpellier sehr wesentliche Dien-

Digitized by Google

ſie geleiſtet haben muß; denn es kommen alle Nachrichten darin überein, daß er bey ſeinen daſigen Amtscollegen in einem nicht gemeinen Anſehen ſtand, und die dortige Univerſität ehrte ſein Andenken noch in den neueſten Zeiten durch den Gebrauch, die jungen Ärzte, wenn ſie den Doctorhut empfangen, während der Feyerlichkeit mit dem Doctorgewande, das einſt Rabelais trug, zu bekleiden.

Ob Rabelais ſeines unſtäten Geiſtes, oder einer Ausſicht zur Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände, oder einer anderen Urſache halber Montpellier, wo er ſo viel Achtung und Liebe genoß, verließ, iſt nicht bekannt. Man weiß nur, daß er zu Ende des Jahrs 1532 ſich nach Lyon verfügte, und daſelbſt eine kurze Zeit hindurch als Arzt des daſigen Hoſpitals die Arzeneykunde ausübte, ſodann aber als Lehrer dieſer Wiſſenſchaft nach Angers in der Landſchaft Anjou berufen wurde, wo er ebenfalls nicht lange verweilte, weil ſich bald nach ſeiner Ankunft die Peſt in dieſer Stadt äußerte. Bey einer allgemeinen Seuche, wo man der Hülfe eines Arzeneyverſtändigen ſo weſentlich bedarf, wäre es freylich den Pflichten eines Arztes angemeſſen geweſen, die Gefahr der Anſteckung nicht zu ſcheuen. Allein Rabelais mag einerſeits vermög der Leuten ſeiner Denkungsart eigenthümlichen Philoſophie wenig Luſt, einer traurigen Amtspflicht zu Liebe ſich dem Verluſte eines fröhlichen Lebens auszuſetzen, und andererſeits vielleicht ſchon Hoffnung gehabt haben, den mit einer lockeren Le-

bensart unvereinbarlichen Beruf eines Arztes mit einem gemächlicheren Stande zu vertauschen.

Diese erwünschte Gelegenheit both sich ihm auch wirklich kurz darauf an. Sein ehemahliger Schulgespiele, Johann Bellai, der inzwischen Bischof zu Paris geworden war, und mit Vorwissen des Königs von Frankreich als Mittler zwischen dem Papste und dem König von England, Heinrich VIII., in der bekannten Ehescheidungsangelegenheit dieses letzteren im Jahre 1534 nach Rom ging, machte ihm den Antrag, als sein Leibarzt die Reise nach Italien mit ihm zu unternehmen. Rabelais bedachte sich nicht lange, seinem Gönner und Freunde in ein Land zu folgen, das damahls der Sitz der Wissenschaften und Künste, der Sammelplatz aller Üppigkeiten und der Vereinigungspunkt der wichtigsten politischen und kirchlichen Verhandlungen Europens war, und wo er also seine Wißbegier und seinen Hang zum Vergnügen zugleich befriedigen zu können hoffen durfte.

Die auf uns gekommenen Briefe, die er während seines Aufenthaltes zu Rom an seinen Beschützer und Wohlthäter, Gottfried von Estissac, Bischof zu Maillezais, schrieb, und die zwar zur Erläuterung der damahligen politischen Zeitgeschichte dienen können, außer dem aber von geringer Erheblichkeit sind, beweisen, daß er seine Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit zu seinem künftigen Vortheile zu benützen wußte. Der glückliche Gebrauch, den er von seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Kennt-

niſſen, und von ſeinen, wenn auch nicht immer witzigen, doch ſtets aufgeweckten abenteuerlichen Einfällen bey jedem günſtigen Anlaß machte, zog ihm nach und nach die Gunſt des Papſtes Paul III. und verſchiedener Kardinäle in einem Grade zu, der ihm nebſt der Zuverſicht auf die Vermittlung ſeiner vielen und mächtigen Fürſprecher den Muth gab, ſeiner eigenmächtigen Abſchüttlung des Kloſterjoches Erwähnung zu thun. Das günſtige Vorurtheil, das er an dem päpſtlichen Hofe durch die Eigenſchaften eines munteren Geſellſchafters für ſich erworben hatte, ſiegte gar bald über die ſteifen Bedenklichkeiten des kanoniſchen Rechts, und er erhielt eine vollkommene Losſprechung von der zeitlichen und ewigen Beſtrafung ſeiner Abtrünnigkeit von dem Mönchsſtande, und endlich auch ſogar die Verleihung eines Kanonikats in dem 3 Meilen von Paris an der Marne gelegenen, dem Biſchof von Paris zuſtändigen Flecken St. Maur-des-Foſſés, wo man gerade zu der Zeit, nähmlich im Jahre 1536, eine Benedictinerabtey in ein Domkapitel umſtaltete.

Mit dem freudigen Bewußtſeyn, ſeine Abſichten über alle Erwartung erreicht zu haben, eilte nun Rabelais von Rom nach Frankreich zurück, um ſich in den Beſitz ſeiner neu erhaltenen Pfründe zu ſetzen. Von dieſem Zeitpunkte an hat man von der Art, wie er ſich auf ſeinem nunmehrigen Standpunkte benahm, keine eigentlichen Spuren. Vermuthlich widmete er die behagliche Muße, welche ihm ſein Amt gewährte,

Digitized by Google

seiner Lieblingsneigung, sich im ungestörten Genusse der feineren und gröberen Freuden der menschlichen Gesellschaft gütlich zu thun, und mitunter der Ausarbeitung seines Gargantua und Pantagruel, wozu er sich während der mannigfaltigen Verhältnisse seines Lebens reichlichen Stoff gesammelt hatte.

Im Jahre 1545 wurde er, nachdem er bisher, durch seine eigene und die Laune des Schicksals wechselsweise in günstige und ungünstige Lagen versetzt, anfangs Franciscaner und Prediger, dann Benedictiner, in der Folge öffentlicher Lehrer der Arzeneykunst und wirklicher ausübender Arzt, am Ende aber Kanonikus gewesen war, zuletzt auch Seelsorger, und erlangte das einträgliche Pfarramt in dem 2 Meilen von Paris befindlichen Flecken Meudon. Hier war er zugleich der geistliche und leibliche Arzt seiner Gemeinde, fuhr nach alter Gewohnheit fort, den größten Theil seiner Stunden mit sorgenfreyem Gemüthe den Ergetzungen und der Unterhaltung munterer Gäste, die an seinen Schwänken Gefallen fanden, zu weihen, wozu ihm die Nachbarschaft der Residenzstadt die erwünschteste Gelegenheit anboth, und starb endlich, als ihm eben die ansehnliche Pfarre zum heiligen Paul in Paris zu Theil werden sollte, in eben dieser Stadt im Jahre 1553 als ein fast siebzigjähriger Mann mit derjenigen heitern, oder, eigentlicher zu sagen, leichtsinnigen Gemüthsstimmung, von welcher er durch so viele Züge seines unstäten Lebens, durch die, wenn es anders wahr

ist, kurz vor seinem Ende geäußerten Worte: „Ich suche ein großes Vielleicht auf," und durch den Inhalt seiner hinterlassenen Werke die unverkennbarsten Beweise gegeben hat.

Die meisten Narrenpossen und Schwänke, wodurch sich Rabelais den zu einer Zeit, wo der Geschmack noch ungeläutert war, allgemein beliebten und selbst von der öffentlichen Achtung begleiteten Ruf eines erklärten Lustigmachers erwarb, sind für unser bis zur Übertreibung verfeinertes Zeitalter theils so frostig und theils so ekelhaft unsittlich, daß sie, obschon die Echtheit wenigstens eines großen Theils derselben in der Hauptsache, ohne allen historischen Glauben zu entsagen, nicht geradezu widersprochen werden kann, in diesem kurzen biographischen Versuche entweder als des Anführens unwerth, oder aus Wohlstand mit Stillschweigen übergangen worden sind. Das witzigste und wiewohl nicht sehr erbauliche, aber doch wenigstens weder pöbelhafte noch schmutzige Beyspiel seiner lustigen Schwänke ist (nebst dem Lakonischen Testament, welches man ihm beymißt, und das in folgenden wenigen Worten besteht: „Ich habe kein Vermögen, bin viel schuldig, und hinterlasse den Überrest den Armen") der so berüchtigte Mißbrauch einer Stelle aus der Bibel. Rabelais soll nähmlich auf seinem Todbette eine unter dem Nahmen Domino bekannte Art von Maskenkleidung verlangt, und sich, als man ihn um die Ursache dieses sonderbaren Verlangens be-

fragte, sich auf den Schrifttext: „Beati, qui in Domino moriuntur!" berufen haben.

Diese aus den vorhandenen bewährtesten Nachrichten zusammen gedrängte Darstellung der Lebensumstände eines in seiner Gattung immer merkwürdig bleibenden Mannes, bey deren Bearbeitung man zwischen der treuherzigen Leichtgläubigkeit der frühern und der vornehm thuenden Willkürlichkeit einiger neueren historischen Schriftsteller das Mittel zu halten gesucht hat, wird den Leser in den Stand setzen, über den Charakter und die Denkungs- und Handlungsart des bald zu sehr gepriesenen und bald zu tief herab gewürdigten Rabelais ein der Wahrheit sich näherndes Urtheil zu fällen. Nun übriget noch, von denjenigen seiner Schriften, durch welche er einst so großes Aufsehen erregt hat, Rechenschaft zu geben.

Unstreitig ist es, daß wenige Schriftsteller sich auf Kosten aller Stände ihres Zeitalters mit einer so cynischen Verwegenheit lustig machten, als der Verfasser des Gargantua und Pantagruel. Von Seite der Uneingeschränktheit und Zügellosigkeit seines satyrischen Muthwillens betrachtet, ist er ein zweyter Lucian. An allen übrigen Eigenschaften des an Richtigkeit des Geschmacks und an Urbanität so unerreichlichen Griechen gebricht es ihm aber so ganz, daß man auch bey aller billigen Rücksicht auf die Rohheit seiner Zeiten seine abgeschmackte Pedanterey, seine pöbelhafte Possenreißerey und seine unbehülfliche Einkleidung unzusammen hangender

und unverständlicher Allegorien auf keine Art entschuldigen kann. Auch scheint es mehr als zweifelhaft, ob er statt des bey Lucian nicht zu verkennenden achtungswürdigen Endzwecks, seine Zeitgenossen zu bessern, nicht vielmehr bloß die Absicht, sein Publicum zu belustigen, gehabt haben mag. Wenigstens findet man bey ihm nirgends die Spur eines wirklichen erklärten Eifers für die gute Sache wie bey dem Griechen.

Es konnte übrigens nicht fehlen, daß Rabelais durch seine sarkastische Feder in eben dem Maße, als er Beyfall fand, sich nicht auch die Erbitterung derjenigen zuzog, die das Ziel seines Spottes zu seyn gegründeten Argwohn hatten. Die Mönche, welche sich von ihm vorzüglich lächerlich gemacht fühlten, brachten es durch unermüdetes Bestreben dahin, daß die Sorbonne und das Parlament seine satyrischen Schriften als gemeinschädlich verurtheilten. Diese Verdammungsurtheile dienten aber, wie gewöhnlich, bloß dazu, seinen Werken mehr Ansehen und Umlauf, und dem Verfasser immer mehr und mehr den Ruf eines der witzigsten Köpfe zu verschaffen. Heut zu Tage denkt man von den abenteuerlichen und nicht nur wegen der nun schon so sehr veralteten Sprache, sondern auch wegen des dunkeln allegorischen Sinnes größten Theils unverständlichen Producten dieses Schriftstellers freylich ganz anders; und wenn man ihnen einerseits das Verdienst, dem Leser bey mehr als einer Stelle ein unwillkürliches lautes Gelächter abzunöthigen, nicht verweigern kann, so miß-

kennt man doch die pöbelhaften Ungezogenheiten und Unfläthereyen, von denen sie wimmeln, und die geschmacklose Häufung einer fast immer übel angebrachten Gelehrsamkeit, durch welche sie im Ganzen höchst langweilig werden, gewiß eben so wenig. Auf ein Paar wirklich unterhaltender Seiten folgen alle Mahl mehrere Bogen voll Ungereimtheiten, und was Rabelais von den mit den Erläuterungen der Rechtsgelehrten versehenen Gesetzen sagte, daß sie nähmlich ein schöner Rock mit Unflath verbrämt seyen, kann man noch weit füglicher auf seine eigenen Werke anwenden. Sicherlich wird kein Leser von Geschmack in unsern verfeinerten Zeiten bey einem Buche Vergnügen finden, das (nur wenige Stellen ausgenommen) von einem mit frostiger Schulgelehrsamkeit genährten, durch Zügellosigkeiten aller Art verderbten Pedanten im Taumel der Trunkenheit geschrieben zu seyn scheint.

Da dieses ungünstige, übrigens aber der Wahrheit vollkommen gemäße Urtheil wenig Lust erregen kann, sich mit dem Verfasser des Gargantua und Pantagruel aus seinen hinterlassenen Schriften selbst unmittelbar bekannt zu machen, so wird eine kurze Notiz von dem Inhalt derselben, da sie in ihrer Art doch immer merkwürdig bleiben, beynahe unentbehrlich. Zur deutlicheren Verständniß dieser Notiz muß aber die Nachricht voran geschickt werden, daß Rabelais nach den Bemerkungen seiner bewährtesten Ausleger unter der drollichten und pedantischen Benennung Janotus die Pariser

Universität, unter der klingenden Insel die Clerisey, den Papst und die Kardinäle, unter dem Bruder Jean des Entommeures und der Dichtung von der Abtey Theleme die Mönche, und unter der Insel der Papimanes und dem Eiland Tapinois die Römisch-Katholischen überhaupt lächerlich macht. Minder gewiß, aber sehr wahrscheinlich ist es, daß unter der Person des Grandgousier auf Ludwig XII., unter Gargantua auf Franz I., unter Pantagruel auf Heinrich II., und unter Picrochole und Anarche auf Kaiser Karl V. angespielt wird. Diese nothwendige Deutung der allegorischen Benennungen wird dem Leser das meiste in dem nun folgenden kurzgefaßten Inhalt des Gargantua und Pantagruel, worin übrigens die häufigen Unflätthereyen, welche sich Rabelais erlaubt, billig mit Stillschweigen übergangen werden, deutlicher machen.

Der satyrische Roman Gargantua fängt mit der Genealogie dieses fabelhaften Helden an. Rabelais läßt ihn von den berühmten Riesen der Urwelt abstammen, und macht sich bey dieser Gelegenheit über die Nichtigkeit der Genealogien überhaupt lustig. „Ich, der ich mit euch „spreche, sagt er unter andern, glaube, von ir„gend einem Könige aus dem Alterthum abzustam„men; denn unmöglich kann jemand eine größere „Neigung haben, König zu seyn, als ich, weil „ich dann, ohne zu arbeiten, gut essen und trin„ken, und meine Freunde, lauter brave und ge„lehrte Leute, bereichern könnte." Nach einigen

episodischen Schwänken erhält der Leser die Nachricht, daß Gargantua eilf Monathe in dem Leibe seiner Mutter herum getragen wurde, wobey mit einem Wust von medicinischer Gelehrsamkeit bewiesen wird, daß eine Frau ganz wohl eilf, ja auch zwölf Monathe schwanger seyn könne, welches auf die letzte Gemahlinn Ludwig XII. zielen soll, die nach dem Tode ihres Gemahls, um ihren Einfluß in die Regierungsgeschäfte zu verlängern, eine geraume Zeit hindurch vorgab, daß sie schwanger sey. Nach einem abermahligen Zwischenspiele von unbedeutenden Possereyen wird nun die Geburt des Gargantua erzählt, der, weil die Kindbetterinn zu viel Kaldaunen gegessen hatte, nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern durch das linke Ohr seiner Mutter auf die Welt kam, So bald er geboren war, ließ er statt des gewöhnlichen Kindergeschreys die Worte: trinken! trinken! trinken! vernehmen. Der Faden der Geschichte wird nun wieder durch episodische Einschiebsel unterbrochen, bis Rabelais auf die Jugendjahre des Gargantua kommt. Die Schilderung, die er davon macht, paßt wirklich sehr genau auf das, was man von dem jugendlichen Muthwillen und der mangelhaften Erziehung Königs Franz I. weiß, und ist übrigens mit vieler Laune geschrieben. Gargantua, heißt es im eilften Kapitel, hatte in seinen ersten Jahren nur drey Wissenschaften gelernt. Die erste war: essen, trinken und schlafen; die zweyte: trinken, essen und schlafen; und die dritte: schlafen, essen und trinken. Er

biß um ſich, wenn er lachte, und lachte, wenn er um ſich biß. Er verſteckte ſich im Waſſer aus Furcht vor dem Regen, ſpannte oft im Reden den Pflug vor die Ochſen, kitzelte ſich, um zu lachen, und kratzte ſich, wo es ihn nicht jückte. Er hoffte Lerchen zu fangen, wenn die Wolken niederfallen würden, und ſah gern Blaſen für Laternen an. Er aß aus eben der Schüſſel, woraus ſeines Vaters Hunde zu freſſen pflegten, und biß dieſe in die Ohren, ließ ſich aber auch ſeinerſeits von ihnen die Naſe zerkratzen. Die hierauf folgende Erzählung von den mancherley Jugendſpielen des Gargantua enthält nichts als Zoten und Albernheiten, und berichtet unter andern dem Leſer, wie Grandgouſier, der Vater des Gargantua, bey der Erfindung eines Arſchwiſches den wundervollen Verſtand ſeines Sohns kennen lernte.

Nachdem der groſſe Doctor Holofernes dem Gargantua in 5 Jahren das A, B, C beygebracht, und in den darauf folgenden 5 Jahren ihn Gothiſch ſchreiben gelehrt hatte, ſchickte endlich Grandgouſier ſeinen Sohn, weil er zu Hauſe nicht viel lernte, in Geſellſchaft eines andern Lehrers nach Paris. Der junge Zögling, der, da er ſelbſt ein Rieſe war, ſich auch eines ungeheuern Pferdes bedienen mußte, fand bey ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt, daß die groſſen Glocken der Kirche zu Unſerer lieben Frau gute Schellen um den Hals ſeiner Stutte abgeben würden, und bemächtigte ſich daher derſelben. Unter dem Bild dieſer Stutte ſoll die Herzoginn

von Etampes verſtanden ſeyn, welcher Franz I. im erſten Feuer der Liebe ein koſtbares Halsgeſchmeide gekauft hatte, das die Einwohner von Paris durch eine neue Taxe oder durch den Verluſt der Glocken der oben genannten Kirche bezahlen ſollten. Im achtzehnten und neunzehnten Kapitel hält Doctor Janotus, der die von Gargantua geraubten Glocken wieder abzufordern geſandt wurde, eine Rede, worin der barbariſche Styl und die Pedanterey der damahligen Zeit auf eine ſehr beluſtigende Art lächerlich gemacht wird, und bewirkt durch ſeine ſonderbare Beredſamkeit, nachdem er unter andern angeführt hatte, daß eine Kirche ohne Geläute um nichts beſſer ſey, als ein Blinder ohne Stecken, ein Eſel ohne Schwanzriemen und eine Kuh ohne Hörner, die Zurückgabe der Glocken. Auf die Erzählung dieſes Abenteuers folgen unbedeutende Nachrichten von den Ergetzungen des Gargantua, und dann von der ferneren Erziehungsart deſſelben, ſo wohl im phyſiſchen als moraliſchen Betrachte, bey welcher Gelegenheit Rabelais wider ſeine Gewohnheit ernſt iſt, und viele nützliche Wahrheiten einfließen läßt.

An dieſen ernſthaften Gegenſtand ſchließt ſich die Erzählung eines poßierlichen Krieges an, welcher zwiſchen den Aſchenkuchenverkäufern zu Lernai, deren König ſich Picrochole nannte, und unter deſſen Perſon Kaiſer Karl V. verſtanden ſeyn ſoll, und zwiſchen den Aſchenkuchenverkäufern aus dem Lande des Gargantua wegen einiger verweigerten Kuchen entſtand. Nach-

Digitized by Google

dem die Truppen von beyden Seiten versammelt waren, fangen die Feindseligkeiten damit an, daß die Armee des Picrochole in die Weingärten der Abtey Seville dringt, um da zu fouragiren. In diesem Kloster befand sich aber zum Glücke desselben ein Mönch, Nahmens Pater Jean des Entommeures, der Muth genug hatte, den Feinden die Zähne zu weisen. Er war, wie ihn Rabelais schildert, „jung, galant, munter, geschickt, kühn, unternehmend, bedachtsam, lang „gewachsen, mager, großmäulicht, großnasicht, „ein schneller Abfertiger der Bethstunden, ein „schöner Messenhudler, ein guter Vigilienhüther, und kurz ein wahrer Mönch, als es je „einen gab, seit die Mönche machende Welt die „Möncherey gemönchet hat, übrigens gelehrt bis „an die Zähne in Brevierfachen." Da dieser den Lärmen hörte, den die Feinde in den Weingärten des Klosters machten, eilte er hinaus, und als er gewahr ward, daß sie an einem Orte Weinlese hielten, der dem Kloster für das ganze Jahr das Getränk liefern sollte, lief er in den Chor der Kirche zurück, wo die übrigen Mönche sich befanden, und rief: „Vertu Dieu! „was singt ihr da? Gute Nacht, Körbe! Die „Weinlese ist vorüber. Ich will des Teufels seyn, „wenn sie nicht im Weingarten sind, und die „Trauben sammt den Stengeln so herunter schneiden, daß man in vier Jahren nichts wird pflücken können. Bey dem Bauche des heiligen Jakob! was werden wir trinken, wir arme Teufel, die zu Gott bitten: da mihi potum?" Die-

Digitized by Google

ser Aufruf befeuerte das ganze Klosterconvent. Man zauderte nicht, den Feind aufzusuchen, und Pater Jean des Entommeures hielt sich so wacker, und schlug mit dem Kreuzstocke der Abtey so gewaltig um sich, daß es ihm gelang, die Weingärten des Klosters von den ungebethenen Gästen zu reinigen.

Indessen hatte Picrochole ein Schloß erobert, und den friedfertigen Grandgousier so in die Enge getrieben, daß dieser in der Angst seines Herzens seinen Sohn Gargantua von Paris nach Hause rief. Während Picrochole, von seinen Siegen aufgeblasen, mit seinen Räthen bereits den Entwurf macht, nach geendigter Eroberung der Provinzen des Grandgousier auch Afrika, Ägypten, die Barbarey, Italien und die Inseln des Archipelagus einzunehmen, den Sultan von Jerusalem zu entthronen, sich zu Konstantinopel als Kaiser ausrufen zu lassen, und so allmählich die ganze Welt zu bezwingen, tritt Gargantua die Heimreise an. Auf dem Wege stieß er auf einen Haufen Plünderer, deren Hauptmann Trippet hieß. Diesem schlitzt Gymnaste, der Stallmeister des Gargantua, im Gefechte den Bauch auf, wobey Rabelais bemerkt, daß der Sterbende vier Maß Weinsuppe von sich gab, und die Seele mitten unter dieser Suppe fortging. Nach einigen anderen mit frostiger Übertreibung erzählten Heldenthaten langt endlich Gargantua bey seinem Vater an, der ihm, nachdem Gargamella, die Gemahlinn des Grandgousier, vor Freude über die Zurückkunft ihres

Sohnes gestorben war, mit einem prächtigen Gastmahle bewirthete, bey welchem Gargantua, der angeführter Maßen ein Riese war, unter dem Salat sechs arme Pilger verschluckte, die in dem Küchengarten des Grandgousier von Ungefähr eingeschlafen waren.

Gargantua hatte inzwischen vernommen, wie tapfer sich Pater Jean des Entommeures gegen die Picrocholisten gehalten hatte, und ließ ihn daher zu sich rufen. Der Mönch erschien mit seinem Kreuzstocke, und zeichnete sich durch seine ungezähmte Lustigkeit bey Gastgebothen eben so sehr aus, als im Felde durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit. Vergebens riefen ihm bey einem vorgefallenen Scharmützel die beängstigten Feinde zu: „Herr Prior! Herr Prior! ich ergebe mich." Er antwortete: „Herr Posterior! da habt ihr euern Theil," und schlug einem nach dem andern den Kopf ab. Nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, und die Armee des Picrochole gänzlich auf das Haupt geschlagen war, eroberte Gargantua das ganze feindliche Land, vertheilte es unter seine vornehmsten Befehlshaber, wobey lauter unbedeutende Dörfer in Touraine und Anjou als ansehnliche Provinzen angeführt werden, und stiftete für den Pater Jean zum Danke die Abtey Theleme, die ihrer Einrichtung nach das Gegenbild aller anderen Klöster war, und deren Ordensregel in dem einzigen Satze bestand: „Thue, was du willst!" Hier endiget sich die Geschichte des Gargantua, an welche sich die Erzählung

von den Thaten und Meinungen des Pantagruel als Fortsetzung anschließt.

Pantagruel, dessen vollständig angeführte Genealogie eine Parodie der biblischen Geschlechtsregister ist, wurde von Gargantua, als dieser ein Alter von 444 Jahren erreicht hatte, gezeugt. Seine Mutter Badebec starb in den Kindesnöthen. Der kleine Held war, wie seine Ältern, aus dem Riesengeschlechte, und in seiner frühesten Jugend äußerst boshaft. Nachdem er auf der Universität zu Poitiers nichts gelernt hatte, sendete ihn sein Vater nach Paris. Hier besuchte er die Bibliothek St. Victor, wo er unter andern durch sehr unfläthige Titel sich auszeichnenden Werken folgende Bücher fand: Der zwey- und vierspännige Wagen, der die andächtige Seele in das Paradies führt. Der Ameishaufen der Frömmigkeit. Das Affen-Paternoster u. s. w. Was Pantagruel während seines weitern Aufenthalts in Paris sah und that, ist so unbedeutend, daß es keine Erwähnung verdient. Endlich aber wird er mit dem in der Folge des Romans eine Hauptrolle spielenden Panurge auf eben die Art bekannt, durch welche Rabelais sich oben erzählter Maßen bey dem Kanzler Duprat Zutritt verschafft haben soll. Da sich, wie man behauptet, unter dieser erdichteten Person der Verfasser selbst geschildert haben soll, so ist es um so nöthiger, den Leser mit diesem getreuen Gefährten des Pantagruel genauer bekannt zu machen.

Digitized by Google

Panurge war, wie ihn Rabelais beschreibt, von mittlerer Statur. Seine Nase war wie der Griff eines Schermessers gemacht. Er hatte ungefähr 35 Jahre, und war dem äußerlichen Ansehen nach ein stattlicher Mann, an dem man nichts tadeln konnte, als daß er von Natur einer Krankheit unterworfen war, die man damahls Geldmangel nannte. Inzwischen hatte er 63 Arten, zu seiner Nothdurft Geld zu erhalten, wobey er aber gestand, daß es 214 Arten gebe, es wieder los zu werden. Unter seinen sonderbaren Gewohnheiten war übrigens auch die, daß er statt der Pistolen immer eine Flasche mit gutem Wein und ein Stück Schinken unter seiner Kleidung trug.

Nachdem Pantagruel und Panurge bey einer guten Mahlzeit unverbrüchliche Freundschaft geschlossen hatten, erzählte dieser dem ersteren seine bisherigen Reisebegebenheiten. Er hatte alle Länder durchwandert, und war auf dem Punkt gewesen, in der Türkey gebraten, und mit einer Brühe, mit welcher man die Kaninchen zubereitet, gefressen zu werden. Man hatte ihn schon gespickt, und an den Spieß gesteckt, als zum Glücke der Koch, der den Bratenwender drehte, einschlief. Panurge schlüpfte nun in aller Eile vom Spieße herab, bediente sich dieses Instruments statt einer Lanze und der Bratpfanne statt eines Schilds, und schlug sich solcher Gestalt durch die versammelten Haufen der Türken, lief aber, da er schon halb gebraten war, auf seiner Flucht große Gefahr, von den Hunden, die der

Geruch des gebratenen Fleisches und Specks von allen Seiten herbey lockte, gefressen zu werden. „Bey dieser Gelegenheit war es," sagte er zu Pantagruel, „wo ich mich, als ich so viele „Hunde die Zähne wider mich blecken sah, am „meisten vor Zahnschmerzen fürchtete." Unter anderen Abenteuern erzählte er auch, um zu beweisen, wie schwer es sey, die Tugend eines Mädchens zu bewachen, daß er einst auf der Landstraße einen Mann angetroffen habe, der in einem Bettsack zwey kleine Mädchen, das eine vor sich und das andere hinter sich, trug, und ihm auf seine Frage, ob sich die Mädchen gut aufführten, zur Antwort gab: „Ich kann „euch wohl die gute Aufführung des einen Mädchens, das vor mir hängt, bezeugen; denn ich „habe es nicht aus den Augen gelassen: was aber „das Mädchen hinter mir betrifft, so ist es „schwer, zu bekräftigen, was man nicht sieht."

Während des ferneren Aufenthaltes in Paris entschied Pantagruel eine lächerlich verworrene gerichtliche Streitigkeit als Schiedsrichter durch einen nicht minder verworrenen Urtheilsspruch mit dem größten Beyfall, und Panurge siegte in einem öffentlichen metaphysischen Wettstreit, den er mit dem Engländer Thomast in der Mienen- und Geberdensprache auf dem Collegialsale der Sorbonne hielt. Ohne allen Zweifel sind diese zwey sonderbaren Abenteuer eine Parodie wirklicher Vorfälle, von denen man aber gegenwärtig keine sichere Spur mehr hat.

Jetzt vernahm Pantagruel, daß die Stadt der

Digitized by Google

Amauroten in dem Königreich seines Vaters durch die Dipsoden belagert würde, und machte sich mit Panurge auf das eiligste zur Heimreise gefaßt. Rabelais verschwendet einige Kapitel mit der Erzählung desjenigen, was sich auf dem Wege nach Pantagruels Heimath und in dem Kriege mit den Dipsoden zutrug, wobey er nebst vielem unbedeutenden und unfläthigen Gewäsche sich mit ein Paar nicht sehr unterhaltenden Episoden schleppt. Für den Leser dieses Aufsatzes wird es hinreichend seyn, nur überhaupt zu wissen, daß Pantagruel die Dipsoden in einer Schlacht (worin unter andern dem Philosophen Epistemon der Kopf abgehauen, mittels einer Salbe aber durch Panurge wieder so genau dem Rumpfe angepaßt wurde, daß der Philosoph wieder auflebte, und mit vieler, an kühnen Ausfällen auf merkwürdige Personen der älteren Zeit weit mehr, als an wirklichem Witz reicher Geschwätzigkeit das, was er in der Hölle inzwischen gesehen hatte, erzählen konnte) überwand, den feindlichen König Anarche, unter welchem abermahl Kaiser Karl V. gemeint seyn soll, gefangen bekam, in seinem Königreich Utopia eine Colonie von Dipsoden anlegte, und dem Panurge ein Geschenk mit der Kastellaney Salmigondi machte, wo dieser seiner Gewohnheit nach in ununterbrochenem Wohlleben sich gütlich that.

Bey weitem der größte Theil des zweyten Buchs beschäftiget sich mit den Heurathsanschlägen des nun mit Ländereyen begabten Panurge. Es ist nicht zu läugnen, daß bey dieser Gelegenheit

unter vielen langweiligen und witzlosen Erzählungen auch manches muntere und belustigende Histörchen vorkommt. Da aber Rabelais, wie es bey einem so günstigen Anlasse leicht zu vermuthen ist, der Sittlichkeit nicht im geringsten schont, und die Anführung eines Theils dieser Histörchen zu vielen Raum einnehmen würde, so scheint es am besten zu seyn, den Liebhaber schlüpfriger Gegenstände auf das zweyte Buch der Geschichte Pantagruels im Grundtexte zu verweisen, und sich hier bloß auf die Nachricht zu beschränken, daß Panurge, nachdem er sich über sein Vorhaben, sich zu vermählen, mit Leuten aller Art, mit Wahrsagern und Hexen berathen hatte, endlich dem ihm zuletzt ertheilten Orakelspruche, der ihm eine Wallfahrt nach einem gewissen geheiligten Brunnen zu thun anrieth, folgte, und in dieser Absicht in Gesellschaft des Abts von Theleme, Epistemons, Gymnasts und seines Wohlthäters Pantagruel das Schiff des Steuermanns Xenomanes bestieg.

Die seltsamen Abenteuer, welche dieser lockeren Reisegesellschaft auf ihrer Seefahrt aufstießen, sind ohne Widerrede der erheblichste Theil der Geschichte Pantagruels. Alle Mißbräuche und Thorheiten der weltlichen und geistlichen Stände werden bey dieser Gelegenheit der Reihe nach unter den lächerlichsten und poßierlichsten Allegorien der Geißel der Satyre Preis gegeben. Meisterhaft und mit wirklich echtkomischen Zügen, wiewohl übrigens mit allzu großer Redseligkeit ist die Freigebigkeit des Panurge wäh-

rend eines Sturmes, der das Schiff auf der See überraschte, geschildert. Der beängstigte Heurathskandidat, der, wenn keine Gefahr vorhanden ist, sich immer so breit zu machen pflegt, preist nun mit kindischem Wimmern zitternd und bebend das Glück derjenigen, welche Kohl pflanzen, und betheuert mit den lächerlichsten Schwüren, daß er lieber diese Handthierung treiben als Großadmiral seyn wollte, weil man bey dem Kohlpflanzen doch wenigstens festen Fuß auf dem Lande habe. „Ach! wir sind verloren!" rief er ein Mahl über das andere Mahl aus. „Diese Welle wird uns das Garaus machen. Helft, meine Freunde! Ein wenig Essig! Ich werde ohnmächtig, ich sterbe. O weh! die Segel sind zerrissen. Seht, seht! das Vordertheil des Schiffs geht zu Trümmern. Ach, es ist geschehen um uns! Ich sinke unter! liebe Leute, ich sinke unter! Bruder Jean! mein Freund, mein Vater! es ist aus mit uns. Ach! was stehe ich für eine Angst aus. Seht nur! das Wasser läuft mir in die Schuhe. Hu! hu! hu! hu! diese verteufelte Welle wird uns das Schiff zerschmettern. Ach! Bruder Jean! mein Vater, mein Oheim, mein Alles! ich will dir beichten. Confiteor, mea culpa, mea culpa! gib mir deinen heiligen Segen!" „Ey, daß du alle tausend Teufel im Leib hättest!" schrie Bruder Jean, „komm lieber her, und hilf arbeiten, statt zu winseln!" „Ach! „nur nicht fluchen!" erwiedert Panurge, „nur jetzt nicht fluchen, mein liebster Freund! Morgen, so viel du willst! Hu! hu! hu! hu! das

Schiff faßt Waſſer. Verhehlt mir es nicht! Sind wir ſchon auf dem Grunde? Ach! hätte ich es voraus ſehen können, daß ich hier zu Grunde gehen muß! O weh! ihr meine lieben Leute! ich ſinke unter. Consummatum est. Es iſt aus mit mir. Ich vergebe vom Herzen allen meinen Feinden. Lebt wohl! In manus. O heiliger Michael! o heiliger Niklas! nur dieß Mahl, und in meinem Leben nicht mehr! Ich will euch gerne eine ſchöne große Kapelle bauen, auch zwey, wenn es ſeyn muß, und zwar zwiſchen Cande und Monſoreau, wo weder Kuh noch Kalb auf die Weide gehen ſoll."

Als ſich der Sturm endlich wieder legte, und Panurge ſah, daß alle Gefahr vorüber war, fing er an nach Herzensluſt zu freſſen und zu ſaufen. Man fragte ihn, ob er ſich noch ſeines Gelübdes erinnere. „O ja," ſagte er, „allein der Heilige kann froh ſeyn, wenn er von mir einen Roſenkranz ſtatt einer Kapelle bekommt. Zudem habe ich geſagt, daß ich ſie zwiſchen Cande und Monſoreau erbauen wolle, und dieß iſt gerade mitten in der Loire. Ich halte mich an das Lombardiſche Sprichwort: Wenn die Gefahr vorüber iſt, lacht man des Heiligen."

Auf der weiteren Fahrt entdeckte Pantagruel mit ſeinen Reiſegefährten nebſt der Inſel der Papimanes und vielen andern allegoriſchen Inſeln auch das Eiland Tapinois, wo er einen Krieg wider die Blutwürſte, welche die Inſel bewohnten, führte, ein entſetzliches Gemetzel unter ihnen anrichtete, und ihnen endlich unter dem Be-

Digitized by Google

dinge den Frieden gewährte, daß alle Jahre 56000 Einwohner auf die Tafel des großen Gargantua geliefert werden mußten. Durch diese Prosopopen von Blutwürsten zielte Rabelais auf die Fasten, so wie er unter der klingenden Insel, worauf Pantagruel nebst seinen Reisegefährten nachher landete, und die von Einwohnern bevölkert war, welche die Ohren sehr an den Schall der Glocken gewöhnt hatten, die Clerisey verstand. Die Bewohner der letzteren Insel werden von einem sonderbaren und einzigen Wesen beherrscht, das Papegaut heißt, und die Cardingaux und Evegaux unter sich hat, welche aus den sich in Pretregaux und Monagaux theilenden Clergaux erwählt werden. Diese pflanzen sich nicht durch die Vermischung der beyden Geschlechter, sondern wie der Phönix auf eine außerordentliche Art fort. Ein Theil derselben ißt nichts als Fische, andere aber Fleisch. Die eine Classe ist auf immer gesichert, gut zu schmausen, die anderen aber sehen zu, wie und wo sie etwas erhaschen können. Sie haben alle verschiedene Farben; doch gewöhnlich sind sie weiß oder schwarz. Sie säen nicht, pflanzen nicht, arbeiten nicht, sondern leben von der Arbeit anderer; und wenn die Insel hierzu nicht hinreicht, so reisen einige mit großen Säcken auswärts herum, bringen sie gefüllt zurück, und ernähren damit ihre verschiedenen Schwärme.

Nachdem Pantagruel mit seinen Gefährten auch diese Insel verlassen, und noch einige andere besucht hatte, erreichte er endlich das be-

rühmte Land Lanternien, wo das Ziel ihrer Reise, das berühmte Orakel der göttlichen Bouteille, war. Hier erhielt Panurge nach vielen sonderbaren Ceremonien den sonderbaren Bescheid: Trink, Sterblicher! dieß ist deine Antwort; und nun weißt du, was du zu thun hast. Mit dieser abenteuerlichen Katastrophe endigen sich die Begebenheiten Pantagruels, die Rabelais, weil er früher starb, unvollendet hinterlassen mußte.

R.

Digitized by Google

IV.

Über die

grammatiſche Abänderung der Lateiniſchen Wörter in der Deutſchen Sprache.

Des Dicaſteriums, des Dicaſterii, auch wohl des Dicaſterium—Gründe und Anſehen können für eines und das andere angeführt, und nicht weniger dem Gebrauch des einen und andern Anſehen und einige Gründe entgegen geſtellet werden. Quintilian macht die eben ſo richtige als ſcharfſinnige Unterſcheidung: Es gebe im Sprechen eine Beobachtung, eine Gewohnheit; aber keines weges ein Geſetz: (Nec lex est loquendi, sed observatio. *Inst. orat.* L. I. C. VI.) Nach dieſer Verſchiedenheit, in welcher ſich das Anſehen eines Quintilian dem Sprachdeſpotismus ſo geradezu in den Weg ſtellet, wird es in einer lebenden Sprache—in einer Sprache, welche mit der Bearbeitung aller Wiſſenſchaften und dem Vorſchritte der Nationalcultur in gleichem Schritte gehet, wo daher unzertrennlich mit dem erweiterten Gebiethe der Letzteren auch die Grenze der Erſteren je weiter und weiter hinaus gerückt werden muß: noch mehr—in einer Sprache, in welcher Schriftſteller verſchiedener Provinzen ihre Werke mittheilen, die

ihre wechſelſeitige Unabhängigkeit auch darin zu behaupten ſuchen, daß ſie ſich über dieſen Punkt nicht vorſchreiben laſſen: in einer ſolchen Sprache wird es, wie in dem geſellſchaftlichen Tone und ſo manchem anderen Stücke, ebenfalls im Wort und Ausdrucke immer verſchiedene Gewohnheiten geben; und wer wäre berechtiget, ſich des Ausſpruches anzumaßen: daß nur eine Gewohnheit gut iſt, alle übrigen als fehlerhaft verworfen werden müſſen? Im Gegentheile: nichts ſteht vielleicht der Vervollkommung der vaterländiſchen Sprache ſo ſehr entgegen, als dieſer Ausſchließungsgeiſt, dieſe, ich möchte ſo gern ſagen, affectirte Niedlichkeit mit den Worten, Ausdrücken, Redensarten aus dieſer oder jener Gegend, und zwar gegenſeitig angeekelt werden; und wären dafür Schriftſteller—daß mir hier nur ſolche Schriftſteller vor Augen ſchweben, welche durch eine gewiſſe Übereinkunft für Schriftſteller der Nation anerkannt werden, nicht etwa jeder ling und lein, der für Pfeffer und quidquid chartis amicitur ineptis Dütchen und Einſchlag liefert, durch mich ein Stimmrecht auf dem Sprachconvent zu erlangen glaube, brauche ich nicht zu erinnern.— Nun denn, wären die Deutſchen Schriftſteller ſammt und ſonders, ich will nicht ſagen, ſo klug wie ein Homer zum Beyſpiele, der die Mannigfaltigkeit, den Nachdruck, das Bildliche, das Wohlklingende ſeiner Sprache dem hauptſächlich verdanket, daß er den Reichthum

aller Dialecte als ein Gemeingut des Dichters betrachtete, und nahm da, wo er etwas fand, das seiner Absicht gemäß dem hohen Schwung seiner Ideen, dem hohen Ausdruck seines Vortrags an die Seite setzte: ich will nur sagen: wären unsere vaterländischen Schriftsteller zum mindesten nicht von einem zärtlicheren Gaume, als der so genaue, über die Reinigkeit seiner Sprache mit solcher Eifersucht haltende Quintilian, der, wenn ein Pollio den Livius über Patavinität betritt (Pollio deprehendit in Livio patavinitatem), genügsamer hinzu setzet: licet omnia italica pro Romanis habeam, daß ihm alles, was Italien (an Wörtern) anbiethet, für Römisch gelte: zu welchem Reichthum, welcher Geschmeidigkeit, Reinigkeit, zu welcher Vervollkommung könnte dann unsere Nationalsprache gelangen. Doch davon vielleicht zu einer andern Zeit; und ich lenke, um mich nicht in eine andere Gegend zu tief zu verlieren, gerade auf meinen Weg zurück, daß nähmlich über die Weise, wie der Deutsche sich ausländischer und vorzüglich Lateinischer Wörter zu gebrauchen habe, Meinungen und Übung eben so, wie in so manchem anderen Stücke, von einander abweichen, und ich wiederhohle es: bey lebenden Sprachen ist es, und ich setze hinzu, wird dieses Ungefähr immer so geschehen, zu dessen Bestätigung ich die ausführliche Stelle Quintilians hierher übertrage, die mir in der Folge auch einen ganz be-

Digitized by Google

quemen Faden zu einigen Bemerkungen in Ansehung unserer Muttersprache leihen soll.

„Meine Unterscheidung (heißt es Inst. Orat. L. I. C. V. *) geht vorzüglich auf die Griechi-

*) Sed haec divisio mea ad Graecum praecipue sermonem pertinet: nam et maxima ex parte Romanus inde conversus est, et confessis quoque Graecis utimur verbis, ubi nostra desunt, sicut illi a nobis nonnunquam mutuantur. Inde illa quaestio exoritur, an eadem ratione per casus duci externa, qua nostra, conveniat. Ac si reperias grammaticum veterum amatorem, neget quidquam ex Latina ratione mutandum: quia, cum sit apud nos casus ablativus, quem illi non habent, parum conveniat, uno casu nostro, quinque Graecis uti: quin etiam laudet virtutem eorum, qui potentiorem facere linguam Latinam studebant, nec alienis egere institutis fatebantur: inde *Castorem*, media syllaba producta, pronuntiarunt, quia hoc omnibus nostris nominibus accidebat, quorum prima positio in easdem, quas *Castor*, literas exit: et ut *Palaemo* ac *Telamo*, ut *Plato* (nam sic eum Cicero quoque appellat) dicerentur, retinuerunt: quia Latinum, quod *o* et *n* literis finiretur, non reperiebant. Ne in *a* quidem atque *s* literas exire temere masculina Graeca nomina recto casu patiebantur: ideoque et apud Caelium legimus, *Pelia Cincinnatus*: et apud Messalam, *Benefecit Euthia*: et apud Ciceronem, *Hermagora*; ne miremur, quod ab antiquorum plerisque *Aenea* et *Anchisa* sit dictus. Nam si ut *Maecenas*, *Suffenas*, *Asprenas* dicerentur, genitivo casu non *e* litera, sed *tis* syllaba terminarentur. Inde *Olympo* et *tyranno* acutam mediam syllabam dederunt, quia duabus longis sequentibus primam brevem acui noster sermo non patitur. Sic genitivus *Achilli* et *Ulixi* fecit, sic alia plurima. Nunc recentiores institue-

Digitized by Google

ſche Sprache. Denn die Römiſche iſt gröſten Theils daher geleitet, und wir gebrauchen offenbar auch Griechiſcher Wörter, wo es uns an eigenen gebricht; wie entgegen die Griechen auch manchmahl von uns entlehnen. Daher entſteht (hier) die Frage: ob ausländiſche Wörter eben ſo, wie die unſrigen, in den verſchiedenen Fällen (Endungen) verändert werden ſollen? Wenn man hierüber einen Sprachlehrer höret, der das Ältere vorzüglich liebt, ſo unterſagt er durchaus, von der Übung und Weiſe der Lateiniſchen Sprache abzugehen. Denn, da wir eine ſechste Endung haben, die den Griechen fehlet, ſo ſey es (wohl) nicht ſchicklich, bey einer einzigen Veränderung ſich der Lateiniſchen, bey den fünf übrigen der Griechiſchen zu gebrauchen. Vielmehr wird er die Bemühung derjenigen loben, welche (auf dieſe Art) die Lateiniſche Sprache kräftiger zu machen ſuchten, und bewieſen, daß ſie Fremdes entbehren könne. Daher ſprachen ſie Castorem mit Verlängerung der mittleren Sylbe, weil das

runt Graecis nominibus Graecas declinationes potius dare: quod tamen ipsum non semper fieri potest. Mihi autem placet Latinam rationem sequi, quousque patitur decor. Neque enim jam *Calypsonem* dixerim, ut *Junonem:* quanquam secutus antiquos C. Caesar utitur hac ratione declinandi. Sed auctoritatem consuetudo superavit. In ceteris, quae poterunt utroque modo non indecenter efferri, qui Graecam figuram sequi malit, non Latine quidem, sed citra reprehensionem loquetur.

Digitized by Google

mit allen Nennwörtern unſerer Sprache geſchieht, deren erſte Endung mit Castor gleichlautet. Auch behielten ſie die Verlängerung (der vorletzten) bey Palaemo und Telamo bey, wie in Plato (ſo auch nennet ihn Cicero), weil ſie keine Lateiniſchen Wörter fanden, die mit o und n endigten. Eben ſo nahmen ſie nicht leicht Griechiſche Wörter männlichen Geſchlechtes mit der Schlußſylbe a und s in der erſten und vierten Endung auf. Wir leſen daher bey dem Cälius Pelia Cincinnatus, und bey dem Meſſala benefecit Euthia, und bey dem Cicero Hermagora, und werden uns nun weniger wundern, wenn wir bey den meiſten Älteren (Schriftſtellern) Aenea und Anchisa finden; denn nennte man ſie wie Maecenas, Suffenas, Asprenas, ſo müßte die zweyte Endung nicht mit e, ſondern der Sylbe tis ſchließen. Aus dem nähmlichen Grunde kürzten ſie in Olympo und Tyranno die Mittelſylbe, weil es unſerer Sprache widerſtrebt, die erſte Sylbe, bey zwey folgenden langen, kurz zu machen. So entſtand dann auch die zweyte Endung Achilli, Ulixi und noch bey ſehr vielen andern. (Aber) Die Neueren (Schriftſteller) haben es nur eingeführt bey den Griechiſchen Wörtern vielmehr die Griechiſche Abänderung beyzubehalten, das dennoch eben nicht immer geſchehen kann. Mir aber gefällt es ſehr, der Lateiniſchen Veränderung, ſo weit Wohlklang der Sprache es zugibt, zu gebrauchen. Denn ich würde (gegen dieſen) mir auch nicht erlauben, zu ſagen Calypsonem, wie Junonem, obgleich

Digitized by Google

C. Caesar nach dem Vorgange der Alten diese Art der Abänderung angenommen hat. Aber das Ansehen ist hier durch den Gebrauch verdrängt. Bey den übrigen, wo es auf eine und die andere Art die Schicklichkeit nicht beleidiget, wird der, welcher der Griechischen Abänderung den Vorzug gibt, zwar nicht Latein, aber immer ohne Tadel sprechen."

J. v. Sonnenfels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

V.

K. K. Theater.

Den 9. März: Wülfing von Stubenberg, ein historisches Schauspiel in fünf Handlungen. Von Johann v. Kalchberg.

Wenn bey uns ein Ritterstück so allgemein mißfällt, als dieser Wülfing von Stubenberg, so muß es noch ein wenig langweiliger als abenteuerlich seyn. Je seltsamer und ungeheurer, desto besser! Es ist in der Ordnung. Nur langweilig nicht; dafür gibt es keine privilegirte Gattung, und also auch keine Nachsicht.

Nicht etwa, als ob es diesem historischen Schauspiele an den Eigenschaften gänzlich fehlte, die sonst das Verdienst solcher Stücke ausmachen. Es ist wohl arg; allein es könnte ärger seyn. Die Handlung ist nicht verwickelt und lärmend genug. Es rührt und regt sich zu wenig auf der Bühne. Man denke! Nicht mehr als Eine Ohnmacht in fünf langen Aufzügen, und ein einziges, armes, unblutiges Scharmützel; den Zweykampf ausgenommen, der den ganzen letzten Act ausfüllet, und mit alle der gewissenhaften Umständlichkeit eines Urkundenbuches dargestellt ist!

Die Geschichte erinnert etwas stark an Erwinen von Steinheim. Hier ist sie.— Wülfing von Stubenberg, ein Steyermärkischer Ritter, und Agnes, die Schwester Otto's, eines Grafen von Habsburg, lieben sich, und versprechen einander unverbrüchliche Treue. Der Italiänische Krieg und ein heiliges Gelübde ent-

Digitized by Google

fernen den Ritter von der jungen Gräfinn. Er sagt ihr beym Abschiede, daß sie ihn für todt halten und einen anderen heurathen könne, wenn er nach sieben Jahren noch nicht sollte zurück gekommen seyn. Eine schöne Zeit! Agnes thut noch ein Übriges, und läßt auch das achte Jahr hingehen. Der Ritter kommt noch immer nicht. Endlich währt es doch zu lange, und sie verspricht, halb überredet, halb genöthigt, einem andern ihre Hand zu geben. Dieß ist Riedecker von Kuenring, ein Freund ihres Hauses und Otto's Waffenbruder, dem er auch—wie es unter Theaterfreunden schon so Herkommens ist—zwey Mahl das Leben gerettet hat. Kuenring ist ein Phantast und ein schlechter Kerl dazu. Kein krankes Mädchen kann verliebter schwärmen. Seine Handlungen haben jedoch mehr Zusammenhang als seine Sprache; er hat Wülfings Briefe unterschlagen, und das Gerücht von dessen Tode ausbreiten lassen.

Alles hat seine Richtigkeit, und der Verlobungstag ist bereits angebrochen, als plötzlich, wie aus den Wolken gefallen—Ritter Wülfing zum Vorscheine kommt. Der Bräutigam, der es sich in den Kopf gesetzt hat, heute noch Hochzeit zu halten, entschließt sich kurz und gut, den ungebethenen Gast auf die Seite zu schaffen. Der Anschlag mißlingt; allein die Verlobung geht nichts desto weniger vor sich. Wülfing ist incognito selbst gegenwärtig, und sieht mit einer unbegreiflichen Albernheit zu, bis alles vorbey ist. Erst nachher entdeckt er sich seiner Agnes, der es nicht wenig Mühe macht, ihren braunen Ritter zu erkennen. Kuenring überrascht die beyden Liebenden in einer zärtlichen Attitüde, und fordert Genugthuung. Es kommt zu gegenseitigen Erklärungen; ein Zweykampf soll entscheiden. Dieser Zweykampf macht, wie wir schon erinnert haben, den Inhalt des ganzen fünften Actes aus, wo denn alles, zum großen

Vergnügen der Zuseher, mit Kuenrings Tode ein erwünschtes Ende nimmt.—

So viel von dem Stoffe! Die Ausführung verräth überall eine unvermögende Einbildungskraft, die ihre matten Flügel mit jedem Athemzuge spannt, ohne sich jemahls über den Boden, an dem sie hinkriecht, erheben zu können. Charaktere, Gesinnungen und Leidenschaften sind durchaus vom gemeinsten Schlage, ohne Wahrheit und Leben. Um so auffallender ist der poßierliche Schwung in der Sprache. Was kann man nicht von einem Dichter erwarten, der schon in dem Vorberichte, wo sich doch jeder Schriftsteller zusammen nimmt, um wie ein ordentlicher Mensch zu reden, so anhebt: „Lieblich, wie ein „schauerlich wehendes Lüftchen, ist die „Kunde der Vorzeit von den Heldenthaten un„serer nervichten Väter; melancholisch „schön ist der erhabene Anblick der Denkmahle „des Deutschen Muthes und (des?) Kühnheit, „die, dem Strome von Jahrhunderten trotzend, „uns sinnlich überzeugen, welche Män„ner die waren, von denen wir stammen. Zwar „spottet mancher markloſe Enkel, durch„drungen von dem Gefühle seines „Nichts u. s. w."—Ist es möglich, die gemeinsten Dinge mit einem widerlicheren Schwulste vorzubringen? Der rauhe Kuenring tritt gleich mit folgender Tirade auf: „Gott zum „Gruß," ruft er seinem Freunde zu, „edler Freund „und Kampfgenosse! und—o entzückender Ge„danke!—nun bald mein Schwager! Alle Spra„chen des Erdenrundes sind zu arm, dir die „Wonne zu schildern, in der heute meine ganze „Seele schwimmt.—Bruder! diese Nacht hin„durch hat sich keines meiner Augen geschlossen." (Keines? Schläft er sonst mit einem offenen Auge? oder abwechselnd, bald mit dem rechten, bald mit dem linken?) „Wie der Sclave nach „der Stunde seiner Erlösung, so habe ich mich

„nach diesem Morgen gesehnet.—Heute, heute „wird Agnes meine Verlobte.—Guter Kaiser „Heinrich, du bist ein Bettler gegen mich! Heu„te schwört dieses Engelmädchen, meine Gat„tinn zu werden—Bewohner des Himmels! be„neidet mein Glück!" — Welcher Prunk, und zugleich welche Armseligkeit!

Und so eine Sprache reden die wunderlichen Leute in diesem Stücke alle ohne Ausnahme; Mann und Weib, jung und alt, vornehm und niedrig, von der Dame bis zum Stallknecht. Es ist eine Freude zu sehen, wie voll sie immer die Backen nehmen, um nichts zu sagen. Nur noch ein Paar Beyspiele.

Agnes.—„Wahre Liebe ist unwandelbar „wie diese Felsen, die uns umgeben; Zeit und „Schicksal zersplittern an ihr!"—Wie das wohl zugehen mag? Man sagt zur Noth, seine Zeit mit etwas versplittern. Aber wie Zeit und Schicksal an dem Felsen der Liebe in Splitter gehen sollen, das sehen wir nicht völlig ein. Sind sie etwa von Holz oder von Glas?

Stubenberg. „O dieses Gedankens „Sphärenklang tönt durch meiner „Seele Seele (?), daß all meine Nerven „wonniglich erbeben!"

Und ein ander Mahl: „Wie die Erinnerung „der Seligkeiten meiner Vergangenheit alle Bilder „genossener Freuden so lebhaft vor mir (mich) „hinzaubert!"—Schön! Die Erinnerung vergangener Seligkeiten zaubert die Bilder genossener Freuden her! Was heißt meine Vergangenheit? Gibt es mehrere Vergangenheiten, und hat jeder seine eigene?—Was sind „Locken, von den Strahlen des Mondes benei„det"?

Digitized by Google

Doch genug, und mehr als genug von einem Producte, das in jeder Betrachtung unter der Kritik ist. Der Herr Verfasser wird nicht ermangeln, uns den markloſen Enkeln nervichter Väter beyzuzählen, auf die er in der Vorrede ſtichelt, weil wir es, durch drungen von dem Gefühle unſeres Nichts, dennoch gewagt haben, ſeine echt Deutſche und kernhafte Compoſition ein wenig zu beſpötteln. Was iſt zu thun? Wir werden es wohl geduldig abwarten müſſen. Damit er aber nicht etwa denke, als ob uns die Gattung, in der er geſchrieben hat, ſchon überhaupt ſo verhaßt ſey; ſo erklären wir, daß dieſes nicht iſt, und daß wir z. B. den Götz von Berlichingen für eines der größten und vollkommenſten Meiſterſtücke halten, welche die dramatiſche Dichtkunſt in irgend einer Sprache aufzuweiſen hat. Und hiermit überlaſſen wir ihn und die Leſer ihren eigenen Gedanken.

Den 24. März: Armuth und Edelſinn, ein Schauſpiel in vier Aufzügen. (Von A. v. Kotzebue.)

Einige wohlgerathene Scenen, ein lebhafter Dialog, und hin und wieder ein guter oder ſchimmernder Einfall, vor allem aber das vortreffliche Spiel der Acteure haben dieſem Stücke einen Beyfall verſchafft, den es an ſich nicht verdienet.

Zwey Brüder, Plum mit Nahmen, verheurathen ihre zwey Töchter. Dieß iſt die Haupthandlung. Der eine, ein reicher Kaufmann und der eitelſte und gefühlloſeſte Vater, gibt die muntere Joſephine dem reichſten und luſtigſten; der andere, ein verabſchiedeter Major und der trübſeligſte und gefühlvollſte aller Väter, gibt die empfindſame Louiſe dem ärmſten und empfindſamſten aller

Liebhaber zur Frau. Die Auftritte zwischen Josephinen und ihrem Bräutigam (van der Husen) sind die unterhaltendsten: die zwischen Louisen, ihrem Vater und ihrem Liebhaber (Cederholm) sollen die treffendsten und rührendsten seyn. Es sind ohne Vergleichung die schlechtesten, besonders die Scenen zwischen Vater und Tochter.

Dieser Vater, der Major Plum, der uns als ein sehr edler Mann vorgestellt wird, ist überhaupt ein erbärmlicher, weinerlicher, nichtswürdiger Mensch, dessen Charakter, wenn es überall einen solchen gibt, der dramatischen Behandlung weder werth noch fähig ist. Louisens Geburt hat seiner Frau das Leben gekostet. Dieser Unfall wirkt so fürchterlich stark auf die zarten Nerven des braven Kriegsmannes, daß er sein einziges Kind gleich nach der Geburt von sich stößt, und siebzehn Jahre lang in den Händen fremder Leute läßt, ohne es ein einziges Mahl zu sehen, oder sich auch nur gehörig darnach zu erkundigen. Selbst jetzt, nach siebzehn vollen Jahren fühlt er sich noch zu schwach, der geliebten Mörderinn einer geliebteren Mutter unter die Augen zu treten. Es ist bloßer Zufall und die Klugheit seiner besseren Tochter, wodurch er endlich doch mit ihr zusammen gebracht wird. Man höre einmahl, wie er sich gegen das Mädchen, ohne es noch zu kennen, seiner empfindelnden Grausamkeit wegen rechtfertigt. „Es ist „wahr," sagt er, „meine Tochter ist ohne Schuld. „Aber auch das Messer, womit mein Freund „ermordet wurde, ist schuldlos. Werde ich es „darum weniger mit Unwillen und Abscheu be„trachten?" — Die Wahrheit zu sagen, dieses Argument ist noch ein wenig dümmer als abscheulich. — Ist denn aber, könnte das Mädchen antworten, dein Kind und ein Stück Eisen einerley, unmoralischer Schwärmer! Hat es keine Rechte auf dich, oder hast du keine Pflichten gegen dasselbe? —

Der vortreffliche Mann! den Anblick seiner armen Tochter kann sein zärtliches Vaterherz freylich nicht ertragen. Dafür aber macht ihm seine abgeschiedene Frau desto mehr zu schaffen. Er bringt den größten Theil seiner Zeit mit ihrem Porträt, oder mit ihrem Schatten, oder der Himmel weiß mit was sonst von ihr zu. Der Ort, wo ihm seine Selige täglich ein Paar Mahl ein Rendezvous gibt, ist ein geheimes Cabinett, das auf dem hiesigen Theater ungefähr wie ein Castrum doloris aussieht. Hier verweint, verträumt, vertändelt, oder—verschläft er seine alten trostlosen Tage, die ihn, wie das so oft der Fall ist, um nichts klüger oder besser gemacht haben. Im vierten Acte werden wir in dieses seltsame Heiligthum eingeführt. Zur Ehre des Publicums sey es gesagt, daß so wohl dieser Auftritt als der folgende, worin der unnatürliche Vater sein gemißhandeltes Kind endlich anerkennt, gleichgültig und mit sichtbarer Kälte aufgenommen wurde. Der Geschmack an solchen empfindsamen Raserеyen hat sich, Gottlob! bey uns so ziemlich verloren. Will ihm Herr von Kotzebue mit seinen Theaterstücken wieder aufhelfen? Wenigstens unterläßt er es nie, in denselben eine oder die andere Thorheit dieser Art, als etwas sehr Lobenswürdiges, und als den Triumph der menschlichen Natur in Schutz zu nehmen.

Der arme, und, wie billig, auch sehr edle Cederholm ist wenig besser als sein Herr Schwiegervater. Er schwatzt und lügt der unerfahrenen Louise das Geheimniß ihrer Zuneigung für ihn auf die unredlichste Weise ab. Alles, was er nachher thut, um diese Unredlichkeit wieder gut zu machen, sieht einer angelegten Komödie so ähnlich, als etwas in der Welt. Noch ein Umstand verdient Erwägung. Cederholm ist ein Schwedischer Flüchtling. Die Ursache seiner Entweichung aus Schweden hat eine nahe Be-

ziehung auf das mörderische Complott gegen die Person des letzten Königs. Dieß gibt man uns deutlich genug zu verstehen. Indessen wird von der ganzen Sache mit einem Kaltsinn gesprochen, der eben so befremdend als unanständig ist. „Ich glaubte meinem Vaterlande einen „Dienst zu leisten," sagt der edle Mann; „ich „habe mich geirrt, und bin unglücklich." Geirrt? Nichts mehr als geirrt? Sehr gnädig, in der That! Was soll man von einem Schriftsteller denken, bey dem gerade diejenigen Menschen, die er uns als die besten vorstellt, eine solche Sprache führen, und einen so gänzlichen Mangel an richtigem moralischen Urtheile an den Tag legen?—Daß es dieser arme, aber edelgesinnte Mann ist, von dem das Stück den Titel hat, bedarf kaum einer Erinnerung.

Der Aufführung ist gleich Anfangs das gebührende Lob ertheilet worden. Madam Adamberger als Josephine, Herr Müller V. als Kaufmann Pium, Herr Lange als Cederholm, Herr Weidmann als Buchhalter, vorzüglich aber Herr Klingmann als van der Husen, spielten meisterlich. Der letztere und M. Adamberger, die nach ihrer schweren Krankheit wieder zum ersten Mahle auftrat, wurden unter den lautesten Beyfallsbezeigungen heraus gerufen. M. Adamberger erschien an der Hand ihrer Schülerinn, der Mlle. Rösler, die sie dem Publicum auf eine rührende Art empfahl. Man hat dieser hoffnungsvollen Künstlerinn in diesem Journale schon mehr als ein Mahl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um so eher wird sie geneigt seyn unseren Rath zu hören. Sie spielt die empfindsame Louise gar zu weinerlich. Dieß scheint überhaupt der Fehler zu seyn, in den sie am leichtesten verfallen könnte. Alle Übertreibung taugt nichts; von allem Übertriebenen aber ist das von der kläglichen Gattung das unangenehmste.

Ostermontag, den 21. April, wurden beyde Theater wieder eröffnet. Im Burgtheater zeigte sich Herr Viganoni als Paolino in Matrimonio segreto. Er erhielt großen Beyfall, und wurde gerufen. Es ist Schade, daß dieser angenehme Sänger ein so geziertes Spiel hat. Bekanntlich war er vor mehreren Jahren schon einmahl in Wien.

Im Theater nächst dem Kärnthnerthore wurde ein neues Schauspiel, das Scheinverbrechen, und hierauf ein Ballett von Herrn Muzzarelli, die Niederlage der Amazonen, aufgeführt. Eine umständlichere Anzeige wird folgen. Das Ballett gehört zu dem Schlechtesten von vielem Schlechten, womit uns dieser Ballettmeister, der Michael Angelo seiner Kunst, wie man ihn neuerlich genannt hat, von Zeit zu Zeit beschenkt. Ein Pas de deux im dritten Acte, von Mlle Mariatti und Herrn Marsigli, ist noch das Beste. Es hat einige Ähnlichkeit mit dem bewunderten Zweytanze der beyden Vigano im dritten Acte der Tochter der Luft, der, im Vorbeygehen gesagt, und nach unserem geringen Urtheile, das Schönste, Edelste und Vollkommenste ist, was man in der höheren Tanzkunst seit der Wiederherstellung der Ballette auf dem hiesigen Theater gesehen hat.

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

Junius, 1794.

I.

Ein Wort über den Nachtheil der jetzigen Anarchie in den Meinungen.

Als Bescheidenheit noch eine allgemeinere Eigenschaft der Schriftsteller war, trug man Sätze, die von dem in irgend einer Gattung des Wissens angenommenen System abwichen, als schüchterne Zweifel mit lobenswürdiger Behuthsamkeit vor *). Man sah ein durch die Geistesbemühungen unserer Voráltern gegründetes System als ein geheiligtes Gesetzbuch an, das zwar wohl einer Verbesserung empfänglich sey, dessen gänzliche Abschaffung aber nicht von der Willkür (?) Einzelner abhänge. Durch diese weise Ehrerbiethung für die Meinungen der Vorwelt, die den Untersuchungsgeist mehr warnte, als zurück scheuchte, blieb in jedem scientifischen Fache eine Art von Grundstein vorhanden, wor-

*) Wann war das ungefähr? S.

auf der beschränkte menschliche Verstand sich stützen konnte *).

Nach und nach kam die schriftstellerische Verschämtheit immer mehr und mehr aus der Übung, und es stand endlich ein Schwarm von rüstigen Neuerern auf, deren unbändiger Eitelkeit die Autorität fest bestimmter Grundsätze im Wege stand. Diese ehrsüchtigen Abtrünnigen machten es sich zum Princip, nicht mehr nach Wahrheit, sondern nach Neuheit zu haschen. Was man vorhin im sceptischen Tone vorgetragen hatte, stellten sie nun als ein keinem Zweifel unterworfenes Axiom auf, und Systeme wurden plötzlich von allen Seiten als triegerische Resultate verjährter Vorurtheile verschrieen. Man hörte mit einer von Tage zu Tage steigenden Dreistigkeit die entgegen gesetztesten Meinungen mit einer Zuversicht äußern, durch die, weil sie sonst nur einer auf die allgemeine Übereinstimmung sich gründenden Überzeugung eigen zu seyn pflegt, Unkündige sich täuschen ließen. Man mißbrauchte den allgemeinen vieldeutigen Ausdruck Philosophie zum Behuf der gewagtesten und abenteuerlichsten Hypothesen: Man bemächtigte sich des zwar neuen, aber darum in seiner echten Bedeutung nicht minder ehrwürdigen Wortes Aufklärung, um alles das damit zu bezeichnen, was die Anhänglich-

*) Vortrefflich! wenn nähmlich von Einrichtungen die Rede ist, die aufs Practische gehen, und wovon, mehr oder weniger, das Heil der Gesellschaft abhängt. S.

Digitized by Google

keit an alte Lehrsätze, sie mochten nun durch die Erfahrung als irrig bewährt seyn oder nicht, verrief. Es ward zum System, systemlos, das heißt, sonderbar und ungewöhnlich zu schreiben *). Was ungewöhnlich ist, reizt die Neugier der Menge, und so verbreitete sich der Hang zu lesen, der sonst im Allgemeinen beynahe eine ausschließende Beschäftigung des gelehrten Standes war, allgemach unter alle Volksclassen, dergestalt, daß nunmehr jeder litterarische Waghals freyen Spielraum hat, und im Voraus auf eine überwiegende Majorität von Lesern rechnen kann, die, wie es bey dem großen Haufen der Fall ist, bloß neuerungssüchtig ist, und sich mit Prüfen und strenger Untersuchung nicht abgibt.

Die Folge hiervon ist, daß gegenwärtig mit dem Anwachs der Bücher der Mangel an festen Grundsätzen immer mehr und mehr überhand nimmt, daß die von systematischem Glauben gänzlich entbundene Menge den Schriftsteller, der, was er schreibt, mit Gewissenhaftigkeit prüft, mit dem flüchtigsten Federfechter, bey dem das Honorar die Stelle des Ruhms vertritt, und der sein Publicum zählt, nicht wiegt, in eine und eben dieselbe Classe wirft; daß in dem Reiche der Wissenschaften eine anarchische Freyheit

*) Dieses alles wird doch nicht von den ernsthaften, schulgerechten, und, wie man ihnen Schuld gibt, bis zur Pedanterey systematischen Deutschen gelten sollen?

G.

und Gleichheit eingeführt wird, die zuletzt jede außerordentliche Geistesverwendung hintan schreckt, und daß endlich die Schriftstellerey im Ganzen bey denkenden Männern und dann unvermeidlich auch bey der Menge Ansehen und Einfluß verliert.

Wäre es bey so traurigen Aussichten für die Gelehrsamkeit nicht die Pflicht jener Aristarchen, welche sich das öffentliche Zutrauen noch zu erhalten wußten, der Zerstörungssucht der neuen litterarischen Vandalen Einhalt zu thun, und lieber die Überbleibsel der (wenn auch nicht ganz in haltbaren Stand herzustellenden) Bollwerke alter Systeme durch eine standhafte Gegenwehr zu vertheidigen, als am Ende die ihrer letzten Verschanzungen beraubten Wissenschaften den Anfällen der Zügellosigkeit vollends Preis zu geben *)?

R.

*) Nach der Meinung der Aristarchen sind, so viel ich weiß, die Aussichten für die Wissenschaften in Deutschland gar nicht trübe oder niederschlagend, sondern vielmehr recht hell und aufmunternd. Wenn der würdige Verfasser unter den neuen litterarischen Vandalen den unnützen Schwarm von Scriblern und kleinen Geistern versteht, der sich überall zeigt, wo die Gelehrsamkeit im Flore ist; so ist es wohl etwas zu viel, diese armen Geschöpfe als die Bestürmer und Eroberer des Reiches der Wissenschaften vorzustellen. Es ist gerade so, als ob sich ein Heer von Mücken aufmachen wollte, um das Weltmeer in Besitz zu nehmen. Meinet er aber die ernsthaften Bewegungen, die in dem Inneren der deutschen gelehrten Welt vorgehen, und die in der That nichts gerin-

Digitized by Google

geres als eine gänzliche Umstaltung und Regeneration der Wissenschaften erwarten lassen; so muß ich ihn bitten zu bedenken, daß hier nichts mehr zu vermeiden oder abzuwehren ist. Die allgemeine Umänderung der Denkart, von der die Rede ist, hat nicht erst angefangen, sondern ist bereits vollendet; und die alten Systeme, deren Grundfesten völlig aufgehoben und vernichtet sind, müssen fallen, man mag nun von außen daran schützen und wehren, so viel man will. Indessen kann sich der Verfasser mit dem trösten, was der Urheber dieser großen und stillen Begebenheit ihm und seines gleichen zuruft: ut bene sperent, neque Instaurationem nostram ut quiddam infinitum et ultra mortale fingant, et animo concipiant; quum revera sit infiniti erroris finis et terminus legitimus.

S.

II.

Gedanken über die Verbesserung der Landwirthschaft.

Pater ipse, colendi
Haud facilem esse viam voluit, primusque per artem
Movit agros, curis acuens mortalia corda:
Nec torpere gravi passus sua regna veterno.

VIRG.

Erst seit einigen Jahrzehenden geht in dem wissenschaftlichen Gebiethe des Feldbaues auch für uns Deutsche der schöne Tag hervor. Lange war diese erste der menschlichen Künste*) bloß der Gewohnheit und dem Mechanismus des Landmannes überlassen; der größte Theil der Früchte war gleichsam verwildert und ohne Pflege. Unverstand und Trägheit schoben die Schuld auf die Erde, die doch jedes Körnchen willig in ihren Schooß nimmt, und mit Mutterfreude verschönert und vervielfältigt wieder gibt **). Nur der deutsche Fleiß verdienstvoller Schriftsteller war im Stande, dem vaterländischen Boden eine andere Gestalt zu geben, und uns den

*) Agricultura non modo est ars, sed etiam necessaria ac magna.

VARRO.

**) White thro' the neighbouring fields the sower stalks
With measur'd step; and liberal throws the grain
Into the faithful bosom of the ground.

THOMSON.

Digitized by Google

Nationen nahe zu bringen, die in den Jahren so viel vor uns voraus hatten.

Unter die Vorurtheile, mit denen diese würdigen Männer zu kämpfen hatten, gehörte auch die Meinung, daß man den Feldbau nur mit dem Pfluge lehren könne. Jeder, der sich anmaßte, theoretische Kenntnisse zu verbreiten, ward allgemein gehaßt und verachtet. Die Wahrheit saß, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, auch hier in der Mitte. Der ausübende Landwirth widersprach mit Rechte manchen Vorschlägen, die sich wohl in dem kleinen Garten, aber nicht auf dem weiten Felde ausführen lassen, oder solchen, die gar nur auf Scheingründe gebauet sind; aber es war Starrsinn, der reinen Theorie, das ist, den Grundsätzen des unveränderlichen Ganges der Natur, und einer Sammlung von richtigen Erfahrungen nicht trauen zu wollen. Weislich verbanden daher die Lehrer der Ökonomie die Theorie mit der Ausübung, und bestätigten ihre vorgetragenen Wahrheiten mit unläugbaren und überredenden Beyspielen aus dem großen Buche der Natur, das jedem offen, lesbar und verständlich ist.

Nicht damit zufrieden, für das Wohl ihrer Zeitgenossen gesorgt zu haben, bemühten sie sich auch das Glück der Nachkommen durch Lehren, die bey der vorurtheilfreyen Jugend so leicht Eingang finden, in den Hörsälen zu gründen. Warum—sey es mir erlaubt zu fragen—warum gehört diese Art, Liebhaber und practische Landwirthe für den Staat zu werden, bey uns noch

unter die Wünsche? Warum gibt man sich nicht die Mühe, jungen Gemüthern zu der Zeit, da sie noch für die stillen und edlen Freuden des Landlebens empfänglich wären, Reitz für diese Beschäftigung einzuflößen? Warum lehrt man sie nicht selbst aus der Quelle ihres Vergnügens Nutzen schöpfen*)? Man liest hier fast über jedes Fach der Gelehrsamkeit, nur die Landwirthschaft, welche die unerschütterliche Grundfeste eines jeden Staates ist, und die für Österreich mit den Bergwerken und den davon abhangenden Fabriken die Hauptzweige einer gegründeten Handlung ausmacht, nur sie allein hat keinen Lehrstuhl. Mancher junge Mann würde Lust zu dieser Wissenschaft bekommen, auf seine Güter ziehen, und unbemerkt an dem Wohl, an der Grundfeste des Staates arbeiten helfen. Die Nachkommen würden, da sie auf dem Lande geboren und erzogen worden, die jedem Staate so sehr erwünschte Anzahl der Landedelleute vermehren, sich zu nützlichen Bürgern, ihre Bauern zu glücklichen Menschen machen, und den Reichthum in einen gehörigen Umlauf bringen. Aber auch mancher in Staatsdiensten grau gewordene Mann würde sich seiner Jugendjahre erinnern, würde sich des Vergnügens erinnern, das ihm das Studium der Landwirthschaft auf der hohen Schule gewähr-

*) Omnium rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine libero dignius.

CICERO.

te, und sich, eher als jetzt, entschließen können, den Rest seines Lebens auf dem Lande zuzubringen, um da seine als Jüngling erworbene Kenntnisse im Alter auszuüben, und seinen Zeitgenossen und der Nachkommenschaft in einem neuen Felde nützlich zu seyn.

So erwiesen aber auch der Nutzen und die Nothwendigkeit eines ökonomischen Lehrstuhls ist, so hätte man doch nur wenig gethan, wenn man es dabey bewenden ließe. Wie äußerst lang ist der Weg, den die Verbesserungen im ökonomischen Fache vom Katheder bis auf das Land zu machen haben! Die meisten Edelleute, die dem Vortrage beywohnen, bekommen, wenn sie sich den Staatsbedienungen widmen, vielleicht nur auf kurze Zeit oder auch gar nie ihre Güter zu sehen, und wie wenige aus denen, welche mit der Zeit auf ihre Güter ziehen, haben den Verstand und den Muth, ihre Kenntnisse bey ihren Unterthanen geltend und angenehm zu machen? Man kennt die immerwährenden Streitigkeiten, die zwischen den Gutsherren und den Unterthanen obwalten, wie auch das Mißtrauen, das diese gegen jene zu haben pflegen, mögen ihre Vorschläge auch noch so wohlmeinend, noch so gut ausgedacht seyn. Widersetzung oder gänzliche Nichtbefolgung steht immer von Seite der Landleute zu erwarten. Darüber hat Garve in seiner Abhandlung über den Character der Bauern und Guthsherren lehrreiche Aufschlüsse gegeben.

So viel ist gewiß, daß man wenig Hoffnung

hat, den Ackerbau durch die Gutsherren allein in Aufnahme zu bringen. Eben dieses gilt von den unmittelbaren Vorschriften, die man von Seite der Regierung auf das Land ergehen läßt. Ich berufe mich auf die Erfahrung, wie wenig man noch bis heut zu Tage damit ausgerichtet hat. Die gesetzgebende Macht muß selbst gestehen, daß der Ackerbau, wenn er gleich zu seinem Flore ihres Ansehens und ihrer Leitung bedarf, doch keine strengen Befehle oder Strafen verträgt. Alle Gewalt in dieser Sphäre der Gesetzgebung beruhet darauf, daß der Regent seine aufrichtige Liebe für seine Unterthanen zu erkennen gebe, daß er den Nutzen der neuen Einrichtungen aufs klarste beweise, und dieß alles in deutlichen überredenden Erinnerungen, Gutachten und warmen väterlichen Ermahnungen dem Landmanne an das Herz zu legen suche. Wenn aber dieser auch dann noch steif auf seine Meinung hält, so wird ihn das gute Herz des Regenten damit entschuldigen, daß ein solcher von Vorurtheilen eingenommener Mensch nicht frey handelt, und daß er sich von dem Nutzen einer besseren Einrichtung nicht überzeugt haben muß, da es der menschlichen Natur widerspricht, sein eigenes Beste, das man als dieses erkennt, nicht zu wollen.

Ich bin der Meinung, daß es einige Hausmittel gibt, die mehr als irgend etwas anders zur Verbesserung der Landwirthschaft beytragen könnten, wenn man es sich nur mit ihrer Anwendung wollte Ernst seyn lassen. Es sind eben

keine Arcana, und auch von andern schon empfohlen worden; allein gewisse Dinge scheinen, wenn man auf den Erfolg sieht, immer neu zu seyn, und können nicht oft genug wieder gesagt werden.

Was helfen alle Verordnungen, wenn sie auf dem Lande nicht befolgt werden? Was helfen noch so gründlich verfaßte Abhandlungen über den Kleebau, die Stallfütterung, die Milchnutzung und andere landwirthschaftliche Gegenstände? Die bläulich wässerige Milch, das zaserige Fleisch, das man uns zu Hause auftischt, schmeckt darum nicht besser. Der Ackerbau ist und bleibt in den Händen des Bauers; dieser also muß unterrichtet, aufgeklärt und von dem Nutzen der neuen Einrichtungen auf die deutlichste und unläugbarste Art überzeugt werden. Aber wer soll ihm diese Kenntnisse beybringen? Nur diejenigen, denke ich, sind geschickt dazu, die um ihn leben, die mit ihm gleiche Vortheile und Nachtheile von den neuen Einrichtungen zu erwarten haben, die selbst die Landwirthschaft ausüben, und daher den verhaßten Nahmen von Projectmachern nicht zu befürchten haben; solche Männer, die auf dem Lande geboren und erzogen, die Fassungskraft des Bauers, seine Eigenliebe, seine Vorurtheile, seine ganze schwache Seite hinlänglich kennen, um ihm ihre Vorschläge nach seiner Art verständlich und angenehm zu machen, und die endlich wegen ihres Standes auf die Denkungsart des Volkes den größten Einfluß haben, von ihm geehret, und

Digitized by Google

mit einer Art von kindlichem Vertrauen beschenkt werden.

Man erschrecke nur nicht, wenn ich unter diesen Männern zuerst die—Schulmeister nenne. Wer den Mann nicht nach dem Schnitt seines Kleides, oder nach der Art, mit der er den Hut abnimmt, sondern nach seinem inneren Gehalt und seiner Brauchbarkeit zu schätzen pflegt, kennet den Werth dieser Lehrer des Volkes. Aber es gibt unaufgeklärte, und was die Unwissenheit immer mit sich bringt, vom Stolze aufgeblasene Menschen, die es nicht von sich erhalten können, diese achtungswerthen Staatsbürger einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Es wäre leicht, den großen Einfluß, den die Schulmeister auf die Denkungsart des Landvolkes haben, mit Gründen und Beyspielen darzuthun, wenn es nicht außer dem Plane läge, den ich mir hier vorgezeichnet habe.

Da von dem Schulmeister die Bildung der Bauern größten Theils abhängt, so sollte doch billiger Weise bey dem Unterrichte hauptsächlich auf den Stand und die künftige Beschäftigung seiner Zöglinge gesehen werden. Landwirthschaft gehört für alle; man hat daher für sie, in Rücksicht als Bürger, keinen anderen Zweck, als sie zu einsichtsvollen und arbeitsamen Ackersleuten zu machen. Dieß ist ihr Beruf, ihr Wirkungskreis.

Alle Kenntnisse, die man ihnen in den Schulen beybringt, sollten entweder Grundwissenschaften des Ackerbaues seyn, oder dahin gelei-

tet werden, daß sie in der Landwirthschaft wirklichen Nutzen verschaffen: als das Rechnen, wo man immer Aufgaben aus der Landwirthschaft nehmen sollte, und das Schreiben, wobey man stets einige Rücksicht auf landwirthschaftliche Kenntnisse haben könnte. Ein solcher Lehrcurs von einigen Jahren sollte, däucht mich, gute Früchte bringen. Freylich stünde der Erfolg erst nach einiger Zeit zu erwarten, wenn nähmlich die, welche auf solche Art gebildet worden, ihre eigene Wirthschaft anfangen. Aber eben diese Verbesserungen, weil sie langsam, unmerklich, gleichsam von sich selbst zu kommen scheinen, wären theils nicht so gefährlich, theils von längerer Dauer, als so viele bisher versuchte.

Da ich von den Händen des Schulmeisters ein zufriedenes, vernünftig denkendes, arbeitsames Völkchen verlange, so muß er wohl selbst eine gute Bildung empfangen, und einen ansehnlichen Schatz jener Kenntnisse gesammelt haben, von denen er einen Theil unter seine Schüler verbreiten will. Er sollte daher in der Landwirthschaft aufs beste erfahren seyn, und auch einige Kenntnisse in der Botanik und Chemie, in so fern sie einen Einfluß auf den Feldbau haben, besitzen. Jeder, der sich um eine Schulmeisterstelle bewürbe, hätte sich vor dem Professor der Landwirthschaft, in Gegenwart einiger Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft (von der ich voraus setze, daß sie in jedem Staate anzutreffen sey, der Anspruch auf

Cultur und Wohlstand macht) prüfen zu lassen, und der Gutsherr hätte nur das Recht aus solchen zu wählen, die ein Zeugniß ihrer Geschicklichkeit aufzuweisen haben.

Da nun der Landmann wider diese theoretischen Wissenschaften doch noch immer sein gewöhnliches Vorurtheil haben könnte, so wäre es wohlgethan, wenn man den Schulmeister, statt daß er jetzt oft ein seines Lehramtes unwürdiges Handwerk treiben muß, das ihm kaum zur Noth das trockene Brot verschafft, nebst einer guten festgesetzten Besoldung zum wirklich ausübenden Landwirth machte. Man sollte daher mit dem Schulamte eine kleine Wirthschaft verbinden. Hingegen müßten die Schulmeister nicht nur Versuche, welche die ökonomische Gesellschaft für gut befunden, auf einem gewissen z. B. dem dritten Theile ihrer Felder, vornehmen; sondern auch eine genaue physikalische Beschreibung aller Grundstücke in den Dörfern, die Art, wie man allda den Ackerbau treibt, und alle Veränderungen, die damit getroffen werden, vierteljährig nach den ihnen vorgelegten Tabellen, oder so oft sich außerordentliche Fälle ereignen, der ökonomischen Gesellschaft anzeigen. Sie müßten Berichte erstatten, von der Art ungefähr, wie sie das Kreisamt an die politische Stelle ergehen läßt; nur daß diese Berichte der Schulmänner bestimmter und auch zuverlässiger seyn könnten, und so mit den kreisämtlichen vereinigt, sehr wichtige und ziemlich vollständige Beyträge zur physikalischen Erdbe-

schreibung und Statistik des Landes geben würden.

Es ist eine politische Wahrheit, daß man zum Besten des Staates, und dem Wunsche der meisten Pfarrer gemäß, die Pfarreinkünfte in bestimmte Besoldungen verwandeln sollte. Könnte man von den zu veräußernden Feldern nicht dem Schulmeister eine kleine Landwirthschaft ausmessen? Ich meine deßwegen nicht, die Pfarrer von der Pflicht auszunehmen, auch von ihrer Seite etwas zur Beförderung meines Planes beyzutragen. Einen Garten, der ohnehin gewöhnlich bey dem Pfarrhofe zu seyn pflegt, müßten sie beybehalten. Hier sollten sie die von der ökonomischen Gesellschaft vorgeschlagenen Verbesserungen im Kleinen, höchstens auf einigen Beeten versuchen; der Gesellschaft, deren ordentlich zuschreibende Mitglieder sie wären, getreue ausführliche Berichte darüber erstatten, und erst dann, wenn man von den neuen Einrichtungen mit Grund einen guten Erfolg hoffen könnte, sollten die Schulmeister gehalten seyn, sie auch auf ihren Feldern einzuführen, von denen sie endlich ohne Zwang und unmerklich auf das Landvolk übergehen würden. Ohne mein Erinnern wird man einsehen, daß ich von einem Pfarrer ausgebreitete Kenntnisse so wohl in der Landwirthschaft als in den dazu gehörigen Hülfswissenschaften fordere; Kenntnisse, die er während des Lehrcurses seiner theologischen Studien sich zu erwerben die beste Gelegenheit hat. Die protestantische Geistlichkeit, der wir

fast allein die Reform der Deutschen Landwirthschaft zu verdanken haben, dient zum nachahmungswürdigen Beyspiele.

Da die herrschaftlichen Felder, welche die Gutsherren eigenthümlich besitzen, in der Summe des ganzen Ertrags der Feldfrüchte von Wichtigkeit sind, und die immer vor den Augen des Landmannes liegenden und in der Ausführung gut befundenen Einrichtungen, als eben so viele Beyspiele, ganz sicher den Geist der Nachahmung bey dem Landmanne erwecken: so sollten auch alle herrschaftlichen Wirthschaftsbeamte von der ökonomischen Gesellschaft geprüft werden, damit sie das Beste ihrer Herren gehörig besorgen, und so viel es in ihren Kräften steht, zur Beförderung des ganzen Ackerbaues mitwirken könnten.

Ich habe zu wiederhohlten Mahlen der ökonomischen Gesellschaft Erwähnung gethan. Nach meinem Plane bekommt die Gesellschaft die Leitung des Ackerbaues, und besteht aus den Professoren der Landwirthschaft, der Botanik und Chemie, aus verschiedenen Gelehrten, Güterbesitzern und anderen wohlhabenden Patrioten. Ihr müssen die Schulmeister, Pfarrer und alle Landwirthschaftsbeamte untergeordnet seyn, von denen sie die durch ihre Kenntnisse sich auszeichnenden Männer von Zeit zu Zeit zu wirklichen Mitgliedern erheben könnte.

Die Vorschläge, die ich hier gethan habe, sind nicht weit aussehend, und auch nicht viele. Es ist eine alte Gewohnheit, Projecte auf Pro-

Digitized by Google

jecte zu häufen, wovon doch keines ausgeführt oder auch nur versucht wird. Indessen ist es doch gut, gewisse Vorstellungen von Zeit zu Zeit aufzufrischen, damit sie nicht gänzlich in Vergessenheit gerathen. Glücklich, wer mehr als dieses, wer ihnen auch Gewicht und Einfluß zu geben im Stande ist!

J. v. Schwandner.

III.

Nachricht von einem neu errichteten heimlichen Sitten-Tribunal. Ein Ding, das ist, und nicht seyn wird. (Genius der Zeit. II. S. 207.)

Diese Nachricht enthält in der Hauptsache ungefähr Folgendes.

Es sollen sich (man weiß nicht wo,) weise und tugendhafte Männer (man weiß nicht, in eine oder in mehrere Gesellschaften,) vereiniget haben, die in der Absicht, den einreissenden moralischen Verderbnissen entgegen zu arbeiten, es sich zum Geschäfte machen, den Character, die Lebensart und die Handlungen ihrer Mitbürger im Stillen zu beobachten; zu beobachten, heißt es, nicht auszuspähen. Diese Beobachter nun versammeln sich in den Städten, wo sie wohnen, etwa monathlich ein Mahl, oder auf Verabredung auch öfter. Der Ort ihrer Zusammenkunft, so wie ihre Anzahl und ihre Nahmen, sind Geheimnisse. In den Sitzungen theilen sie sich dann ihre Bemerkungen mit, und nehmen gemeinschaftliche Maßregeln, die darauf abzielen, die Irrenden, welche sie beobachtet haben, zu rechte zu weisen, die Zweifelhaften zum Entschlusse zu bringen und

Digitized by Google

im Guten zu bestärken, die Muthlosen aufzurichten, die Übermüthigen und Bösen hingegen zu demüthigen und abzuschrecken. Dieses alles geschieht vermittelst gewisser Warnungsbriefe, welche von den versammelten Sittenrichtern entworfen, und nach den Umständen von Einem oder dem Andern unter ihnen ausgefertigt werden. Die Briefe enthalten Rath und Aufschluß, Ermahnungen, Versprechungen, endlich auch Drohungen, und sind mit der Chiffer der Gesellschaft unterzeichnet. Nach diesem Plane können auch anderwärts ähnliche Verbindungen entstehen, die sich zu seiner Zeit den schon bestehenden affiliiren und näher anschließen sollen, auf eine Art und nach Regeln, die man noch nicht für gut gefunden hat, bekannt zu machen.

Wie nun? Ist es Ernst mit dieser Nachricht, oder ist es nicht? Nach der Aufschrift: Allegorie und dem räthselhaften Denkspruche zu urtheilen, ist das letztere. Die Einleitung hingegen so wohl, als die Schlußanmerkung des Herausgebers lassen vermuthen, daß man sich dessen ungeachtet eine ziemlich ernsthafte Wirkung von dieser, es sey nun wahren oder erdichteten, Nachricht versprochen habe.

Ich zweifle auch keinen Augenblick, daß sie eine solche haben werde. Der Hang zu geheimen Anstalten und Verbindungen ist so allgemein und so groß! Der Einfall, ein heimliches Sitten-Tribunal zu errichten, wird seine Bewunderer, seine Vertheidiger, und wahrschein-

lich auch seine Nachahmer finden. Es scheinet so viel Gutes darin zu liegen, und so gar nichts Gefährliches.

Und doch, däucht mich, hat schon der Nahme allein zwey starke Vorurtheile gegen sich. Nein; keine Vorurtheile, sondern Wahrheiten, die nicht zu widerlegen sind. Ein Sittengericht, und heimlich! Die Sitten können unter keinem Gerichte stehen; und keine allgemeine Anstalt muß heimlich seyn, ein Gericht am allerwenigsten.

Dieses seltsame Tribunal soll zwar, wie man uns versichert, eine Ausnahme von aller Regel machen. Es soll eine geheime Verbindung seyn, ohne Geheimniß, und ein Gericht, das keine Eigenschaft eines Gerichtes hat. Allein wenn das nicht mit Worten spielen heißt, so weiß ich nicht mehr, was man so nennen kann.

Die Nahmen der Mitglieder sollen das einzige Geheimniß dieser Verbindung seyn; der Zweck, den sie hat, und die Mittel, deren sie sich bedient, sind bekannt und öffentlich. Also Eines hätte sie denn doch; und noch dazu, welch ein Geheimniß! Wenn die Nahmen der Mitglieder geheim sind, so ist es die Gesellschaft selbst, so ist es auch ihr Zweck, so sind es auch die Mittel, die sie braucht. Wer stehet uns dafür, daß sie nichts anderes wolle und thue, als sie sagt? Ein Vermummter, der jeden meiner Schritte verfolgt, ist mir verdächtig, er mag mir seine gute Meinung beschwören so hoch und so theuer, als er will.

Digitized by Google

Der Bericht stellet die Mitglieder der Gesellschaft als stille Beobachter vor. Was hilft es, die Worte zu spitzen und zu drehen? Sie sind Spione, und zwar Spione von der gehässigsten Art. Wenn kein Mensch einen Schritt thun darf, selbst einen unbedachtsamen, selbst einen Fehltritt nicht, ohne dabey belauert, ohne deswegen zur Rede gestellt, oder wohl gar vor das Publicum gezogen zu werden: was soll am Ende aus der Freyheit der Menschen werden? Was denket man, daß sogar aus der Redlichkeit und aus der Tugend der Menschen werden soll?—Wenn die geheimen Sittenrichter lauter Heilige und Herzenskündiger wären, sie würden auf diesem Wege doch niemahls etwas Gutes zu Stande bringen. Sie würden sicherlich keine guten Menschen, sondern nichts als Heuchler und versteckte Sünder ziehen, die noch zehn Mahl ärger und gefährlicher sind, als die offenen. Aber sie sind keine Heilige; sie sind selbst nur kleine, kurzsichtige, leidenschaftliche Geschöpfe, die sich vor anderen ihrer Gattung durch nichts auszeichnen, als durch die Keckheit, womit sie sich anmaßen, über diese zu richten und zu entscheiden, und dann gelegentlich die Tyrannen zu spielen.

Es ist eine ganz vergebliche Mühe, wenn man uns hinter her bereden will, daß dieses anmaßliche Tribunal nie die Grenzen eines Sittenrathes überschreiten werde. Es hat sich nicht umsonst ein Gericht genannt; es muß und soll auch eines bleiben. Vermißt sich die

Gesellschaft nicht, ihre Vorstellungen durchzusetzen und geltend zu machen?—Wie setzt man einen Rath durch, oder wie macht man Vorstellungen geltend, die nicht gehört werden? Was für ein Rath ist das, wo man von einer Seite mit Versprechungen locket, und von der andern mit Drohungen schreckt; ja wo man am Ende so weit gehet, die, welche nicht Folge leisten, wirklich zu bestrafen? Oder ist die öffentliche Bekanntmachung eines Vergehens etwa keine Strafe?

Nichts ist erbaulicher als die Art von Genugthuung, welche diese geheimen Menschenspäher den Beleidigten zugestehen. Man höre einmahl! „Sollte sich jemand, sagen sie, durch einen unserer Briefe auf boshafte Weise angeklagt, grob beleidigt oder beschimpft glauben: so möge er sogleich, wenn er sich unschuldig weiß, den erhaltenen Brief drucken lassen, und uns zum lauten Beweise auffordern." Darin besteht also die Genugthuung, die man dem Unschuldigen geben will, daß man ihm erlaubt, seine Beschimpfung auszubreiten und öffentlich zu machen! Wie viel delicate Puncte gibt es nicht, wobey der bloße Verdacht und selbst die ungegründetste Beschuldigung schon äußerst bedenklich und nachtheilig werden kann. Und wer nun einem solchen entehrenden Verdachte auszuweichen suchte, und die öffentliche Bekanntmachung vermiede, der gäbe sich selbst schuldig und bestätigte die Anklage?

Überhaupt ist es ein völlig unüberlegter Ge-

danke, das Mangelhafte der Gesetzgebung durch irgend eine besondere Anstalt ersetzen zu wollen. Wo die Gesetze des Staates nicht hinreichen, da muß die Erziehung, die Religion, und vor allem die Tugend der Privaten das Ihrige thun. Aller Zwang im Sittlichen, er sey so schonend, so verdeckt, so unblutig, als er wolle, ist verderblich, und kann nur Unheil stiften. „Wehe selbst dem Gesetzgeber, sagt ein großer Schriftsteller, der eine auf moralische Zwecke gerichtete Verfassung durch Zwang bewirken wollte! Denn er würde dadurch nicht allein gerade das Gegentheil der moralischen bewirken, sondern auch seine politische untergraben und unsicher machen."

Man überdenke einen Augenblick die Folgen einer solchen Einrichtung, als ein heimliches Sittengericht seyn müßte! Das Mißtrauen, die Ängstlichkeit, die Verstellungskünste, die gänzliche Entfernung von Originalität und Selbstständigkeit von der einen Seite; die Heucheley, den Mönchssinn, den Intriguengeist und die versteckte Herrschsucht von der anderen! Ich bin überzeugt, daß ein aufrichtiger und herzhafter Mensch sich eher entschließen würde, unter einer Horde von Kalmüken und Kamtschadalen zu leben, als unter einer solchen Bande von Spionen und Splitterrichtern, wovon jeder die Sittlichkeit und das öffentliche Wohl auf den Lippen trägt, während ihm der Schalk oder die Thorheit im Herzen sitzt.

Das Ende von dem allen ist, daß das heimliche Sitten-Tribunal ein Ding ist, das nichts

tauget, und das, wenn es ja irgend wo existirt, je eher je lieber wieder eingehen sollte. Man kann dieses Schicksal so ziemlich jeder geheimen Verbindung voraus sagen. Noch ein Mahl: keine aufs Allgemeine gehende Anstalt muß geheim seyn. Sie sind alle, mehr oder weniger, schädlich; und die es heute noch nicht sind, können es morgen werden. Ich weiß nur eine Art von geheimen Gesellschaften, von denen es mir noch problematisch scheinet, ob sie weniger Nachtheil als Nutzen gebracht haben. Es sind die lustigen, oder die Narrengesellschaften, von der Art, wie z. B. der Geckenorden oder die Infanterie Dijonnoise eine war. Und doch sind auch diese mit der Zeit ausgeartet, und für bedenklich gehalten worden, wie unter andern das Edict von 1630 gegen die Mere-folle de Dijon beweiset, wodurch den Mitgliedern alle ferneren Ordenshandlungen und Zusammenkünfte untersagt werden, „à peine d'être punis comme perturbateurs du repos public."

S.

IV.

Über die grammatiſche Abänderung der Lateiniſchen Wörter in der Deutſchen Sprache.

(Beſchluß.)

Dieſe Stelle macht uns ungefähr mit der Verſchiedenheit bekannt, welche bey den Römiſchen Schriftſtellern und auch unter Sprachlehrern der Nation noch in den Zeiten immer geherrſchet hat, als die Sprache des Populi regis ſchon lange, lange zu einer ſolchen Bildung und allgemein herrſchenden Vollkommenheit gebracht war, daß nach dem Manne, der zur Vervollkommung ſeiner vaterländiſchen Sprache ſelbſt ſo vieles beygetragen, Leuten von Erziehung (hominibus ingenuis heißt es irgendwo) es nicht mehr ſo wohl zur Ehre gereichte, Latein (mit Richtigkeit) zu ſprechen, als zur Schande, unrichtig zu ſprechen; und dieſes nicht ſo wohl eine allgemeine Forderung an den guten Schriftſteller (Redner), als an jeden Römiſchen Bürger zu ſeyn ſchien *).

*) Non enim tam praeclarum est, scire latine, quam turpe nescire; neque tam id mihi oratoris boni, quam civis romani proprium videtur.

CICERO *de clar. Orat. C.* 37.

Wir beobachten nähmlich in der Anwendung der Griechischen Wörter vorzüglich einen dreyfältigen Gebrauch: der eine war der Gebrauch desjenigen Sprachlehrers, der, sagt Quintilian, das Ältere vorzüglich liebte und einen Ruhm darin suchte, fremden Gemenges zu entbehren. Man kann im Vorbeygehen die Anmerkung mitnehmen, daß diese Eiferer für den Ruhm der vaterländischen Sprache alles gegen sich haben mußten, was von beyden Geschlechtern zur artigen Welt gehörte, und auf guten Gesellschaftston Anspruch machte. Denn es war in den verfeinerten Zeiten Roms Sitte, deren Spuren sogar die Briefe des Tullius tragen, die Sprache des Umgangs mit Griechischen Blümchen auszuzieren; wie etwa bey uns noch heute ein Weib vom hohen Fluge und großen Ton in seinem Gespräche nicht fortkommt, ohne mannigfaltig Wörter des revolutionären Frankreichs mit einzuweben, um seinen gemeinen Mitbürgerinnen zu beweisen, daß eine Gallische Entlaufene bey seiner Erziehung den Vorsitz geführet, worüber Gallische Sitten wohl nie einem Zweifel Platz ließen. Die guten Sprachlehrer also, welche sich so gerade gegen den Strom warfen, mochten einen ziemlich harten Stand gehabt haben, und für ihren Sprachpatriotismus mit manchem: Die Pedanten! seyn belohnet worden. Aber wie es scheint, hielten sie fest und steif, und da kam es, wie gewöhnlich, wo gekränkte Au-

toreigenliebe sich einmengt, bis zur Übertreibung, die dem Gespötte willkommene Waffen leiden mußte, wenn solch ein Eiferer ein geschlepptes Castórem hören ließ, und dagegen über Týranno, Olympō hinstürzte, beydes gegen die Übung der übrigen Welt und das Ohr der feinen Zierlinge der Curia und Putztische. Indessen, die Übertreibung abgerechnet, die freylich alles verdirbt, hatten die Anhänger der Lateinischen Sprachreinigkeit doch einen nicht verwerflichen Grund für sich, wenn sie es unschicklich fanden, bey fünf Endungen der Griechischen Abänderung zu folgen, und bey der sechsten zur Lateinischen zurück zu kommen—das ist: bey einem Worte sich das Bedürfniß von den Regeln zweyer Sprachen aufzulegen.

Der Lehrer der Enkel Domitians führt niemanden insbesondere an, der an der Spitze der Sprachlehrer dieser Lateinischen Puritaner gestanden, oder etwa sonst dabey den Reihen in der Sprachübung geführt hätte. Aber bey derjenigen und zweyten Classe, welche die Lateinische Veränderung gebrauchten, so weit der Wohlklang der Sprache es zugab, deutet er mit dem so bescheidenen: Mir gefällt es sehr, auf sich und auf das Ansehen, das er durch seinen öffentlichen Unterricht, durch seine Sachwaltung und seine in allgemeinem Werthe gehaltenen Schriften unangefochten festgesetzt hatte. Nur scheint er nach dem ersten Blicke hin das Ansehen C. Cäsars

mit zu Hülfe zu rufen, obgleich hinter dieser Wendung vielmehr eine behuthsame Ausstellung wegelauert. Denn Quintilian erklärt sich für die Lateinische Abänderung nicht durchaus, und in allen Fällen; sonst wäre er ja, den Zwang der Sylbenmessung ausgenommen, mit der ersten Classe überein. Er setzet es daher zum ausdrücklichen Bedingnisse: Der Wohlklang der Sprache müsse diese Lateinische Abänderung zugeben, wie (führt er das Beyspiel an) in Junonem; dieses aber sey nicht eben so in Calypsonem, welches er sich erlauben würde, obgleich C. Cäsar diese Abänderung (also gegen das, was der Wohlklang der Sprache gestattet) angenommen habe. Wir, die wir die Sprache Roms nur aus den auf uns davon gebrachten Schriften kennen, aber zu entfernt sind, um über ihre Aussprache zu urtheilen, nicht einmahl einen unschwankenden Begriff von dem Laute mancher einzelnen Lateinischen Schriftzeichen und Buchstaben haben, wir werden uns schwer an irgend etwas fassen, um einen Grund auszufinden, warum das Ohr des feinen Römers Junonem vertrug, Calypsonem nicht vertragen haben würde. Doch darin dürfen wir dem Verfasser des Lehrbegriffs der Redekunst unbesorgt volles Zutrauen einräumen: nebst dem, daß er, was er da nieder schrieb, im Angesichte Roms, daß er für die Bewohner Roms schrieb, von denen er verstanden werden wollte, denen er gewiß auch verständlich war; versteht

sich jedoch nur dem feinen gebildeten Theile derselben. Denn eine Sprachregel, die auf Wohlklang bauet, reichet nirgend hinab bis zu der Menge; und im Grunde wozu sollte den Sutoribus und Zonariis (den Schustern und Gürtelmachern) der Sprach- und Rednernumerus?

Endlich ist noch die dritte Classe übrig, die man Archaisten nennen möchte; derjenigen, welche bey den Griechischen Wörtern die Griechische Abänderung durchaus beybehalten. Quintilian setzt hinzu: das wären hauptsächlich die neueren Schriftsteller; und um nicht gegen den von ihm selbst aufgestellten Grundsatz zu verstoßen, nachdem in der Sprache kein Gesetz, sondern eine Gewohnheit bloß Statt haben kann, legt er anspruchlos die Ursache hin, aus der er diese Gewohnheit nicht zu der seinigen machet: weil nähmlich dieses (die Griechische Abänderung anzuwenden) nicht überall geschehen könne. Und so gebe er uns an dem Schlusse der ganzen Stelle gleichsam den Ausschlag seiner Meinung, der darin besteht: die Griechischen Wörter gestatten entweder nach Lateinischer Weise abgeändert zu werden, oder sie gestatten dieses nicht, ohne den Wohlklang der Latinität zu beleidigen. Bey den letzteren zieht er den Wohllaut der Sprache, ich weiß nicht welcher Ängstlichkeit das Fremde zu meiden, vor, nimmt, um den Zuhörer nicht schmerzlich bey den Ohren zu fas-

sen, manchmahl die Griechische Abänderung auf, und läßt sich durch C. Cäsar, der, um gleichförmig zu wandeln, gleichwohl auch Calypsonem schrieb, nicht beirren, weil das Ansehen hier durch den Gebrauch verdrängt ist. Bey den ersteren, wo auf eine und die andere Art die Schicklichkeit nicht beleidiget wird; also, wo die Griechische Abänderung gebraucht werden könnte, jedoch der Wohllaut der Lateinischen Abänderungsweise nicht in den Weg tritt, wählt er diese vor, und ohne, wie etwa das Mitglied einer Deutschen Crusca in einem solchen Anlasse gethan haben würde, den entgegen stehenden Gebrauch mit dem Brandmarke der Unwissenheit zu verpönen, läßt er solchen neben sich untadelhaft (citra reprehensionem) stehen; nur der sanften, und, ich weiß nicht ob nicht eindringenderen, Warnung erwehret er sich nicht, daß derjenige, welcher der Griechischen Abänderung auch auf diesen Fall den Vorzug gibt, wenigstens nicht Latein sprechen würde.

Mich däucht, bey einer Bemerkung über die Anwendung der Lateinischen Wörter in Deutschen Schriften, im Sprechen überhaupt, könnte die bisher beleuchtete Stelle Quintilians beyläufig Schritt für Schritt zur Seite gehalten, und die mannigfaltige Übung in diesem Stücke bey uns gleichfalls nach einer dreyfachen Classe untergetheilet werden. Wir haben eben so wohl Deutsche Schriftsteller,

Digitized by Google

die so ganz Deutsche sind, daß sie, wo ihrer Muttersprache das zu sagende Wort gebricht, dem Lateinischen, das sie zu entlehnen gezwungen sind, wenigstens überall eine Deutsche Hülle umwerfen, um den Fremdling zu decken; wie an dem Hofe Stambuls niemand ohne einen Kaftan zum Gehör gelassen wird. Der Grund dieser eifrigen Germanier, die Lateinische Abänderungsart von der Hand zu weisen, ist ebenfalls, wie bey den Römischen Sprachlehrern der ersten Classe, daß sie es unschicksam finden, ihren Landesleuten das Bedürfniß von den Regeln zweyer Sprachen aufzulegen. Denn wenn man in den einfachen Zahlen von Lateinischen Abänderungen bey allen Endungen Gebrauch gemacht, wenn man z. B. geschrieben hätte: Die Eigenmacht des Dicasterii, die Umtriebe bey dem Dicasterio u. s. w., so setzte man in den vielfachen Zahlen dennoch die Endung nach Deutscher Weise und spräche: Wer es Umgang nehmen kann, hat nicht gern mit Dicasterien zu schaffen. Ihrem Vorsatze getreu werden also die Anhänger dieser Meinung nicht bloß schreiben und sprechen: die Roscinse, sondern auch Roscinses Geberdenspiel in der zweyten Endung der einfachen Zahl, und dann Phidiases Meisterwerk, Seneca's und Burrhuses Zögling, Cicero's Reden und wohl auch Xerxeses unzählbares Heer. Also hätten sie ungefähr mit denen, an deren Seite man

sie stellet, auch gemein das Foltern des Deutschen Ohrs, den Zwang solcher Wörter in Deutsche Form, die dazu nicht geschmeidig genug sind: daß ist: übertrieben, wie jene, zu Gunst einer überall beybehaltenen Einförmigkeit.

Die gemäßigte Partey unter den Deutschen gehet bey vorkommenden Lateinischen und wohl auch Griechischen Wörtern, die man in solchen Fällen für Latein gelten läßt, eben so zu Werke, wie die zweyte Classe der Römer. Sie ändert die Wörter bey vorkommendem Bedürfnisse nach Deutscher Weise ab, aber nur so weit, als es der Wohlklang der Deutschen Sprache gestattet. Sie sagt also des Dicasteriums, aber sie erlaubt sich nicht auch zu sagen: Rosciuses Geberdenspiel war vortrefflich; Kokleses Heldenmuth rettete Rom, und noch weniger Xerxeses Niederlage, oder vollends die tollkühnen Alexandre aller Jahrhunderte. Diese Partey scheint derzeit durch Ansehen und Übung die Oberhand zu gewinnen; aber freylich fußet sich die Befolgung dieser Regel zum Theil auf etwas, das sich bey so wenigen mit Zuversicht voraus setzen läßt: auf das Urtheil eines Deutschen Ohrs, welches darüber entscheiden soll, was der Wohlklang der vaterländischen Sprache gestattet. — „Wohlklang der Deutschen Sprache, Barmherzigkeit!!! Wohlklang der Deutschen Sprache!" —

Digitized by Google

würde hier die und der aufrufen: — „dieſe Deutſche Sprache hat alſo auch einen Wohlklang?" Den hat ſie allerdings, zuverläſſig, verſetze man, und was die und der wohl nie gewähnt haben möchten, einen vollklingenderen, männlicheren hat keine Sprache, wie ſie: nur würden wir hier die Behörde von der und dem billig ablehnen, die mit niemanden als ihrem Kutſcher und ihren Pferden Deutſch zu ſprechen gewohnt ſind. Haben doch ſelbſt die Männer, die ihre Sprache von Grund aus durchgedacht, nicht immer das fein gebildete Ohr, das den Wohllaut und Mißlaut der Deutſchheit, möchte ich ſagen, überall und nach der feinen Schattirung zu unterſcheiden fähig wäre, und wie mancher wird in Cicero's Conſulat und Seneca's Troſtgründe den Übelklang nicht gewahr werden, der ihm nicht entgehen würde, wenn er irgendwo fände: die Ciceroe oder Senecae. Indeſſen muß das Urtheil des Ohrs von dem Schriftſteller und dem gebildeten Theile einer Nation nicht in gegenwärtigem Falle allein, ſondern in unendlichen andern ſein Amt ausüben, und wenn, wie oben geſagt ward, die Regeln, die auf Wohlklang bauen, nicht hinab bis zu der Menge reichen, ſo iſt es gleichwohl auch nicht die Sünde der armen Sprache; daferne der Sprachpöbel nicht bloß in Schuſterbuden ſitzet oder Gürtel feil trägt, ſondern häufig in thürmenden Karikeln fährt, und in güldnen Sälen wohnet, und

wenn der Herr oben sein Deutsch eben so breit spricht, als der Schweizer unten am Thore.

Wir haben auch eine dritte Classe, welche bey Lateinischen Wörtern die Lateinische Abänderung in allen Endungen und in allen Zahlen beybehalten. Diese Classe besteht größten Theils aus Gelehrten, aus so genannten Studierten, nothfolgere ich daher aus Dicasterialbeamten. Die Latinisten, das Nebenstück der Archaisten, mochten zu ihrer Zeit sich gewaltig in die Brust werfen, da sie sagen konnten: Deutschlands Varro, aber für Deutschland mehr als Varro, eine Sprachakademie in einem Manne, Adelung ist unser Ringleiter. Doch seitdem hierin dieser Meinung und Übung geändert hat, sind nach und nach die meisten abtrünnig geworden, bis auf die Dicasterialverwandten, die sich an die Lateinische Abänderung fest anklammern, um nicht einen unwiderlegbaren Beweis fahren zu lassen, daß sie einst die Schule besucht haben. An dem Ableiter der Gefühllosigkeit dieser Herren würde auch der nach Quintilians Beyspiele geschläuderte Bannstrahl wirkungslos dahin gleiten. Es sey also denen an die Seele gesprochen, die für eine solche Bemerkung Gefühl haben, daß, wenn sie von Lateinischen Abänderungen in Deutschen Aufsätzen Gebrauch machen, man zwar nicht sagen wird, daß sie gefehlt, aber immer, daß sie nicht Deutsch geschrieben haben.

Digitized by Google

Was wäre aber bey einer solchen Verschiedenheit wenigstens demjenigen, der nach etwas Bestimmterem umsieht, woran er sich zu halten wünscht, zu wählen? Da es kein Gesetz, nur eine Gewohnheit in der Sprache gibt, so stehet es einem jeden frey, die Übung, die ihm die zukömmlichste zu seyn scheint, zu dieser Gewohnheit beyzutragen und durch Beweggründe zu rechtfertigen. Hierzu denn einige Sätze zur Grundlage, über deren Richtigkeit sich kaum ein Streit erheben dürfte.

I. Die Deutsche Sprache soll—sie müßte wenigstens—auch von denjenigen mit Richtigkeit gesprochen werden können, welche nur ihre Muttersprache allein sprechen. Hieraus ein abgeleiteter Satz: Es soll für den Gelehrten und den Nichtgelehrten keine unterschiedene Sprachlehre geben.

II. Es ist für die Sprachrichtigkeit große Beförderung, ist folglich für die Sprache wahrer Vorzug, wenn die Regeln derselben, so sehr es geschehen kann, vereinfacht und dadurch erleichtert werden.

III. So sehr es geschehen kann. Dieses deutet zureichend an, daß eine durchgängige Vereinfachung und Einförmigkeit nicht im Zwecke liegt, daß im Gegentheile, die Einförmigkeit ausgeschlossen wird, wo dem Charakter der Sprache, das ist der Sprachähnlichkeit, der Bildung, dem Wohlklange (erlaube man zu wiederhohlen) der Deutschheit, Zwang gethan werden müßte.

IV. Die Endungen der Nennwörter nach der wahren Bestimmung werden aus keiner andern Ursache verändert, als um dadurch die mannigfaltigen Beziehungen der Begriffe oder Dinge deutlicher zu machen.

Nach dem ersten Satze wäre demnach die Lateinische Abänderung aus unserer Sprache ganz hinweg: und der Undeutsche, und vorzüglich das liebereitzende Geschlecht, in dessen Munde sich die vaterländische Sprache, rein und richtig gesprochen, unglaublich verschönert, wäre von dem ewigen nagenden Besorgnisse, entweder zu fehlen, oder um nicht zu fehlen, wenigstens eine Latinitätsclasse mit durchzulaufen, entlediget.

Die Erleichterung, nach dem zweyten Satze, könnte darin gesucht werden: daß ausländische Wörter durch alle Endungen unabgeändert belassen werden: das Dicasterium, des Dicasterium, dem, den, von dem Dicasterium. Der beredte Cicero hat Rom gerettet, die Beredsamkeit des Cicero u. s. w. Die Cicerone, der Cicerone u. s. w.

Hier träte zugleich der vierte Satz mit ein. Der beygesetzte Artikel zeiget die Beziehung und den so genannten Casus bereits zureichend an, und macht die Abänderung in der Endung des Wortes selbst überflüssig, woraus denn ein zweyfacher Schluß abzuleiten wäre, nähm-

Digitized by Google

lich wo das Geschlechtswort weggelassen wird, (welches bey eigenthümlichen Nahmen, besonders in der zusammen gesetzten Fügung häufig und selbst zierlich geschieht,) da muß die Abänderung nach der Form gleichendiger Deutschen Wörter geschehen: Jupiters Bildniß, Ciceros philosophische Schriften, nicht Cicero's, weil wir keine Endung in o haben, also das n des Wohlklanges wegen eingeschoben, oder z. B. Thron zum Abänderungsmuster genommen wird, wie die vielfache Zahl Cicerone, nicht Ciceroe entscheidet. Beydes wird daher richtig geschrieben seyn: Ciceros Werke, und die Werke des Cicero sind meine ewige Lectüre. Aber auch im Gegentheile, und hier äußert

Der dritte Satz seine Kraft: wo der Wohllaut sich, sey es bey allen Abänderungen oder auch, wo er sich bey einer einzelnen widersetzt, da kann der Artikel nirgend hinweg gelassen werden. Man wird also nie sagen können: Rosciuses vortreffliches Spiel: Aristoteleses Schule, die heutigen Seneke oder wohl gar Seneken.

J. v. Sonnenfels.

Anmerkung. In der Österr. Monathsschrift May haben sich in der ersten Hälfte des vorstehenden Aufsatzes folgende Druckfehler eingeschlichen: S. 186 Z. 15. Nied-

Digitized by Google

lichkeit mit den Worten, Ausdrücken u. s. statt Niedlichkeit, mit der Wörter, Ausdrücke u. s. w. S. 187 Z. 3. seiner Absicht gemäß dem hohen Schwung, statt seiner Absicht gemäß sich dem hohen Schwung. S. 189 Z. 3. Griechischer Wörter, statt Griechische Wörter. S. 191 Z. 1. C. Caesar, statt C. Cäsar.

Digitized by Google

V.

Die Republik der Philosophen.

Sit mihi fas audita loqui.—

Ein hiesiger Schriftsteller trägt sich nun schon ziemlich lange mit einer so genannten Conjuration der Philosophen, wogegen die philosophische Verschwörung, an der Papst Paul II. sein Leben hindurch laborirte, ein bloßes Kinderspiel war. Nach ihm ist es die Absicht dieser furchtbaren Conjuration, alle Verfassungen in der Welt umzuwerfen, und an deren Stelle eine allgemeine Republik einzuführen, worin es keinen Gott, keine Gesetze und keine Hosen gibt, und wo übrigens alles ungefähr auf den Fuß der Freyheit und Gleichheit gestellt werden soll, wie in der Republik des Lykurg oder in dem apostolischen Reiche der Jesuiten am Paraguay.

Man hat sich hin und wieder die Freyheit genommen, ihn dieses seltsamen Einfalles wegen ein wenig durchzuziehen. Ich finde nun gleichwohl, daß er einen Gewährsmann hat, und zwar einen Gewährsmann von Bedeutung. Es ist Anacharsis Cloots, geköpften Andenkens, wenn es erlaubt ist, dem Redner des menschlichen Geschlechts einen Ausdruck abzuborgen und auf ihn selbst anzuwenden.

Cloots hat noch am 27. Brumäre im National-Convent eine Rede gehalten, worin man die Hauptgedanken des besagten Schriftstellers in ziemlicher Vollständigkeit antreffen wird. Diese Rede beweiset freylich, daß Cloots verrückt war; allein, da die wunderlichsten Einfälle, die der Redner in seiner Narrheit zu Markte bringt, gerade die sind, von denen unser Schriftsteller behauptet, daß sie die Grundsätze der berühmtesten Philosophen und Aufklärer von Pomponatius und Toland bis auf Helvetius und d'Alembert gewesen seyen: so muß man annehmen, daß der stürmende Gott aus ihm sprach, der in alten Zeiten den tollen Mund der Pythia gezwungen hat*), die Weisheit zu verkündigen. Der Redner des menschlichen Geschlechtes ist ein Wahnwitziger; aber was er sagt, sind Orakelsprüche.

Der Redner fängt wie billig von sich selbst und von einer albernen Schrift an, die er der constituirenden Versammlung vorgelegt hatte**), „die Frucht einer tagtäglichen, vier Jahre hinter einander fortdauernden, funfzehnstündigen „Anstrengung.“—„Dieses Werk, fährt er ganz bescheiden fort, auffallend durch seine Methode und Einrichtung, und einzig in seiner Art durch

*) — — — — tanto magis ille fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

*) Zuverlässigkeit der Beweise für die Wahrheit der Mahomedanischen Glaubenslehre.

seine Umständlichkeit, seine genauen Zergliederungen, bricht mit einem Mahle—allen geoffenbarten Religionen der älteren und neueren Zeiten den Hals. Zugleich vertritt es die Stelle einer ganzen Bibliothek."

Nachdem er nun weiter von seinem Herkommen, seinen Wanderungen, seinen Schicksalen, Tugenden und Leiden einen kurzen Begriff gegeben hat, zeiget er an, daß im Jahre 1789 „das wiedergeborne Paris der Wohnsitz des Red„ners des Menschengeschlechts geworden sey."— „Von dieser Zeit an, ruft er aus, hat sich mein „Zorn gegen die eigenmächtigen Beherrscher „des Himmels und der Erde verdoppelt. Ich „habe es laut verkündigt, daß es keinen Gott „gibt." — (Er gehöret also, wie man sieht, nicht zu denjenigen, von denen der Psalmist sagt, dicit insipiens *in corde suo*; er steiget auf die Zinnen und Dächer der Häuser, und schreyet, was er kann.) „Ich habe es laut verkündigt, „schreyet er, daß es keinen Gott gibt als die „Natur, und keinen Regenten als das Menschen„geschlecht, den Gott Volk. Das Volk ist „sich selbst genug, sein Charakter ist Aufrecht„stehen; denn die Natur kniet nie."

Hier hätte man also das reine System der Pantheisten, von dem unser Schriftsteller so viel zu erzählen weiß, in wenig Worten, so unverschämt und zugleich so lächerlich vorgestellt als möglich. Ich zweifle sehr, ob sich vor dem Citoyen Cloots jemahls ein Gotteslängner einer solchen Sprache erfrecht habe, den Dia-

goras von Melos selbst nicht ausgenommen, wiewohl auch dieser viel eher in eine Geschichte der Wahnsinnigen als in die Geschichte der theoretischen Atheisten gehöret *). Wenn es erlaubt ist, jeden Narren und Unsinnigen in die Reihe der Philosophen zu stellen, so ist es freylich leicht, der Philosophie alle Thorheiten und alle Abscheulichkeiten aufzubürden, die jemahls in der Welt geschehen sind.

Cloots ist mit unserem Schriftsteller der Meinung, daß die Philosophie die große Triebfeder der Revolution und aller Rasereyen und Gräuel, die sie begleitet haben, gewesen sey. „Der philosophische Durchbruch, sagt er, zu dem unsere durch die Revolution wiedergebornen See-

*) Bayle Dict. Ich führe lieber gleich den Bayle selbst, als die Alten aus ihm, an. Der Schriftsteller, dessen im Texte Erwähnung geschieht, ist durchaus sehr unglücklich in der Wahl der Beyspiele. Er räth den Regierungen, die Philosophen aus ihren Ländern zu jagen; und stellt ihnen in dieser Absicht die bedachtsamen und großmüthigen Athenienser, die unter andern auch den Aristides und Cimon verjagt und den Socrates mit Gift hingerichtet haben, ja am Ende gar den weisen und tugendhaften Domitian, als Muster vor. Was den Gesetzgeber der Mantineer (Diagoras) insbesondere betrifft, so war er offenbar an Leib und Seele krank und halb von Sinnen, als die Athenienser Himmel und Hölle aufboten, um ihn von dem Angesichte der Erde zu vertilgen. Auch war es nicht die Philosophie, weswegen sie ihn verfolgten, sondern vielmehr seine Schwatzhaftigkeit und die Verrätherey, deren er sich in Ansehung ihrer Mysterien schuldig gemacht hatte.

Digitized by Google

„len gekommen sind, ist das Resultat einer funf-
„zig Jahre langen Arbeit und Verfolgung. Die
„Bekehrung eines großen Volkes be-
„weiset euch, daß die Philosophie ihren Samen
„auf keinen undankbaren Boden gestreuet hat."
Eben so urtheilet er von der Religion. „Es ist
„welthekannt, sagt er, welche Verdienste sich
„die Gegner der Religion um das menschliche
„Geschlecht erworben haben. Nur durch eine
„muthvolle und unerschütterliche Bekämpfung
„aller falschen Offenbarungen haben wir uns
„endlich zur Offenbarung des gesunden
„Menschensinnes erhoben."

So lange der Redner von den Fürsten, von den Regierungen, von der Religion und von Gott spricht, ist er wüthend, und speyet Feuer und Flammen. So bald er hingegen auf die neue Ordnung der Dinge oder auf seine Republik zu reden kommt, wird er fromm wie ein Lamm, und fließt von Milch und Honig über. Er nennt seine Republik selbst ein Utopien, das ist, das Schlaraffenland. „In mei-
„ner Republik, fängt er zu krähen an, wird
„es wenig Bureaux, wenig Auflagen und gar
„keine Scharfrichter geben. Ein allgemeines
„Zutrauen wird an die Stelle eines nothge-
„drungenen Mißtrauens treten. Die Vernunft
„wird alle Menschen in Ein festes zusammen
„haltendes Bündel fügen, ohne einer anderen
„Correspondenz zu bedürfen, als einer schrift-
„lichen; so wird eine wahre Republik der

„Wissenschaften entstehen *).“ — „Urtheilet von der Majestät des freyen Französischen „Volkes auf die Majestät des ganzen freyen „Menschengeschlechts, von dem die Franzosen „nur ein Fragment sind. Urtheilet von der „Untrüglichkeit des Ganzen aus der Weisheit dieses Einen Theiles!“ — „Der „Tag des Erwachens ist der Tag der Kraft. Laßt „uns von diesem Tage Vortheil ziehen, laßt uns „ihn bis zu dem nächst folgenden verlängern, „um die ganze Erde frey zu machen!“

Er kommt noch ein Mahl auf die Religion zurück. „Die Religion, sagt er, ist das wich„tigste Hinderniß zur Gründung meines Uto„piens. Zum Glücke kann es überwunden wer„den. Das wird überall geschehen, wo die „Constitution des Berges angenommen „wird, und die Menschen ihre fünf

*) Aurea — sata est aetas, quae vindice nullo,
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant, *etc.*

Der letzte Zug mit der schriftlichen Correspondenz ist etwas fremde. Die berühmtesten Stifter Utopischer Republiken wie z. B. Hans Cade und Signor Gonsalo beym Shakespeare, haben den Gebrauch der Dinte nicht weniger, als den Gebrauch des Goldes mit dem allgemeinen Bann belegt. Da man, seit dem es den Franzosen gelungen ist das Menschenrecht zu bewaffnen, unmöglich wissen kann, wie weit sie es in der Staatskunst noch bringen werden: so könnte es mit der Zeit gar wohl geschehen, daß man wenigstens die Privat-Wissenschaft, so gut als neuerlich das Privat-Eigenthum, völlig aufheben, und in eine Sache des Staats umschaffen möchte.

Digitized by Google

„Sinne haben." — „Kein Wort übrigens „von den Schwindelköpfen, die sich ein„bilden, das Volk werde durch diese Grundsätze „in sein Verderben (zum Gehorsam) zurück ge„führt. Laßt eure Furcht fahren, gute Leute; „das Volk läßt sich nicht leiten. Es „hat seine Gängelbänder verbrannt, es weiß „jetzt mehr als alle Doctoren." ——

So weit die Rede. Wenn in diesem Gemische von abgeschmacktem und frevelhaftem Unsinn, wie der mehr erwähnte Schriftsteller uns versichert, das System der neuen Weltumkehrer enthalten ist; so, däucht mich, können wir vor ihren Unternehmungen noch ziemlich ruhig seyn. Die Welt kann wohl von Betriegern und Bösewichtern umgekehrt werden, aber von bloßen Narren und Tollhäuslern nicht. Robespierre, der damahls noch einen letzten Sturm auf die alte Kirchenverfassung nöthig fand, ließ es geschehen, daß man die Rede des A. Cloots mit einer Art von Beyfallsbezeigung auszeichnete. Wie wenig er übrigens mit solchen Grundsätzen und mit den Personen, die sich dazu bekennen, einverstanden sey, haben gleich seine nächsten Handlungen, so wie seine ganze Verfahrungsweise überhaupt, zur Genüge bewiesen. Er so wohl als die wenigen, die nächst ihm an der Spitze der Französischen Revolutionisten stehen, wissen sehr gut, daß die Franzosen, und sie selbst, unmöglich aller Religion entbehren können. Hat er nicht den Glauben an Vorsehung schon gegen Guadet vertheidigt, und noch vor kurzem

dem Ewigen öffentliche Feste angeordnet? Mit welcher Salbung hat der gottesfürchtige Mann am 7. März gesprochen! Condorcet hat ihn mit Einem Zuge gezeichnet: er nennt ihn den Priester. Wer uns sagt, er glaube keinen Gott, ist nur ein Thor; der rechte Gotteslängner behält seinen Glauben für sich, und wird ein entsetzlicher Mensch. Robespierre ist kein Lobredner der Philosophie und der Wissenschaften, die er wenig zu achten scheint, und kein Vertheidiger der Gelehrten und schönen Geister, denen er, mit den Adeligen und Reichen zugleich, seinen Haß geschworen hat. Er fürchtet sie, wie er alles fürchtet, was sich einen Einfluß verschaffen könnte. Auch ist er nicht für den äußeren Krieg, und scheinet den Einfall, die ganze Erde frey zu machen und mit der Constitution des Berges zu beschenken, an sich für eben so thöricht, als seinem besonderen Interesse für nachtheilig zu halten.

Der Gedanke von einer Conjuration der Philosophen und einer allgemeinen philosophischen Republik ist von der Art, daß er nur in den Köpfen einiger Träumer, in oder außer Frankreich, zu Hause seyn kann. Cloots träumt in Paris, unser Schriftsteller in Wien; der Eine baut Schlösser in die Luft, der Andere führt einen lustigen Krieg mit den Wolken. Es ist immer Don Quixotte, nur in zwey verschiedenen Abenteuern; eines ist die Fahrt in die Montesinoshöhle, das andere ist das Abenteuer mit

den Windmühlen. Ich kenne übrigens auch einen Mann von wahrer Einsicht und Urtheilskraft, der von diesem Traume ein wenig angesteckt ist; so fern es nähmlich ein Mann von Verstande seyn kann:—er besorget, zwar nicht die allgemeine Republik der Philosophen, aber doch eine allgemeine Revolution. Es ist Mallet du Pan. Man findet die Antwort auf die Bedenklichkeiten und Besorgnisse dieses geistreichen Schriftstellers im Februar des Deutschen Merkurs, so treffend und befriedigend, als man es nur wünschen kann.

S.

VI.

Eine Definition und eine Bitte.

Nach der Erklärung der Grammatiker ist die Ironie eine Art sich auszudrücken, wodurch man das Gegentheil von dem, was man sagt, zu verstehen geben will. Es ist der Spott, mit der Miene der Naivetät oder der Ernsthaftigkeit. Daher der Griechische Nahme, den die Lateiner manchmahl mit dissimulatio zu geben versucht haben. Es kann, sollte man denken, keine Schwierigkeit machen, die wahre Absicht des Redenden daran zu erkennen. Man erräth sie, sagt Quintilian, mit leichter Mühe aus dem Tone, aus der Miene, aus der Natur der Sache, oder aus dem Charakter desjenigen, welcher spricht. Denn wenn eines von diesen mit den Worten nicht zusammen stimmt, so ist es klar, daß die Rede einen anderen Sinn hat. (De instit. orator. L. VIII. 6.)

Jemand ruft aus: der vortreffliche Kopf! Spricht er von Cicero oder Horaz, so — meint du Marsais — kann unmöglich etwas Ironisches dahinter stecken; die Worte sind zu nehmen, wie sie liegen. Ist hingegen von Zoilus, von Anacharsis Cloots, oder von ... die Rede: so wird es Ironie seyn. Der kleine Unterschied, daß dort von einem großen Manne, und hier

Digitized by Google

von einem Narren geredet wird, macht dieselben Worte ein Mahl zum Lobspruch und das andere Mahl zur Satyre.

Die Commentatoren der Alten haben nicht ermangelt, dergleichen zweydeutige Stellen in ihren Autoren auszuzeichnen, und, zu Gunsten der lieben Einfalt, überall ein warnendes per ironiam, ironice dicit, beyzufügen. Die guten Leute sind darüber selbst in den Ruf gekommen, daß sie nicht immer die feinsten Nasen haben. Indessen könnte mancher Neuere Gott danken, wenn er jemand hätte, der seine schläfrigen Leser manchmahl bey den Ohren zupfte, und sie erinnerte—wenn sie etwa eben schwarz für weiß gesehen haben—die Augen ein wenig aufzumachen. Es kann einem Schriftsteller gleichgültig seyn, ob er gelesen wird; allein, ob er auch verstanden werde, daran liegt ihm gewöhnlich sehr viel.

Wie ich höre, so sind einige ironische Stellen in den ersten Stücken dieser Monathsschrift für baren Ernst, und folglich sehr übel aufgenommen worden. Die Ironie scheint überhaupt zu den Dingen zu gehören, die bey uns Deutschen nicht recht fortkommen wollen. Unsere Schriftsteller können sich damit trösten, daß es in Frankreich und England wenig besser gegangen ist;—und die Griechen, die sich darauf verstanden, haben den Freunden der Ironie nur desto schlimmer mitgespielt. Wenn den alten Nachrichten zu trauen ist, so hat man dem Socrates den Gebrauch

der Ironie unter die Vergehungen angerechnet, deren man ihn beschuldigte.

Unterdessen wäre es doch Schade, wenn man diese Redeform deswegen gänzlich außer Übung bringen wollte. Der Spott würde manchmahl etwas ungeschlacht, und der Tadel oft allzu schneidend werden. Ich habe, wie ich nun sehe, mir in diesen Blättern abermahl einige ironische Ausdrücke zu Schulden kommen lassen. Es ist geschehen; und ich erwarte, wie man belieben wird sie auszulegen. Um mich jedoch einiger Maßen zu verwahren, so nahm ich mir die Freyheit, dem Leser die Erklärung von dem, was Ironie ist, unmaßgeblich zu Gemüthe zu führen.

Dieß von der Definition; und nun noch die Bitte! Wenn der geneigte Leser in dem, was ich sage, auf Gedanken oder Einfälle stoßen sollte, die kein vernünftiger Mensch im Ernste haben kann: so bitte und ersuche ich ihn inständigst, es dafür anzusehen, als ob auch ich sie nicht im Ernste gehabt hätte, und zu bedenken, daß es bloß gekurzweilet, oder scherzhafter d. i. ironischer Weise gesagt seyn könne.

S.

VII.

Über die Induſtrie in Vorarlberg.

Wir haben der Schriften ſo viele über die Schweitz; über die an dieſelbe grenzenden k. k. Vorarlbergiſchen Herrſchaften aber haben wir nicht einmahl eine, die uns auch nur eine dürftige Angabe der hierzu gehörigen Ortſchaften geliefert hätte! Dieſer Umſtand bewegt mich, folgende wenigen Bemerkungen über die Induſtrie der Bewohner dieſes unbeſuchten Kreiſes mitzutheilen.

In den Vorarlbergiſchen Gerichten Hofſteig und Hofrieden werden viele tauſend Zuber und Bottiche alle Jahre gemacht, zur Winterszeit dem Bregenzer Damm auf Schlitten zugeführt, und von da auf großen Segelſchiffen (Ládinen*), den ganzen Bodenſee hinab, nach Stein am Rhein und Schafhauſen geführt. Die meiſten Segelſchiffe für die Schweitzeriſchen und Schwä-

*) Eine ſolche Ládine trägt eine Laſt von 2000 W. Cent. Die unſrigen führen meiſtens Holz, Salz und Korn. Da aber jetzt von Seite des Deutſchen Reiches die Getreideſperre angelegt iſt, ſo fällt der letzte Artikel weg. Es fährt daher auch ſeit dem 29. Dec. 1793 alle Wochen drey Mahl während der Zeit des Lindauer Marktes ein Öſterreichiſches mit 2 kleinen Kanonen verſehenes Jagdſchiff von Bregenz aus, und kreuzt, um den Schleichhandel zu hindern und Frucht-Contrebande zu machen, an den verſchiedenen Theilen des Bodenſees herum.

bischen Orte am Ober- und Untersee baut man in dem Vorarlbergischen Dorfe Hart. So wird auch in dem Gerichte Dornbirn und zu Götzis viel Holz gezimmert, numerirt über den Rhein geschifft, und auf Eidgenossischem Boden zu geräumigen Wohnungen in einander gefügt. Ein solches hölzernes Gebäude bestellt sich der Appenzeller um 6 auch 800 Gulden. Die Weinstecken werden in Schoppen bey Bregenz gehauen, und das Tausend der längeren den Schweitzern um 12 fl. verkäuft. So unbedeutend dieser Handel scheint, so trägt er doch der eben benannten Kreisstadt bey 13000 Gulden Reichswährung alljährig.

Mit Stroharbeiten beschäftigt sich vorzüglich die Gemeinde der Pfarrey Scheidegg. Auch die 103 Familien der Pfarrey Lindenberg flechten eine zahllose Menge niedlicher Strohkörbe, Teller und Hüte, die alsdann in das Reich und die Schweitz verkauft werden.

Die Bearbeitung des rohen Flachses geräth am besten in Heiernkirch und Grünenbach, weßwegen sich auch immer Schweitzer hierher verfügen, um ihn für ihre Leinenmanufacturen *) anzukaufen. Das Flachsspinnen aber wird am besten im Thale Montafon getrieben. Die Weiber hohlen sich den Flachs selbst in der Schweitz,

*) Wer sich überzeugen will, daß die Schweitzer nicht selten ihr Leinentuch im Österreichischen Gebiethe bleichen lassen, besuche unter andern die Bleiche in dem Vorarlbergischen Dorfe Meiningen nächst Feldkirch. Sic vos non vobis!

und bringen ihn wieder sehr fein gesponnen den Verlegern zurück.

Am meisten zeichnen sich die Bewohner des Kreises Vorarlberg in der Menge und Güte ihrer Baumwollen-Erzeugnisse aus. Gleich bey dem Eintritte in die Bauerstuben am Tamberg, in Simmerlberg und Mittelberg wird man angenehm überrascht. Man findet um den Tisch so viele Schweitzerräder in Bewegung, als Weibspersonen im Hause sind. Wendet man seinen Blick in die andern Ecken der Kammer, so wird man bald hier einen jungen Mann auf der Streichbank sitzen, bald da einen Greis Fliedenlocken machen, jetzt einen dritten rüstigen Burschen mit den Mädchen in die Wette spinnen, und einen vierten das baumwollene Garn um die Haspel winden sehen. Man verfertigt in Vorarlberg so feine Gespinste als nur immer in der Schweitz. Noch mehr! Wer sich näher erkundigt, wird finden, daß die Schweitzer die feinsten Gespinste bey uns verfertigen lassen. Eine Bregenzerwälderinn und selbst ein Bregenzerwälder spinnt aus einem Wienerpfund Baumwolle nicht weniger als 130 Schneller, jeden zu 2000 W. Ellen gerechnet.

Noch auffallender ist die Geschicklichkeit der Vorarlbergischen Landleute im Musselinsticken. Man sieht häufig vor den hölzernen Wohnungen der Majensässe *) des Bregenzerwaldes, Groß

*) Im Winter wird ein Haus im Thale bewohnt. Mit Anbruch des Frühlings aber gehen die Bewohner eines

und Klein, Alt und Jung, vom sechzigsten Jahre bis zum zehnten hinab, in reitzenden Gruppen sitzend, die über Trommeln gespannten Musseline durch Gold-, Silber- und Seidenfäden in Blumen verwandeln. Auch nähen die Mädchen auf der Fluhe, in Lutrach, in der Lochau, in Gengelbach u. s. w. mit so feinen Hohlstichen, daß man die Musselintücher für große Niederländer Spitzen zu halten beynahe versucht wird. Diese zarte Emsigkeit, welche unter den Landleuten des Kreises Vorarlberg überhaupt, besonders aber am Sulzberg, zu Hittisau im Ge-

ganzen Thaldorfes (dergleichen 11 im innern Bregenzerwalde sind) gleich kleinen Nomadenstämmen in die niederen Alpen. Der Familienvater schleppt mit einem Leitseil ein Packpferd, das zu beyden Seiten einen aus Weiden geflochtenen Korb trägt, in welchem Bettzeug und unmündige Kinder stecken. Die Mutter trippelt mit dem kleinen Knaben langsam hintenher. Sie umgeben die Töchter, welche ihr Gestelle zum Sticken tragen. Ihnen folgen die Mägde mit den Schweitzerrädern und Haspeln, und die Knechte mit dem Milchkessel, dem Käsebrecher, den Bienenstöcken u. s. w. In einer halben Stunde erreichet alles diese Vorberge, die sehr früh ihre Schneerinde abwerfen, und Majensässe heißen. Am h. Kiliantage aber, das ist am 8. Julius, ziehen die Mannsleute des Bregenzerwaldes in die höheren Alpen. Der oberste Senn führt mit einer älteren Kuh den Zug, und der Zusenn schließt ihn mit einer Menge kleineren Viehes. Der Anblick dieses so genannten Alpfahrens macht auf den Freund patriarchalischer Scenen ungemein vielen Eindruck. Nur mit Mühe steigen diese Vorarlbergischen Älpler, unter beständigem Gebrülle ihrer mit dumpfen Glocken behangenen Herde, den 19. September in die tiefere Gebirgsregion hinab.

richte Lingenau, zu Alberschwende, Pitzau und Schwarzeberg einheimisch ist, wurde bis in die neuesten Zeiten von niemanden besser, als von den benachbarten Schweitzern aus Herisau, Sanct Gallen, Rorschach, Altstätten und Rheinegg benützt. Sie verkauften die bey uns gestickten Musseline den ersten Damen in Wien und andern erbländischen Hauptstädten. Wir vergötterten die Schweitzerischen Handelsleute, und zahlten gerne die angebliche Schweitzerische Waare um doppelten Preis; anstatt daß wir bey einer etwas ausgebreiteteren Kenntniß der Österreichischen Erbstaaten alles aus der ersten, aus der gefälligeren Hand hätten erhalten können. Nur einem Joseph konnte die in diesem Gebirgswinkel herrschende Industrie nicht verborgen bleiben. Ihm war es vorbehalten, durch ein allgemeines Verboth ausländischer Waare, durch die dem Schleichhandel größten Theils vorbeugende Waarenstämplung, und durch die über den berüchtigten Arlberg gesprengte Commercialstraße auch den Handelsgeist im Kreise Vorarlberg zu beleben. Hier nenne ich zur Steuer der Wahrheit nur folgende von mir selbst meistens gekannte Männer aus Vorarlberg, die allein schon wenigstens 30000 Stücke Kammertuch und Musselin nach Wien liefern, und selbst Commissionen nach Gratz, Brünn, Preßburg und Lemberg annehmen. Es sind die Herren Luger und Compagnie, Rief, Martin Rhomberg, Thomas Rhomberg, Rusch, Winter, alle aus Dornbirn, in welchem äußerst in-

dustriösen Dorfe wenigstens 600 Weber sind; Metzler, Egenter, Fink aus dem Bregenzerwalde; Madlener, Huber aus Weiler, Blum aus Fussach, und Blum aus Sanct Johann Höchst. Man schließe von der Anzahl dieser Unternehmer auf die große Summe der Hände, die in Vorarlberg durch sie Beschäftigung erhalten.

J. A. Rohrer.

Digitized by Google

VIII.

Von der

Denkart in den Wälſchen Confinen.

Um die hellere Denkart, wodurch die Wälſch-tiroler ſich ſo vortheilhaft von ihren Landsleuten, den Deutſchen, unterſcheiden, hat der Weltprieſter Girolamo Tartarotti vorzügliche Verdienſte. Er iſt bereits im J. 1761 geſtorben; aber er lebet noch immer in dem Andenken ſeiner Landsleute, die ſogar ſeine Statüe auf dem Rathshauſe von Roveredo aufgeſtellt haben.

Schon im Jahre 1730, als er kaum aus der Schule trat, legte er dem Italiäniſchen Publicum eine Critik der Logik vor*), die um jene Zeit viel Aufſehens machte, und ihm ſogar in Rom den Ehrennahmen Tartarotti il logico erwarb. Doch wurde er am meiſten durch ein mit vielem Aufwande von Gelehrſamkeit, und in einem ſehr faßlichen Style verfaßtes Werk über die nächtliche Zuſammenkunft der Hexen**) ſeinen Mitbürgern, den Roveredanern, bekannt. In dieſem Werke wurden ſo viele Beyſpiele und

*) Sie erſchien unter dem Titel Idea della Logica de' moderni e Scholastici. Padua.

**) Del Congreſſo notturno delle Lammie. Libri tre di Girolamo Tartarotti. 1749. 4. Roveredo.

Digitized by Google

Gründe über die Wirkungen der Einbildungskraft gehäuft, daß sie nothwendig die Aufmerksamkeit seiner Landsleute reitzen und weiteres Selbstdenken veranlassen mußten. Nur einem Manne, der mit den Kräften des menschlichen Gemüthes so bekannt war, als Tartarotti, konnte es glücken, auch nach seinem Tode auf die Österreichischen Confinenbewohner bleibenden Einfluß zu haben, und ihre Köpfe von Irrthümern zu befreyen, die nicht selten die schrecklichsten Verwüstungen anrichten.

Von dem Priester Grasero, einem der ältesten und wärmsten Tartarottischen Anhänger, hatte ich vor nicht langem erst Gelegenheit, eine Lateinische Schrift zu lesen, worin er den Pater Gaar in Würzburg, der noch in diesem Jahrfunfzig (wer sollte es glauben?) die Verbrennung einer solchen angeblichen Unholdinn betrieb, eines Besseren zu belehren sucht. Eben dieser würdige im Jahre 1786 verstorbene Gelehrte widmete auch der Kaiserinn Königinn Maria Theresia ein in Lucrezischer Manier verfaßtes Lehrgedicht über die Vortrefflichkeit der Vernunftlehre, das aber vor dem Drucke unterdrückt wurde *).

*) S. des Ritters Clementini Vannetii Commentariolum de Joanne Baptista Graserio; Accedunt nonnulla ejus Carmina. Roboreti 1789. Hier wird auch unter andern eines von Grasero geschriebenen Werkchens gedacht, worin sich derselbe armer alter Ältern annimmt, deren einzigen Sohn die Capuziner zu einem Klostergelübde überredet hatten. Es führt folgenden Titel: Della Vo-

Digitized by Google

Doch ich komme auf Tartarotti selbst zurück: Im Jahre 1751 war es, wo es unserem Tartarotti geglückt hat, von M. Theresien die Genehmigung zur Errichtung der gelehrten Gesellschaft zu erhalten, die nachmahls unter dem Nahmen Academia degli Agiati bekannt worden ist. Da an derselben Personen von sehr verschiedenen Classen: Priester, Ärzte, Edelleute, ja selbst Damen, eine Laura Saibante, die ehrwürdige Frau Maria della Croce u. s. w. wesentlichen Theil nahmen, so verbreitete sich hierdurch zusehends die Freyheit des Denkens in Roveredo, und gewann immer mehr Spielraum im Confinenkreise.

Bald darauf erschienen Männer, die sich nicht bloß mit dem Siege begnügten, den man über die Hexen gewann, sondern auch auf verwandte Materien übergingen, und Ideen zum Vorscheine brachten, welche selbst manchem unter uns für seine vorgefaßten Meinungen bange machen würden. Hierher gehören die Herren Testi, Chiusoli, Rosmini, Valeriano Barone de Malfatti und vorzüglich der Ritter Clemente Barone di Cavalcabo, der sich in mehreren zu Roveredo umlaufenden Pamphlets die Entlarvung des Teufels und den Beweis von der Nichtigkeit seiner Macht über Menschen gewiß so sehr, als jeder neue Reformator unter den Protestanten ange-

---

eazione e Professione Religiosa d'un Figliuolo unico de' genitori poveri. Dissertazione canonica in tre lettere. 1763.

legen seyn ließ. Der noch lebende Herr von Pilati, Verfasser der riformi d'Italia*), ist wegen seiner aufgeklärten Denkart bekannt genug. Vielleicht ist wohl auch keine parteyloſere Schrift über Caglioſtro, myſtagogiſchen Andenkens, erſchienen, als die eines jungen ungenannten, aber gewiß nicht nahmenloſen Roveredaners, und das zu einer Zeit, wo ſelbſt ein Schloſſer noch unter deſſen Vertheidiger gehörte **).

Hier ergibt ſich gerade auch die Gelegenheit Tartarotti's Bemühungen um die Reinigung der religiöſen Begriffe der Wälſchtiroler zu berühren. So iſt zum Beyſpiel eine Schrift erſchienen, in welcher Tartarotti dem h. Biſchof Adalbert nicht nur die Canoniſation, ſondern ſelbſt die Würdigkeit zur Heiligſprechung abſprach ***). Bey einer andern Gelegenheit zeigte er den Bauern eines ein Paar Stunden von Roveredo entfernten Dorfes durch die Bekanntmachung

*) Der Riflessioni d'un Italiano sopra la Chiesa, der Lettres sur la Hollande und sur l'Italie; vorzüglich aber der Histoire de l'Esprit humain u. ſ. w. D. H.

**) Ihre Aufſchrift iſt Liber memorialis de eo, quod actum est, quum Cagliostro esset Roboreti 1790.

***) Dieſer Aufſatz ſteht als der vierte in den Memorie Antiche di Rovereto e de luoghi circonvicini. 1754 in 4. und heißt alſo: Lettera di Girolamo Tartarotti intorno alla Santità e Martirio di Alberto Vescovo di Trento al Illustrissimo Sig. Carlo Buffa Barone di Monte Giglio, consigliere del consesso nelle cause del Principe e della Regenza d'Austria superiore.

Digitized by Google

einer zufällig in der Kirche entdeckten Kiste von Originalien, daß die von ihnen so sehr verehrte angebliche Reliquie des San Felice nichts anderes als der einbalsamirte Leichnam eines reichen Grafen von Castelbareo sey. Diese Bemühungen verfehlten bey Tartarotti's Landsleuten, den Roveredanern, nichts weniger als ihre Wirkung, trotz der frömmelnden Heucheley, die sich gegen Tartarotti aller ihrer bekannten Waffen bediente. Es wäre zu wünschen, daß alle eben so unschuldig und so stumpf wie folgendes Epigramm gewesen wären!

Sanctificare Sagas, caelo detrudere Sanctos,
Nonnisi *Tartareum* nititur ingenium.

Man findet in Roveredo, Sacco, Borgo und Riva überall Männer, die sich durch ihre Kenntnisse, vorzüglich in der Naturwissenschaft, und durch eine im Allgemeinen aufgeklärte Denkungsart auszeichnen. Dieser über Vorurtheile erhabene naturforschende Geist zeigt sich in einem schönen Lichte bey den Herren Gebrüdern Fontana, beydes Roveredanern. Auch der berühmte Naturforscher Scopoli, der 1789 zu Pavia starb, ist ein Wälschtiroler. Daß das von einem Italiänischen Tiroler, Freyherrn von Martini, gegenwärtigen Präsidenten der obersten Justizstelle zu Wien, heraus gegebene reine und angewandte Naturrecht wesentlich zur Veredlung der Begriffe im katholischen Deutschland und selbst in Italien beygetragen habe; dieß muß

jeder unbefangene Weltbürger, geschweige erst jeder Österreichische Staatsbürger, dankbar eingestehen. Als ein Beyspiel der durch die Bemühungen solcher Männer bewirkten allgemeinen Stimmung, und als einen Beweis von der Geneigtheit der Einwohner des Confinenkreises, nützlichen Anordnungen und Verbesserungen Gehör zu geben, führe ich hier nur noch den Umstand an, daß der Wälschtirolische Landmann die Josephinische allgemeine Gerichtsordnung gewiß so gut, wenn nicht besser, als der Eidgenosse im Berner Canton sein rothes Buch, auswendig weiß.

J. A. Rohrer.

IX.

Nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage.

(Aus einem Briefe.)

—„Kann man bey republikaniſchen Geſinnungen ein guter Bürger eines monarchiſchen Staates ſeyn?"—Ich möchte nicht, daß Sie dächten, ich ſey es, der ſo fragt. Es iſt Herrn Girtanners Correſpondent, der die Frage aufwirft (Pol. Annal. März I. S. 473.), und dem ſie obenein ſo wichtig ſcheint, daß er ſich ihretwegen ſogar wünſcht, ein reicher Mann zu ſeyn. Er würde dann einen großen Preis auf die Beantwortung ſetzen.

Was doch die gutmüthigen Leute zuweilen für Einfälle haben! Aufrichtig zu geſtehen, ich möchte den Preis nicht gewinnen, wenn er auch ausgeſetzt wäre; denn, mit einem Worte, die Auflöſung iſt keines Preiſes werth.

Wenn die Frage einen Sinn haben ſoll, ſo muß ſie ſich auch ſo ausdrücken laſſen: „Wird der ehrliche Mann, der in einer Monarchie lebet, ſeine Pflicht als Bürger thun, wenn er zugleich eine Art von Vorliebe für die republikaniſche Verfaſſung hat?"—Das nun kommt mir nicht anders vor, als ob jemand fragte: „Wird der ehrliche Mann die Pflichten gegen ſeine Frau erfüllen, der die Grille hat, in einer anderen

die Dame seiner Gedanken zu verehren?"

Die Antwort ist: Allerdings, wenn er ein ehrlicher Mann ist. Ist er das nicht, sondern ein Schelm oder ein Taugenichts, so wird er seine Frau, wie es die Gelegenheit gibt, vernachlässigen, mißhandeln, verrathen und verkaufen, er mag nun neben ihr eine Herzenskönigiun haben oder nicht.

Was mich betrifft, so bemühe ich mich, von Grillen und leeren Wünschen so viel als möglich frey zu seyn. Ich hange an meinem Vaterlande, wie ich meinem Weibe anhängen würde, weil es dem Himmel gefallen hat, es zu dem meinigen zu machen. Wenn die Verfassung, unter der ich lebe, nicht die beste aller möglichen ist: so ist sie doch noch viel weniger die schlimmste, und was die Hauptsache ist, so ist sie doch nun einmahl da und bestehet, und muß daher mit Gut und Blut und Leben vertheidiget werden.

Dieß ist mein politisches Glaubensbekenntniß, und ich bin dessen gewiß, auch das Ihrige, so wie es dasjenige aller Rechtschaffenen ist. Anderen zu Gefallen als solchen glaube ich nicht, daß man Preisfragen ausstellet. Denn wenn von Nichtswürdigen und von Leuten ohne Grundsätze die Rede ist, so verstehet es sich von selbst, daß sie überall nichts taugen, und in keinem Staate gute Bürger seyn können, unbefragt, was sie sonst noch alles meinen, träumen oder schwatzen mögen. Derjenige muß indessen schon etwas mehr als ein gemeiner Bösewicht und ein

Digitized by Google

großer Narr dazu seyn, der es sich in den Sinn kommen läßt, Tausende seiner Nebenmenschen elend zu machen, und gewaltsamer Weise an die Verfassung seines Landes Hand zu legen, weil er sich in die schönen Augen einer andern verliebt hat.—

X.

K. K. Theater.

Den 21. April: Scheinverbrechen, ein Schauspiel in fünf Aufzügen.

Warum ermüdet dieses Schauspiel auf eine so unleidliche Art? — Am bloßen Stoffe liegt es nicht. Ein Meister würde ein sehr interessantes Stück daraus gemacht haben; unter den Händen unseres Verfassers ist es das langweiligste, das ermüdendste und das verdrießlichste Ding geworden, womit man nur die unermüdliche Geduld des Publicums auf die Probe stellen konnte.

Es ist der Stoff des Othello mit einigen Veränderungen. Der Othello dieses Stückes, Herr von Billenau, ist noch ein wenig leichtgläubiger, aber dafür auch ein wenig zahmer als der von Shakespeare. Er ist einmahl sechs Monathe in der Residenz gewesen, und nun, nach fünf Jahren, hört er von einem Kinde, dem seine Desdemona heimliche Besuche macht. Das Kind muß von seiner Frau seyn, es koste was es wolle. Es ist gerade fünf Jahre alt, und vor fünf Jahren war er—sechs Monathe lang in der Residenz. Ganz recht! Sie hat das Kind während seiner Abwesenheit gehabt; der Satan, der sie verblendet hat, mag wissen von wem. Wie sie in sechs Monathen dazu und auch wieder davon gekommen ist, das mögen die Ärzte und die Juristen unter einander

ausmachen. Die Gesetze sind nicht so strenge gegen das schöne Geschlecht, als unser Dichter; und die Mere coupable beym Beaumarchais schreibt ihrem Liebhaber im eilften Monath nach der Abreise ihres Gemahls: Je viens de mettre au monde un fils... Grace à de tristes précautions, l'honneur est sauf!

Julie, so heißt die Unglückliche, könnte sich wohl noch helfen; denn ihr Billenau läßt ihr Zeit, und sie hat Zeugen. Allein sie und die Zeugen haben einen Eid darauf abgelegt, daß sie die Mutter des Kindes nicht nennen wollen, und so, sieht man wohl, wird sie es vor der Hand schon selbst bleiben müssen. Hätten die guten Leute nicht wenigstens noch einen Schwur daran setzen können, um zu bezeugen, daß Julie die Mutter nicht ist? Ein Eid mehr oder weniger, was kann das schaden? Sie haben ohne dieß schon so viele auf der Seele, daß einem recht bange wird, bis der Pfarrer kommt, um alle diese Knoten entzwey zu hauen, und den armen Menschen die Zunge zu lösen. Der Ausspruch des Pfarrers, daß sie der Eid nicht hindere, die Wahrheit zu bezeugen, und ein vorgefundener Brief machen der allgemeinen Verlegenheit ein Ende; und so ist der gestörte Hausfriede glücklich wieder hergestellt.

Billenau's angeblicher Freund, von Lindenheim, stellet den Jago vor. Boshaft ist er genug, aber er könnte etwas feiner seyn. Man muß gerade so viel treuherzige Einfalt haben als die Leute in dieser Comödie, um sich von ihm

beschwatzen zu lassen. Er ist in Julien verliebt, und macht ihr einen Antrag, der, wie natürlich, zurück gewiesen wird. Um sich zu rächen, und zugleich um sie von ihrem Manne zu trennen, bringt er sie bey diesem in Verdacht; fürs erste nur durch eine Kleinigkeit, er klagt sie nähmlich, oder läßt sie vielmehr als eine Ehebrecherinn anklagen. Nichts ist ihm leichter, als alle Welt glauben zu machen, daß die tugendhafte Julie eine... ist. Ihr Eheherr so wohl als ihr alter treuer Diener sind gleich bereit, ihr auf das dritte Wort alles mögliche Schlimme zuzutrauen. Die Anklage ist in Lindenheims Munde doppelt abscheulich. Das Kind, dessen Mutter die arme Julie durchaus seyn soll, ist sein eigenes. Er hat Billenau's Schwester verführt, und sie dann verlassen. Die reuige Sünderinn stirbt vor Gram und Elend, und überläßt Julien die Sorge für ihr Kind; ein Umstand, den diese unüberlegt genug ist vor ihrem Manne geheim halten zu wollen. Dieß ist der Knoten, der auf die schon erwähnte Art gelöset wird.

Es wird viel von der teuflischen Beredsamkeit des Herrn von L. gesprochen. Den Teufel kann man ihm gelten lassen, allein mit der Beredsamkeit ist es so ausgemacht nicht. Wir hören wohl, daß es ihm damit gelingt; aber wir sehen nicht, wie er dabey zu Werke geht. Nach dem, was wir sehen, könnten seine Leute eben so wohl hingehen, um das Gegentheil von dem zu thun, was er ihnen zumuthet. Er muß einen Talisman haben, der sie bezaubert, ohne daß man es merken kann.

Digitized by Google

Dieser gänzliche Mangel an Motivirung, und die daraus entspringende Unwahrscheinlichkeit der Charaktere und Handlungen, ist die allgemeine Eigenschaft unserer schlechten und mittelmäßigen Theaterstücke. Es sind lauter wunderliche Mährchen in langweilige Dialogen ausgesponnen, worin man nicht das Geringste von der Natur und dem Gange der Leidenschaften, und von dem inneren Gewebe der Begebenheiten entdeckt. Die Geschichte erzählt, daß etwas geschehen ist, die Dichtkunst zeiget, wie es geschieht. Dazu gehört aber etwas mehr als die Gabe, einige Dutzend undeutsche Phrasen, in Gesprächsform, unter einander hin zu schreiben.

Es ist ganz hübsch, einen einfachen Plan zu einem regelmäßigen Schauspiele entwerfen, oder irgend wo auf Credit nehmen, wie es der Verfasser mit dem Stoffe dieses Stückes gethan hat. Alles kommt darauf an, wie der Plan ausgeführt wird. Herr Meißner, von dem die Geschichte entlehnt ist, würde sich vermuthlich erst eine Weile bedacht haben, ehe er es gewagt hätte, diesen Gegenstand dramatisch zu behandeln. Der gute Kopf sieht hundert Schwierigkeiten, wo der Unwissende und der Stümper alles leicht findet. Es ist nichts schwerer, als eine einfache Handlung ohne alle Beyhülfe von Intriguen, Zwischenfällen und Verzierungen auf das Theater zu bringen. Man muß sehr viel seyn, um sich Ehre damit einzulegen; und wenigstens schon weit über das Mittelmäßige hervor ragen, um nicht gänzlich dabey zu verunglücken.

Digitized by Google

Überhaupt haben die guten und die schlechten Schriftsteller ganz verschiedene Regeln, und, so zu sagen, ihre eigenen Theorieen. Die schlechten, die, wie Liscow meint, in ihrer Art eben so vortrefflich seyn können als die guten, haben sehr unrecht, wenn sie sich auf die Spitzfindigkeiten und Plackereyen einlassen, die sie im Grunde gar nichts angehen. Sie müssen keine so genannten regelmäßigen Stücke schreiben wollen, sondern nur solche, die über und unter aller Regel sind. Ein Schriftsteller, der sein Gewerbe im Großen treibt, kann sich unmöglich mit allen den Kleinigkeiten abgeben, welche die erste Gattung voraus setzt. Hingegen wird er gewiß ein recht amusantes Werk hervor bringen, wenn er sich bloß an die zweyte Gattung hält, und wenn er den Muth hat, ganz original zu seyn. Die beliebten Zug- und Intriguenstücke scheinen recht eigentlich für die allezeit fertigen Autoren erfunden zu seyn, die so gerne schreiben, ohne im geringsten etwas von den Talenten und Kenntnissen zu besitzen, welche zum Schreiben gehören. Bey diesen müssen sie bleiben, wenn sie ihr Glück machen wollen. Wodurch meinen sie, daß z. B. Herr ** seinen wohlverdienten Ruhm erworben hat? Mit seinen regelmäßigen Stücken gewiß nicht; denn diese werden auch in der Regel ausgepfiffen. Das ist aber auch sein Fach nicht. Wenn er mit einem von den Stücken auftritt, worin alles so bunt durch einander geht, daß man kaum unterscheiden kann, was rechts oder was links ist; so

thut er Wunder, und das Geklatsche auf den obersten Gallerien will gar kein Ende nehmen.

Wir sind unvermerkt von unserem Verfasser völlig abgekommen. Es ist eben kein großer Schade. Was sich nicht der Mühe lohnt einem einzelnen schlechten Schriftsteller zu sagen, sagt man mit mehr Schicklichkeit dem ganzen Corps. Unser Dichter wird keine Mühe haben, die Nutzanwendung auf sich selbst zu machen. Um ihm übrigens alle möglichen Zweifel zu benehmen, so wiederhohlen wir es mit dürren Worten: sein Stück ist unter der Critik, und taugt von Anfang bis zu Ende nichts. Wir haben auch, so viel wir beurtheilen können, keine Hoffnung, daß er jemahls ein besseres liefern werde. Er zeiget eben so wenig Fleiß und Überlegung als Einbildungskraft und Witz. Dieß soll zu seiner Warnung gesagt seyn, damit er sich noch bey Zeiten auf etwas anderes verwende, wozu er mehr Anlage hat. Es ist weder nöthig noch möglich, daß jedermann dichtet und Comödien schreibt; aber es ist eben so möglich als nothwendig, daß jeder seine Schuldigkeit thut, und ein brauchbarer Mensch wird.

Als eine kleine Probe von dem Dialog und der Sprache setzen wir noch folgende Stelle her, die nächste, die uns in die Augen fällt. Es ist das Ende des vierten Aufzuges.

Billenau. Ha mein Eid! mein Eid! Ja, ich muß fort!

Julie. Nur noch wenige Worte!

Bill. Laß mich, Julie!

Jul. Wir sehen uns ja nie wieder!

Bill. In der Ewigkeit!

Jul. Weh mir auf immer!

Bill. Ich erliege! (reißt sich los.) Leb wohl, Julie! (stürzt ab.)

Jul. (Ihm nachsehend; dumpf.) Er ist fort! — (Mit Schrecken im Tone.) Er ist fort!! (Mit einem lauten Schrey.) Großer Gott! Er ist wirklich fort!!! (Sie sinkt in einen Lehnstuhl. Der Vorhang fällt.)

Den 9. May: Alexander Menzikof. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Kratter.

Dieses Trauerspiel ist vor mehreren Jahren geschrieben, und auch schon auf verschiedenen Theatern, mit Beyfall wie man versichert, gespielt worden. Im Jahre 1790 hat es den Preis erhalten, den die Deutsche gelehrte Gesellschaft in Mannheim für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte. Von diesem Umstande werden wir in dem hiesigen Drucke unterrichtet, und zwar durch einen Auszug aus dem Protocolle der Gesellschaft selbst. Warum das? möchte man fragen. Denkt man die Critik durch das Urtheil einer Akademie zu bestechen oder schüchtern zu machen?

Es liegt außer dem Plane der Monathsschrift weitläufige Recensionen, besonders von schon bekannt gewordenen Stücken, zu geben. Wir werden uns daher auf einige Bemerkungen beschränken, die sich uns zunächst darbiethen.

Herr Kratter hat sich durch das Mädchen

von Marienburg als einen Mann gezeigt, von dem sich die Deutsche Bühne noch manches Gute versprechen darf. Alexander Menzikof ist eine weit frühere Arbeit: es wäre ungerecht, wenn man den Verfasser darnach beurtheilen wollte. Er hat seit dem bewiesen, daß er in seiner Kunst fortgerückt und im Stande ist, etwas besseres zu liefern. Indessen kommen in dem Mädchen von Marienburg verschiedene Fehler vor, die es mit dem Menzikof gemein hat. Es sind Fehler von Wichtigkeit; denn sie gehen größten Theils die Anordnung des Ganzen an.

Infelix operis summa, quia *ponere totum*
Nesciet. — —

Der Gegenstand ist glücklich gewählt. Menzikof läßt sich in einem Augenblicke der Vergessenheit und der Leidenschaft in einen Anschlag gegen das Leben des Czars, seines Freundes und Wohlthäters, verwickeln. Der nächste Augenblick bringt ihn wieder zu sich. Er selbst macht den blutigen Anschlag zu nichte, und wirft sich, voll Reue und voll Abscheu gegen sich und seine That, seinem königlichen Freunde zu Füßen, der ihm verzeiht, und ihn wider seinen Willen am Leben erhält.

Aus dieser kurzen Darstellung ist klar, daß die hauptsächliche Stärke der Ausführung auf folgende drey Puncte gerichtet seyn muß. Erstens: auf die ganze Reihe von Umständen, Vorfällen und geheimen Triebfedern, welche erforderlich sind, um die äußerst unwahrscheinliche Handlung des Menzikof, wenn

sie nicht vielmehr die schändlichste und unverzeihlichste seyn soll, begreiflich zu machen. Dann auf den Charakter des Czars, der, wiewohl in den Hintergrund gestellt, doch unstreitig den höchsten Grad der Majestät und Würde behaupten muß; und endlich auf Menzikofs Zustand nach der That, welcher von der Art seyn muß, daß er unser innigstes Mitleiden zu erwecken, und die Verzeihung des Czars zu rechtfertigen fähig ist.

Alles dieses hat Hr. Kratter mehr oder weniger vernachlässigt, und großen Theils gänzlich verfehlet. Dafür zerstreuet er die Aufmerksamkeit des Zuschauers durch ein Gewühl von Nebendingen und durch einen Schwall von unnützen Worten, die das Herz und die Einbildungskraft gleich ungerührt lassen. Was den ersten Punct betrifft, der offenbar die Haupthandlung ausmacht, so ist davon alles in der zweyten Hälfte des dritten Aufzuges in eine einzige Scene zusammen gedrängt; so zwar, daß der ganze Knoten in Einer Scene geschürzt und in der nächsten wieder gelöset wird, und alles Übrige, in der Hauptsache, an Interesse und Handlung völlig leer bleibt. Wie leicht wird es dem edlen und dankbaren Menzikof, an seinem angebetheten Czar zum Verräther zu werden! Einige Gläser Wein, ein wenig Musik, (Musik? Der ganze Einfall ist höchst abgeschmackt.) einige plumpe Schmeicheleyen, und ein eben so plumper Betrug: und der großherzige Mann eilet, was er kann, um seinem

Wohlthäter die Gurgel zuzuschnüren. Nein, er eilet nicht; er verweilt mit Vergnügen bey dem Gedanken, und labt sich recht an der Vorstellung der gräßlichen That, die er im Sinne hat. Und dieser elende Mensch macht Anspruch auf unsere Liebe, auf unser Mitgefühl, und auf die Freundschaft und die Verzeihung eines Fürsten, an dem er, ehe man die Hand umkehrt, zum Vatermörder werden kann?

Peter ist durchaus verzeichnet. Er hat nicht nur keine große, er hat schlechterdings die kleinste und unterste Rolle, und scheint überhaupt zu keiner anderen Absicht da zu seyn, als um dem verzogenen Günstling bey allen Grillen und Einfällen zu Gebothe zu seyn, und die Thorheiten und niedrigen Streiche desselben hinter her durch einen Machtspruch wieder gut zu machen. Sogar in der letzten Hälfte des Stückes, wo Menzikof, der Natur der Handlung gemäß, unmöglich mehr unsere Bewunderung, wo er höchstens unser Bedauern und unser Mitleid erwecken kann; selbst da tritt der Czar im geringsten nicht aus dem tiefen Schatten hervor, in den er nun einmahl gesetzt ist. Er stellet nichts weniger als den großmüthigen Gebiether vor, der den gefallenen aber reuevollen Unterthan mit fürstlicher Gnade empor hebt; er ist noch immer der unnütze Schach, der neben dem Vezier Menzikof wie neben seinem Herrn und Meister dasteht, und zu nichts taugt, als um sich von diesem auf die unanständigste Art mißbrauchen zu lassen.

Digitized by Google

Der dritte Punct ist vollends am besten gerathen. Wir haben in Menzikof bis jetzt einen verächtlichen und strafbaren Menschen gesehen: von nun an sehen wir ein Ungeheuer.

Menzikofs Verhältniß mit Natalien ist die andere Haupthandlung des Trauerspieles. Sie füllet größten Theils den vierten und fünften Act aus, mit denen sich gleichsam ein neues Stück anfängt. Natalie hat den Anschein gegen sich, daß sie an der Verschwörung einen Antheil habe, zu der sich M. in der That hat verleiten lassen. Vielleicht ist sie ganz unschuldig, vielleicht ist sie, wie er selbst, durch Betrug und Cabale dazu gebracht worden. Sie ist ein Weib und seine Geliebte! Menzikof muß sich das selber sagen, und er sagt es sich wirklich. Und dennoch, wie beträgt er sich gegen sie? Kaum darf er sein Haupt, das er noch dem Schaffotte schuldig ist, ein wenig aufheben, als er gleich wieder allen seinen Stolz, allen Übermuth, alle Härte und die ganze Unmenschlichkeit eines gefühllosen Despoten annimmt. Er, vor seinem allzu gnädigen Herrn und Freund, gegen seine Geliebte, die beynahe auch die Geliebte des letzteren ist! Dieser Mensch, der kaum selbst noch dem Gerichte entronnen ist, unterstehet sich den unerbittlichen Richter zu spielen. Der Czar zweifelt noch, der Czar möchte schonen: er weiset alle Zweifel ab, und verdammet unbedingt. Er beschwört den Czar ihr Urtheil zu beschleunigen; er biethet seine Einbildungskraft auf, und bringt Dinge vor, die fähig seyn sollen,

Digitized by Google

die Menschlichkeit des Richters zu bestechen; und nun fragt er: „Jetzt schreibt ihr doch?"

Czar. Ja, ich schreibe.

Menz. Nein, schreibt nicht! Unter mancher Urkunde, die Kronen bestätigte, Völkerschaften zum Kriege aufboth, Königreichen den Ölzweig des Friedens brachte, steht mein Nahme statt dem euren. O laßt mir ihn auch unter das Todesurtheil einer Königsmörderinn setzen!

Czar. Unsinniger, was willst du?

Menz. Auf meinen Knien bitt' ich euch! Euch werden ja die drey Buchstaben ohnehin so sauer. (!!)

Czar. Nun denn, so schreib!

Und Menzikof—ergreift die Feder, und unterzeichnet! Was für ein Mann ist Peter, daß er bey diesem empörenden Anblick nicht ausruft: Elender, du hast dein eigenes Urtheil unterschrieben!—

Der Dichter muß befürchtet haben, daß wir uns am Ende wohl gar noch für Nataliens Schicksal interessiren möchten. Er hat dafür gesorgt, daß sie uns nicht weniger als Menzikof selbst zum Abscheue wird. Noch kurz vor der Catastrophe gibt er ihrem Charakter einen Zug, der sie, wie Lady Macbeth, in einem Augenblicke entweibt und zum Scheusale macht. Im 8. A. des V. A. stellt sie ihre Freundinn Cyrilla zum Executor ihres Testamentes auf, eines Testamentes, das uns hier, sehr zur Unzeit, der Länge und Breite nach publicirt wird.

Digitized by Google

Natalia. Auch meines Alexanders habe ich nicht vergessen.—O ich muß in seinen Augen das verabscheuungswürdigste Geschöpf, der unseligste Auswurf(?) von Gottes Schöpfung seyn. (Ihr eine Börse reichend.) Nimm dieses Geld: erweise mir den freylich etwas schauderhaften Liebesdienst, und erkaufe damit meinen Kopf, wenn er vom Rumpfe ist, von dem Henker.

Cyrilla. Natalia!

Natalia. Eile damit zu einem großen Mahler, daß er das erblaßte, blutbespritzte Antlitz entwerfe, mit allen Zügen der muthvollen Unschuld, der siegenden Duldung, wie er sie darin finden wird. Dieses Gemählde, mit diesem Blatt begleitet, sey ein Geschenk für meinen Bräutigam. Du staunst?—O staune nicht! Seine Nahme steht unter meinem Todesurtheil.

Cyrilla. O des Barbaren!—

O die Barbaren! rufen wir Cyrillen nach. Unter was für eine Rotte von Unmenschen und Canibalen sind wir gerathen? Hinweg mit ihnen! Sie verdienen nicht, daß wir sie einen Augenblick unserer Aufmerksamkeit würdigen.

Dieß sind die guten Menschen: wie werden die schlimmen seyn? Es sind Teufel, wie man sie nirgends schwärzer gemahlt findet. Fürst Amilka, Nataliens Vater, ist ein so vollkommenes Ungeheuer, als nur jemahls eines, auf Kosten der menschlichen Natur und zum Ärgernisse der Kunstrichter, die Bühne betreten hat. Eine

Digitized by Google

menschenfreundliche Handlung der Natalia hat unschuldiger Weise zur Entdeckung einer Ungerechtigkeit Anlaß gegeben, die er in früherer Zeit begangen hat. Er arbeitet nun mit dem klarsten Bewußtseyn und mit der äußersten Kälte an dem Verderben seiner einzigen Tochter, die er, ohne daß sie es weiß, zur Mitschuldigen des Hochverraths macht, und auch vor Gericht dafür angibt. Natalia verlangt noch, kurz vor seinem Tode, eine letzte Unterredung mit ihm. Sie beschwört ihn, seine Aussage gegen sie zurück zu nehmen. Vergebens! Nichts kann ihn erweichen; er bestehet darauf.—Amilka spielt übrigens den großen Kopf; man kann uns nicht Rühmens genug von seinen Gaben machen. Er ist gleichwohl ein Schwätzer, wie es mit den großen Köpfen in diesem Trauerspiele durchgehends der Fall ist. Ein außerordentlicher Geist, vornehmlich ein solcher, dessen Stärke in der Intrigue liegt, spart seine Worte, und weiß den wenigen, die er braucht, das nöthige Gewicht zu geben.

Selbst der Charakter des Czars, der im Ganzen so unmännlich gezeichnet ist, hat einige Züge, die das menschliche Gefühl im höchsten Grade beleidigen. Er schildert sich ein Mahl selbst, mit viel poetischem Schmucke. „Gott, was bin ich für ein Mensch!" sagt er. „Wie lieb', und wie verabscheu' ich mich zugleich.— Es gibt Zeiten—da ergreifen mich Wuth und Raserey gleich wirbelnden Flammen; da möchte ich das Blut entarteter Menschheit in einem

Becher versammelt haben, um ihn mit Einem Athemzug ausstürzen, und so den Grimm meiner Rachgierde damit kühlen zu können."—Abscheulich! Ist das nicht ungefähr der einzige Hals des Caligula?

Das aber, was uns am meisten gegen Petern aufbringen muß, und, wo möglich, die gräßlichste Erfindung im ganzen Stücke, ist die Geschichte des Fürsten Serdjukow. Ein denkender und empfindsamer Mann, ein Mann von großem Ansehen, und was mehr als alles ist, ein Gatte und Vater, ist verurtheilt, mit dem ganzen Apparate, die Schellenkappe und die Narrenkolbe mit eingerechnet, an Peters Hofe den Narren zu machen. Peter war sein Richter; auf diese Weise ist er nun auch sein Henker, und zwar ein Henker, der nie aufhört sein grausames Handwerk an dem Unglücklichen auszuüben. Wir frägen nicht, was Serdjukow könne verbrochen haben. Es gibt kein Verbrechen, das den Richter und den Beleidigten von den Gesetzen der Menschlichkeit entbindet. Wir fragen auch nicht, ob das Factum in der Geschichte gegründet sey. Genug, es ist der theatralischen Darstellung ganz unfähig; denn es rühret nicht: es empöret; und Peter, den wir lieben und verehren sollten, ist dadurch mit Phalaris, oder mit einem andern in neuen Martern sinnreichen Tyrannen, in Eine Reihe gestellt.

Sind es die Leser nun bald satt, mit den Menschen in diesem Trauerspiele Umgang zu haben? Welch ein Volk! In facinus jurasse pu-

tes. Nur noch ein Wort von der Katastrophe, und sie sollen befreyt seyn.

Solventur risu tabulae; tu missus abibis.

Die Verurtheilten werden zur Hinrichtung geführt. Menzikof sieht dem Zuge vom Fenster zu, und der Czar assistirt ihn, als Leibarzt oder als Hauscaplan. Nun seht! „Was windet sich dort langsam an der Ecke herüber?" Amilka! Er sieht aus „als ob er den Schmerzen, nicht der Schmerz ihn peinigen wollte."—Ein neuer Schwarm in heißem Gedränge. Menzikof fühlt sich gerührt. „Was muß das für ein mächtiger Sonnenstrahl seyn," sagt er „der diesen kalten Kiesel so plötzlich zu schmelzen gewußt hat?" Es ist Natalia.—Der Czar räth ihm, vom Fenster wegzugehen. Menzikof bleibt, und schwatzt allerley wunderliches Zeug. Der Czar mahnt ihn noch ein Mahl.— Es ist gar zu schön! „Verwandelt die Welt in ein Trauerspiel," ruft der liebreiche Mann, „den Anblick schafft ihr mir doch nicht wieder!"—Er sieht eine Pause (eine Zeit lang) starr gegen das Fenster; endlich fällt es dem Thoren ein: „Gott, wenn sie unschuldig wäre! (mit matter Stimme.) Ihr habt recht! Laßt uns vom Fenster gehen."—

General Bauer drängt sich herein. Er bringt die Nachricht, daß Natalia unschuldig ist; er selbst hat den Betrug mit angesehen, den man ihr gespielt hat. Natalia unschuldig!—Der Czar ringt die Hände; Menzikof hat die Ge-

berden der Verzweiflung. Der Czar schreyt nach Beweisen; Menzikof schreyet um Blut. „Blut der Unschuld! Blut der Liebe!" Und kein Mensch bewegt sich von der Stelle, um das Blut der Unschuld und Liebe zu retten.

Endlich erscheint Cyrilla. Sie bringt einen Gruß von Natalien. Menz. Gott! lebt sie? Cyr. Ja! Menz. Wo? Wo? Cyr. (auf ihr Herz deutend.) Hier. Menz. Grausames Weib! — Cyrilla übergibt den Abschiedsbrief der Natalia. „Noch im letzten Augenblicke, sind die Worte, küsse ich die werthe Hand, die mein Todesurtheil unterzeichnet hat. Verschmähe das kleine Andenken nicht, das du aus den Händen meiner Freundinn empfängst, und lebe wohl."

„Nun, Feldmarschall," fragt Cyrilla, „gelüstet euch nicht nach euerm Andenken?" — Ja, das Andenken! Es ist wahr. — Cyrilla geht ab, und alles ist in banger Erwartung.

Sie kommt zurück, mit — Natalien. Mit ihrem blutigen Kopfe nähmlich? Nicht? — Nein, mit Natalien selbst. Amilka hat in dem letzten Augenblicke die Unschuld seiner Tochter bekannt, und das Volk hat sie gerettet. „Dem Himmel sey Dank!" ruft der Czar. Ja wohl, dem Himmel sey Dank! — Menzikof liegt zu Nataliens Füßen. Sie verzeihet ihm. Was thut man nicht in dem Augenblick des unaussprechlichsten Wiedersehens? Auch der Czar erhält Verzeihung; und Menzikof wird von diesem, für alle seine Tugenden und männlichen Tha-

Digitized by Google

ten, zum Herzog von Ingermannland erhoben.

Von der Aufführung ist wenig zu sagen. Die erste Vorstellung gerieth nicht am besten, es fehlte hier und da; und bey der ersten Vorstellung blieb es. Der Inhalt ist den Zeitumständen nicht ganz angemessen; dieß gilt von dem Inhalte sehr vieler, oder vielmehr der meisten Trauerspiele. Der Verfasser schrieb auch nicht für diese Zeitumstände: er schrieb, ehe sie eintrafen, ehe man sie voraus sehen konnte; und sein Stück ist hierin mit Richard III., mit dem geretteten Venedig, mit der Athalie, dem Cinna, ja selbst mit der Emilia Galotti und mit dem Egmont ganz in demselben Falle. Überhaupt kann man, in Ansehung des Verfassers und dieses Trauerspieles, keinen Augenblick anstehen, das folgende Urtheil zu unterschreiben:

His wit is guilty, but his heart is free.

K. K. HOFBIBLIOTHEK WIEN

Digitized by Google

XI.

Siebzehn Sätze aus einer beliebten Schrift, mit den eigenen Erläuterungen ihres Verfassers.

I.

Es gibt keine allgemein gültige Wahrheit, sondern alles ist bloß Meinung.

(Magazin der Kunst und Litteratur. Zweyter Jahrgang, 3. Heft, p. 295. 271. f.— I. J. 8. H. S. 163.—)

II.

Es gibt auch kein allgemeines oder ursprüngliches Recht; und aller Besitz, welcher zugleich das einzige Recht ist, hat seinen Ursprung in Gewalt, List und Glück, und in den Verträgen, die dadurch entstanden sind.

(Mag. d. K. u. L. Erster Jahrgang, 1. Heft, S. 18. f.—3. H. S. 316.)

III.

Der wirkliche Besitz und die herrschenden Meinungen machen die bestehende Ordnung aus, welche heilig ist. Es muß in Allem durchaus beym Alten bleiben; die geringste Veränderung in den Theilen zieht unvermeidlich den Umsturz des Ganzen nach sich.

(Ebendaselbst. I. J. 7. H. S. 23.)

IV.

Mit den Meinungen muß zugleich die beste-

Digitized by Google

hende Ordnung fallen. Die, welche im Besitze sind, müssen sich in der Herrschaft über dieselben zu erhalten suchen, und nicht dulden, daß, neben oder unabhängig von ihnen, Leute entstehen, die, unter dem Vorwande Wahrheit zu verbreiten, auf die Meinungen Einfluß haben.

(I. J. 7. H. S. 25. u. überall.)

V.

Die weltliche und die geistliche Macht können sich nur in der genauesten Eintracht erhalten. Die unglücklichen Zwistigkeiten zwischen beyden haben eine Menschenclasse aufkommen lassen, die, zuerst im Dienste der einen gegen die andere und endlich unabhängig von beyden, sich der Herrschaft über die Meinungen bemächtigt hat. Es sind die Gelehrten und Schriftsteller.

(Ebend. I. J. 3. H. S. 269. f.—4. H. S. 123. —7. H. S. 37.—12. H. S. 324.—II. J. 3. H. S. 363.—4. H. S. 50. f.)

VI.

Diese Menschen haben eine genaue öffentliche und eine noch engere geheime Verbindung geschlossen, wodurch sie der bestehenden Ordnung unablässig entgegen arbeiten, in der Absicht, alle geistlichen und weltlichen Gewalten, alles Besitzrecht, und das ganze ehrwürdige Gebäude der Meinungen umzustürzen, sich selbst aber zu den unumschränkten Beherrschern des Erdbodens aufzuwerfen.

(I. J. 2. H. S. 167. 213.—3. H. S. 335.— 5. H. S. 129. f.—7. H. S. 40. 77.—

Digitized by Google

11. H. S. 159.—II. J. 1. H. S. 69.—2. H. S 251. f.—3. H. S. 363. f—4. H. S. 2. f. 11. 79. f.)

VII.

Die Revolution in Frankreich ist das Werk dieser philosophischen Conjuration. Alles, was man sonst als die Ursache derselben anführt, ist nichtig, und eine bloße Vorspiegelung der Verbündeten, wodurch sie die Aufmerksamkeit der Welt von ihren Absichten abzubringen suchen.

(I. J. 5. H. S. 140. f. 163.—8. H. S. 157.—11. H. S. 157. f.—II. J. 1. H. S. 37.—3. H S. 297. f. 367. f. 370 —4. H. S. 54.)

VIII.

Die Französische Revolution ist nur der erste Versuch. Der große Plan der Aufklärer und Philosophen geht auf den Umsturz aller kirchlichen und politischen Verfassungen, an deren Stelle sie ihren eigenen Unglauben und die Universalrepublik einzuführen gedenken.

(I. J. 2. H. S. 170. f.—4. H. S. 68. f—5. H. S. 160. 213. 227. f.—7. H. S. 14. f.—II J. 3. H. S. 284. 364.—4. H. S. 1. ff. S. 57.)

IX.

Deutschland ist vor allen Europäischen Ländern für diesen Plan reif; es scheinet sogar der Mittelpunct der ungeheuern Verschwörung zu seyn.

(I. J. 5. H. S. 144. f. 157. f.—7. H. S. 15.

Digitized by Google

72.—8. H. S. 165. f.—9. H. S. 295. f. 323. f.—10. H. S. 63. f. 99.—12. H. S. 296.—II. J. 1. H. S. 38. 56.—4. H. S. 50. 79. ff. 92. f.)

X.

Der ganze Plan und die Verfahrungsart der allgemeinen Verschwörung ist durch die Ereignisse unserer Zeit entdeckt und erwiesen; so wie derselbe in den früheren Schritten der Verbündeten schon wahrgenommen, und von scharfsichtigen Männern (den Jesuiten) auch schon lange vorher gesagt wurde.

(I. J. 1. H. S. 73. f.—2. H. S. 167. f. 217. f.—3. H. S. 261. f.—4. H. S. 121.—5. H. S. 213. f.—7. H. S. 19. f.—8. H. S. 148. f. 181. f. 195.—9. H. S. 323. f.—11. H. S. 164. f. 213.—12. H. S. 271. 284. f. 321. f.—II. J. 1. H. S. 19.—2. H. S. 164. f. 247. 255.—3. H. S. 265. f. 281. f. 369.—4. H. S. 3. f. 50. f. 79. f. 83. f. 89. 103.)

XI.

Die Maßregeln, die man bisher gegen die Fortschritte der Verbündeten genommen hat, sind völlig unzureichend. Es müssen durchaus andere befolgt werden; wovon ein Theil vorübergehend, (revolutionär,) der andere aber bleibend seyn wird.

(I. J. 5. H. S. 133. f.—7. H. S. 12. ff. 34.—9. H. S. 330.—II. J. 2. H. S. 251.—4. H. S. 63. 91.)

Digitized by Google

XII.

Man muß vor allem die betrüglichen Vorstellungen von Aufklärung, Denkfreyheit und Toleranz fahren lassen; denn nur dadurch ist es den Feinden der Ordnung gelungen, sich zu Herren der Meinungen, und zu Führern und Verführern des Volkes zu machen.

(I. J. 1. H. S. 73. f. 89.—3. H. S. 261. f.—7. H. S. 31.—8. H. S. 172. 187. f.—9. H. S. 298.—10. H. S. 72. 101.—11. H. S. 164. f.—12. H. S. 275.—II. J. 4. H. S. 51. f.)

XIII.

Hingegen müssen wir die Abneigung abzulegen suchen, womit uns die Aufklärer gegen Vorurtheil und blinden Glauben einzunehmen gewußt haben. Dieses geschieht, indem wir uns überzeugen, daß ihre gepriesenen Einsichten selbst nur Vorurtheile, und alles vorgebliche Wissen weiter nichts als Meinung sey.

(I. J. 3. H. S. 261. f.—8. H. S. 204.—II. J. 3. H. S. 261. f. 273. 281. 307. 315.—4. H. S. 25. f.)

XIV.

Um mit Erfolg gegen eine so mächtige Verbindung zu arbeiten, ist es nöthig, (provisorisch) eine ähnliche Verbindung einzugehen, und fürs Erste die Verschwornen (die Aufklärer und Aufgeklärten) von den Ämtern und Plätzen zu entfernen, die ihnen einen öffentlichen Einfluß verschaffen.

(I. J. 7. H. S. 43. f.—10. H. S. 66. 70. f.—

Digitized by Google

11. H. S. 294. 251.—II. J. 3. H. S. 286. f.—4. H. S. 91, u. a.)

XV.

Die Leitung und die Cultur der Kenntniſſe, welche bey der jetzigen Lage der Dinge nicht mehr wohl entbehrlich ſind, muß gänzlich von einem Corpus abhangen, von dem zu erwarten iſt, daß es (ſeines eigenen Intereſſe wegen) nie etwas der beſtehenden Ordnung zuwider laufendes oder auf bedenkliche Neuerungen abzielendes werde aufkommen laſſen. (Dieſes kann, ihrer Natur nach, nur die Geiſtlichkeit ſeyn.)

(I. J. 7. H. S. 26. 29.—12. H. S. 256. f. 269. 318.—II. J. 3. H. S. 294.

XVI.

Der Staat wird ſich in dieſer Abſicht wieder enger an die Kirche ſchließen, und zur Herſtellung der hierarchiſchen Verfaſſung, nach dem Muſter der, unbilliger Weiſe verſchrienen, finſteren Zeiten, die Hand bieten müſſen.

(I. J. 1. H. S. 76.—2. H. S. 217. f.—II. J. 4. H. S. 51. 52.)

XVII.

Man wird es dann hoffentlich auch für nöthig halten, gewiſſe Einrichtungen hervor zu ſuchen, welche die Aufklärer, eben ſo liſtig als boshaft, um ihr Anſehen gebracht haben: z. B. die Prärogative des päpſtlichen Stuhles, die Mönchsorden, die Glaubensgerichte, vorzüglich aber den Orden (der Jeſuiten), durch deſſen Abſchaffung es der Conjuration der Phi-

Digitized by Google

losophen allein möglich wurde, über die geistliche und weltliche Macht das Übergewicht zu erhalten.

(A. J. 1. H. S. 76. 81.—2. H. S. 167. 169. 217. f.—3. H. S. 261. 262.—4. H. S. 106. 109. f. 118.—8. H. S. 195. f.—Vergl. Wahrmund an verschiedenen Orten, besonders I. B. S. 183.)

Anmerk. Es ist der Mühe werth, einige Stellen, welche den letzten Punct betreffen, wörtlich anzuführen. Sie können zugleich für eine Probe der Ausführung gelten. Hier sind sie.

„Die Secte der älteren Illuminaten, welche die böse Absicht, als sie noch Fantom war, einer unmächtigen Gesellschaft (den Jesuiten) aufheftete, nährte vermuthlich (?) schon damahls in ihrem Busen die Gluth, um sie bey reifen Umständen in verheerenden Flammen auflodern zu lassen. Sie beschuldigten eine Gattung Menschen, die weder Krieger hatte, noch Waffen, noch Geld, ein mäßiges Heer auch nur eine Woche zu besolden, als ginge sie mit dem lächerlichen Gedanken um, die ganze Welt unter ihre Füße zu bringen, und über den Trümmern umgewälzter Königreiche eine Universalmonarchie zu errichten. Inzwischen — — arbeiteten sie emsig im Dunkeln, breiteten die Äste ihrer geheimen Verbindung über alle Staaten Europens, füllten leere Köpfe mit stroppirten Ideen von Freyheit, von Duldung, von Aufklärung, von Menschengleichheit, streuten Schriften des Auf-

rubrs, von der seligen Preßfreyheit begünstigt, unter ruhigen Völkern aus, schrien über Tyrannenjoch, über Menschenrechte, über Volksmajestät, deckten die wohlthätige Religion mit Schmach, mit Spötteley, mit Verleumdung, fielen einen gütigen König, eben da er die Hände both, ein drückendes Übel von seinem Volke abzuwälzen, mit dem Morddolche an, zwangen ihn, seine Macht, seine Krone zu ihren Füßen nieder zu legen. sandten geschäftige Hände in alle Welt aus, Zwietracht, Verrätherey, Aufruhr zu säen, und eilen nun mit mächtigen Kriegsheeren heran, die gesegnete Frucht ihres ausgestreuten Samens zu ernten.—Wie Spieler, welche mit nichtswürdigen Künsten zu täuschen suchen—— so hielten es die weisen Herren für nothwendig, ihre schwarze Absicht zu bergen, eine andere Communität (die Jesuiten), die in aller Welt Augen war, vorzuschieben, Gift und Galle wider sie auszuhauchen, auf sie die Aufmerksamkeit von Fürsten und Völkern zu heften, um so gewisser sie nieder zu treten, je kräftiger sie sich dem Unfug entgegen gestämmt haben würde (!!).—Die Nachwelt mag einst staunen, daß sich zahlreiche Völker, weitläuftige Königreiche, einsichtsvolle Cabinette auf eine so sonderbare Art täuschen ließen, oder getäuscht zu seyn anstellten, gleich als hätten sie von einem wehrlosen Orden ihre gänzliche Umwälzung im Ernste gefürchtet, da sie inzwischen kein Auge hatten, dort, wo man wirklich drohte, Gefahr zu se-

Digitized by Google

hen, vielmehr eine heillose Secte begünstigten, die, was sie in Worten verwarf, im Werke allmählig bereitet hat. Aber uns, die wir diese Gräuel erlebt haben, würde ein müßiges Staunen nicht genügen. Durch heimliche Operationen lange in einen verderblichen Schlummer gewiegt, müssen wir um so thätiger erwachen, je gewisser wir sonst unter den Übeln einer angedrohten Universalmonarchie (sonst Universalrepublik) erliegen, und die Schande ins Grab nehmen würden, unsere Kinder und Enkel den Sclavenketten einer listigen und Freyheit athmenden Secte Preis gegeben zu haben." Die Universalmonarchie. I. J. 2. H.

Rambor. „Ich kenne die Classe Menschen, welche sie meinen (die Jesuiten). Es ist dieselbe, welche geweissaget hat, daß man mit dem blinden Lärmen, so gegen Aberglauben erregt wurde, die Religion selbst umwälzen, daß man mit übel angebrachten Grübeleyen über mißverstandene Menschenrechte Throne erschüttern, den Rasenden das Schwert in die Hand geben, und alle bürgerliche Ordnung umwühlen, daß man durch vorgebliche Sittenverbesserungen die Moral der Kannibalen heran führen, und jeder Zügellosigkeit das Thor öffnen wird: es ist dieselbe, welche den krummen Schritten falscher Aufklärer noch bey Zeiten auf die Spur kam, ihren Sophismen die Maske abzog, ihre falschen Grundsätze entwickelte, da, wo man zu weit ging, Schran-

Digitized by Google

ken zu ſetzen ſuchte, und darum (?) unaufhörlichen Verleumdungen zur Zielſcheibe dienen mußte: es iſt dieſelbe, wider welche ſich der preiswürdige Orden der Illuminaten mit rühmlicher Animoſität erhob, der die ehrwürdige Propaganda und die löbliche Jacobinerbrüderſchaft (?) Dürftigkeit, Verweiſung, Kerker, Wunden und Tod bereitete; es iſt endlich dieſelbe Claſſe Menſchen, welche die wahre, die beſcheidene, die vorſichtige (?) Aufklärung von der falſchen, unbeſcheidenen, abſichtlichen (?) und zum Volksbetrug eingerichteten Aufklärerey unterſcheidet, von je her unterſchieden hat; die zur erſten willige Hände bietet, die zweyte, als eine Quelle unüberſehbarer Übel, verabſcheut; die Religion, Fürſten, Magiſtrate, bürgerliche Ordnung in Ehren hält, die Güter, welche ſie dem Menſchengeſchlechte verleihen (?), zu ſchätzen weiß, und um ihretwillen (??) im Colliſionsfall wohl auch bereit ſteht, manche andere Rückſichten (?) aufzugeben, wegen welcher die falſchen Aufklärer ſich erhoben haben, (die Jeſuiten aufzuheben, das iſt) die Welt aus ihren Angeln zu drehen, und das unterſte ins oberſte zu verkehren.—Allein eben dieſe Claſſe Menſchen iſt ſchon ſeit langem von betrüglichen Aufklärern abgewürdigt, dem Spotte der Beleuchteten (der Sehenden) Preis gegeben, gehindert, zurück geſchreckt worden; denn ſchon Tolands Pantheiſten haben es weislichſt eingeſehen, daß ſich ſchädliche Meinungen viel bequemer umher ſäen laſſen, wenn

Niemand (kein Jesuit) da ist, der den Eigenthümer des Bodens warnen darf, daß aus dem Samen keine genießbare Frucht, sondern verderbliches Unkraut erstehen wird.—Setzen sie hinzu, daß die Absichten betrüglicher Aufklärer den durchforschenden Blick derjenigen (der Jesuiten) nicht ertragen können, welche sich als thätige Freunde der Religion und der bürgerlichen Ordnung erklärt haben." Wirkungen der Aufklärung und Aufklärerey. Eine Unterredung. I. J 8. H.

„Eben jetzt kommt das 8. Heft der Wiener Zeitschrift in meine Hände. Dank für die wiederhohlte Erinnerung der Wiederauflebung des Jesuitenordens.—Ists gewiß, daß auf den Fall, wenn der Orden in der Verfassung bleibt, wie er ehedem war, viele Individuen, und ich möchte sagen, sogar Bischöfe von ihren Ehrenstellen abtreten, und in das Collegium heimkehren würden; so mag der ehemahlige Enthusiasmus nicht ganz verschwunden, noch die Indolenz der Exglieder des Ordens so auffallend seyn.—Will man die Jesuiten nicht wieder aufleben lassen, weil wenige von ihnen vor zwey hundert Jahren nach der damahligen allgemeinen Sitte (?) den Tyrannenmord in ihren Schriften begünstiget haben: so tödte man Päpste und Bischöfe, Minister und Räthe, Rechtsgelehrte und Schriftsteller, Welt- und Ordensgeistliche; denn vor zwey hundert Jahren standen Päpste

und Bischöfe, Minister und Räthe, Rechtsgelehrte und Schriftsteller (?), Ordens- und Weltgeistliche für den Tyrannenmord. Katharina die Große, der Russen Selbstherrscherinn, behält die Jesuiten, wie sie waren, und sitzt so ruhig auf dem Throne, als vielleicht kein Fürst auf Gottes Boden thronet."—Wahrmund, oder Antwort auf alte Verleumdungen wider Jesuiten u. s. w. Augsburg 1793. I. B. S. 183.

XII.

Schlußrede.

Diese Monathsschrift nimmt ein früheres Ende, als vor einiger Zeit noch zu erwarten war. Oder vielmehr sie hat schon ein Ende genommen, und es ist nur meine Schuld, daß sich die Anzeige davon bis jetzt verspätet hat. Die Gesellschaft, die sich dem Publicum im November des vorigen Jahres ankündigte, ist mit dem fünften Stücke dieses Jahrs aus einander getreten. Hier ist das sechste und letzte. Ich habe mich der Ausgabe unterzogen, um den Pränumeranten ein Genüge zu leisten.

Als die Männer, die sich dem Leser in den vorigen Heften zum Theile bekannt gemacht haben, den Gedanken faßten ihrer Vaterstadt eine Zeitschrift zu geben, hatten sie keinen anderen Endzweck, als dadurch etwas zu dem Vergnügen und vielleicht zum Nutzen ihrer Mitbürger beyzutragen. Sie erwiesen mir die Ehre zu glauben, daß ich bey ihrem Vorhaben brauchbar sey, und luden mich ein, Theil daran zu nehmen. Ich hatte eben einige Zeit übrig, und nahm die Einladung an. Dieß ist, mit wenig Worten, die Art des Verhältnisses, das zwischen uns Statt fand. Die wiederhohlte Ankündigung sicherte jedem der Herausgeber die Unabhängigkeit seiner Meinungen zu, für die nie-

Digitized by Google

mand als er selbst verantwortlich seyn sollte. Es geschah bloß unter der Voraussetzung dieser Unabhängigkeit, daß ich mich zu einer Theilnahme verstand.

Jedermann hat seine Absichten; auch ich habe die meinigen. Es wird niemahls schwer seyn, sie zu errathen. In diesen Blättern war es die Absicht, einem Schriftsteller entgegen zu arbeiten, den ich für schädlich halte. Ich halte ihn dafür; und indem ich ihn zu widerlegen suche, zeige ich, daß er es ist. Er hingegen erkläret das, was ich schreibe, selbst für gefährlich. Immerhin! Ich kann es ihm nicht wehren. Es ist die gegenseitige Freyheit, von der ich nicht möchte, daß ihr zu meinem Vortheile Abbruch geschähe. Qui scribit—ein Kirchenvater und ein Heiliger sagt es—qui scribit, multos sumit judices, alius in alterius livet ac grassatur ingenium. Die Frage ist, welcher von uns beyden mit dem Beweise aufkommen kann.

Ich habe meinem Gegner einen Dienst leisten, und seine Behauptungen und Vorschläge in Ordnung bringen wollen. Der vorstehende Aufsatz enthält eine treue Darstellung seines Systems. So und in dieser Ordnung muß er gedacht haben, oder er hat nichts gedacht. Ich lasse ihm die Alternative; er mag das zweyte wählen, und nichts gesagt haben, wenn es ihm zuträglicher scheint. Um die Wirkung des Ganzen nicht zu stören, habe ich mich aller beyläufigen Anmerkungen enthalten, und so ferne es thunlich war, überall seine eigenen Worte nachge-

wiesen. So fern es thunlich war! Die Hand mahnte mich ab, mehr zu thun. Es ist noch nicht der zehnte Theil, und auch nicht immer das Ärgste von dem, was ich hätte anführen können. Für meine Absicht war es vor der Hand genug.

Wenigstens wird man nun begreifen, warum ich diesen Schriftsteller zu meinem Gegner gewählt habe. Er war es lange zuvor, ehe ich seinetwegen noch eine Feder ansetzte. Von Anfang bis zu Ende denkt oder träumt er das Widerspiel von dem, was ich denke. Er sagt schwarz, ich sage weiß; was ihm Tag ist, dünkt mich Nacht. Es ist unmöglich, daß wir jemahls zusammen kommen; und so wenig es ihm gelingen wird, mir seine Meinung aufzuschwatzen, so wenig Hoffnung habe ich, ihn von der Richtigkeit der meinigen zu überzeugen.

Das kümmert mich aber auch nicht. Es ist nicht seine Person oder sein Privaturtheil, was mich zu seinem Gegner macht; es ist die Sache, und das Urtheil der Welt, das er für seine Absichten zu gewinnen sucht. Die Unbestimmtheit der öffentlichen Meinung gibt seinen Behauptungen ein Gewicht, das sie an sich gar nicht haben, und in anderen Zeitumständen auch nie erhalten hätten. Sein System, so auffallend es ist, hat nicht einmahl das Eigene der Neuheit. Wer, dem die Grundsätze eines gewissen Ordens nicht ganz fremde sind, kennt dieses bewundernswürdige System nicht? Die Memorie catoliche enthalten es in seinem ganzen Umfan-

Digitized by Google

ge. Es ist ein altes Lied, wovon das Ende ist: wir können—der Jesuiten nicht entbehren.

Was heute als unbedeutend verlacht wird, kann morgen wichtig genug seyn, um Besorgnisse zu erwecken. Unser Schriftsteller hat es bloß dem Zeitpuncte, in dem er auftritt, zu verdanken, daß er weniger unser Lachen als unseren Unwillen erregt. Man kann die gemeinsten Sophistereyen nicht langweiliger und ekelhafter widerkäuen. Meinet er, daß es die Annehmlichkeit oder die Stärke seines Vortrages ist, was unsere Aufmerksamkeit anzieht? Es sind bloß die Grundsätze, von denen er gestehen wird, daß sie nicht sein eigen sind. Wir leben in der Zeit der Unsicherheit und der Projecte. Jetzt könnten diese Grundsätze in der That gefährlich werden, sonst waren sie abenteuerlich. Jetzt, da man, von den Eräugnissen der Zeiten irre gemacht, gegen alles, den gesunden Menschenverstand und das natürliche Gefühl selbst nicht ausgenommen, mißtrauisch geworden ist; jetzt könnte es gewissen Leuten gelingen, damit durchzudringen. Sie werden sich nicht erhalten, darauf darf man Rechnung machen. Allein der Schade, wie kurz er auch währet, war zu vermeiden. Wofür schreiben wir, wenn wir nicht einmahl im Stande sind, die Eindrücke zu vernichten, womit ein nahmenloser Scribent schwache Gemüther zu verwirren gewußt hat?

Die Regel ist, zuerst das zu besorgen, was uns am nächsten liegt. Die Klugheit verlanget, daß man ein entfernteres, wiewohl größeres

Übel einen Augenblick außer Acht lasse, um einem weniger großen, aber näheren und dringendern zu begegnen. Wenn die Plane der Jacobiner und Propagandisten verabscheuungswürdig sind, so sind die Entwürfe einer anderen Verbrüderung wenigstens nicht lobenswerth. Man muß die Einen zerstören, ohne die Andern aufkommen zu lassen. Begünstige ich ein Äußerstes, wenn ich vor dem entgegengesetzten warne?

Unser Autor, der die Französischen Angelegenheiten überall in seinen Plan einzuflechten sucht, stellt sich, als ob wir ohne ihn nicht wüßten, was wir von diesen Dingen denken oder glauben sollen. Er redet, als ob er bevollmächtiget wäre vorzusehen, ne quid respublica detrimenti capiat. Was würde aus Deutschland werden, wenn nicht Er ins Mittel träte!—Es ist löblich, etwas zur Berichtigung der Begriffe beyzutragen, die sich während und auf Veranlassung der Revolution unter dem Volke verbreitet haben. Die Deutschen Schriftsteller haben sich, von Kästner und Kant, von Möser und Heyne, von Teller und Wieland, bis zu dem Verfasser dieser Blätter herab, bey diesem Geschäfte eben nicht saumselig finden lassen. Wer aber, außer einigen seltsamen Grillen, keine Facta als solche, die in allen Zeitungen stehen, und keine bessere Entwickelung der Grundsätze zu geben hat, als man in dem unbedeutendsten Compendium antrifft, thäte eben so wohl, stille zu bleiben. Was kümmert es uns auch am

Ende, welche Thorheiten und Gräuel in Frankreich begangen werden? Wir wollen unsere Aufmerksamkeit auf das richten, was bey uns zu Hause und gleichsam vor unseren Augen geschieht.

Ich habe dem System meines Gegners zwey Instanzen entgegen zu stellen, die er mir hoffentlich wird gelten lassen: den gesunden Menschenverstand, und die Geschichte. Es waren hauptsächlich Ausführungen aus der letzteren, womit ich seine gedankenreiche Theorie in dieser Monathsschrift zu erläutern willens war. Die Geschichte redet nicht immer zum Vortheile der Einrichtungen, die er uns so dringend empfiehlt; sie spricht nicht immer für den Stand, von dem es so beklagenswerth seyn soll, daß er nicht mehr alles in allem ist; sie zeigt uns die Menschen in aufgeklärten Zeiten nicht immer so verderbt und unglücklich, und in den finsteren nicht immer so glücklich und schuldlos, als er uns überreden will. Die Geschichte nennet Verschwörungen und Revolutionen, deren Urheber keine Aufklärer und Philosophen waren; sie lehret uns, die Ursachen der Begebenheiten von zufälligen Umständen unterscheiden; sie lehret, daß Ehrsucht und Betrug immer dem Geiste der Zeiten gemäß gewirkt haben, und wirken mußten, um zu ihrem Ziele zu gelangen; daß es daher eben kein Wunder ist, wenn die Cromwelle am Ende des philosophischen Jahrhunderts nicht mehr, mit den Independenten, den Herrn

suchen, noch, mit der Ligue, Kreuz und Fahne zum Signal des Aufruhrs schwingen,—oder wenn zu einer Zeit, wo jeder Küchenjunge schreibt, auch unter den Führern des Volkes einige sind, welche die Feder zu brauchen wissen.

Über dieses alles und über noch mehreres, dachte ich, sollten wir von Zeit zu Zeit den Ausspruch der Geschichte hören. Nur gegen Eines würde ich ihre Stimme nicht mehr angeführt haben. Gegen den Orden nicht, den mein Gegner insbesondere in seinen Schutz nimmt. Man kann den Jesuiten alles schenken, was ihnen die Geschichte, hin und wieder denn gleichwohl mit einem ziemlich starken Anschein von Wahrheit, zur Last leget. Noch mehr! Ich erlasse ihren Moralisten und Dogmatikern alle ihre Casus, Probleme und Lehrsätze. Ein einziges Document will ich mir vorbehalten, wider dessen Autorität sie schwerlich so viel werden einzuwenden haben, als wider die historische Treue des Thuanus und Camden, oder wider die Redlichkeit der Jansenisten Pascal und Monclar. Es ist ihr eigenes Constitutionswerk. Mit diesem Buche und mit einigen Grundsätzen bewaffnet, fordre ich sie auf, wenn sie können und wollen, die Vertheidigung ihres Institutes zu unternehmen.

Doch es ist verdrießlich von dem zu reden, was man thun möchte und würde, wenn gewisse Umstände nicht wären, und was man am Ende gleichwohl nicht thut. Ich ziehe mich zu-

Digitized by Google

rück, und laſſe meinem Gegner das freye Feld; aus welchen Gründen, kann ihm und dem Publicum gleichgültig ſeyn. Nur, daß es nicht die ſchlechte Beſchaffenheit meiner Sache, noch die Überlegenheit meines Gegners ſey, was mich vom Kampfplatze entfernet, davon wünſchte ich die Welt—unſere Welt nähmlich, die freylich nicht die große iſt—zum Schluſſe noch überzeugen zu können. Mir iſt keine Art von Waffen fürchterlich, die er gegen mich anwenden könnte, und zum Theile ſchon angewendet hat; ſelbſt die ungeſetzliche und verdeckte Art von Waffen nicht, auf deren Gebrauch er ſich ſo gut zu verſtehen ſcheinet *). Ich bin im Stande, jedem Angriffe auf meinen moraliſchen und bürgerlichen Charakter mit aller Offenheit der Seele, und mit dem kaltſinnigen Stolze zu begegnen, welcher der Unſchuld und Rechtſchaffenheit eigen iſt. Was aber einen anderen Ausfall betrifft,

*) Man ſehe z. B. die ſeyn ſollende Parabel S. 100 im erſten Hefte dieſes Jahrgangs. Mein Gegner denuncirt mich darin, zwar nicht nahmentlich, aber doch kenntlich genug, als einen Mordbrenner und Volksaufwiegler. Und warum? wird man fragen. Darum, weil ich nicht unvernünftig oder niederträchtig genug war, einem Vorſchlage beyzuſtimmen, der alle Menſchen von Gefühl und guter Denkungsart empört hat; und weil ich auf den Einfall gerieth, die ungeheuern Maßregeln der Franzöſiſchen Tyrannen, die er uns zur Nachfolge aufſtellt, mit ähnlichen in dem Tacitus zu vergleichen. Camille Desmoulins hat ſich das in Paris unterſtehen dürfen, in Paris und im Angeſichte der Tyrannen ſelbſt; und in Wien dürfte man es nicht?

Digitized by Google

worin er mir mit eben so viel Witz als Anstand mein geringes Alter zum Vorwurfe macht; so ist das wirklich gar zu läppisch und abgeschmackt, als daß ich mich einen Augenblick dabey verweilen möchte.

Übrigens, wenn es so leicht ist, die Redlichkeit und den guten Willen eines Schriftstellers verdächtig zu machen; so möchte ich wohl wissen, was für Beweise denn er selbst oder seines gleichen für ihre eigene Aufrichtigkeit zu geben haben? Die Betheuerungen etwa, daß sie es ehrlich meinen? Freylich wohl! Aber das ist es ja gerade, was sie niemanden wollen gelten lassen, und wovon sie also erwarten sollten, daß man es auch ihnen nicht gelten läßt. Unser Verfasser gibt die Deutschen Schriftsteller als heimliche Jacobiner an; sich und einige wenige nimmt er aus. Wir kennen diese Pfiffe schon. Er selbst hat uns davon unterrichtet. Je versteckter, desto gefährlicher; je mehr sie sich wehren, desto gewisser sind sie es.—Hätten wir nicht einige Ursache zu glauben, daß unser Schriftsteller unter den Deutschen Jacobinern selbst einer der Schlimmsten sey?

Doch nein! Die Unbilligkeit eines Gegners soll mich nie dahin bringen, eine gewisse Grenze zu überschreiten. Ich kann einen Schriftsteller als einen Unwissenden, als einen Stümper, ja, wenn es zu arg kommt, auch wohl als einen Thoren und Cabalenmacher behandeln. Weiter zu gehen, werde ich mir nie erlauben. Mein Gegner mag mich daher für einen Landesver-

Digitized by Google

räther ausschreyen, so lange und so dreist, als er nur will. Er kann gewiß seyn, daß ich diese Verleumdung nie im Ernste auf ihn zurück schieben werde. „Er kann einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.“—Dieser Unterschied, füge ich mit Lessingen hinzu, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, soll ewig unter uns bleiben. Nur seine unmoralische Art zu streiten werde ich, wo es nöthig ist, in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Hiermit, dächte ich, könnten wir nun scheiden. Wenn ein öffentlicher Mann einmahl genöthigt ist, der gemeinen Sache wegen von sich selbst zu reden, so stehet es ihm wenigstens an, sich kurz zu fassen. Es soll meine Schuld nicht seyn, wenn das Publicum noch ferner mit einer bloßen Privatstreitigkeit behelliget wird. Ich werde nur antworten, wo ich muß.—

Überhaupt irrt man sich sehr, wenn man denkt, daß ich ein Wohlgefallen an solchen Streitigkeiten habe. Ich liebe sie niemahls; zu einer Zeit, wie die jetzige, sind sie mir vollends verhaßt. Nicht nur meiner eigenen Sicherheit wegen, sondern zunächst der guten Sache, die dabey selten mehr gewinnt als verliert, und der Parteyen wegen, deren gegenseitige Erbitterung dadurch nur genähret wird. Es muß schon weit gekommen seyn, bis ein friedliebender Mann

Digitized by Google

sich entschließt, an einem öffentlichen Handel Theil zu nehmen; nicht um selbst Unruhe zu stiften, sondern um die Ruhestörer zum Schweigen zu bringen.

Wenn es wahr ist, was man uns schon so oft gesagt und wiedergesagt hat; wenn der angebliche Kaltsinn und das gegenseitige Mißtrauen zwischen dem Volke und den Regierungen, zwischen den oberen und unteren Ständen wirklich schon so weit um sich gegriffen hat, und von Tag zu Tage noch bedenklicher wird; wenn sich der gefährliche Hang zum Neuern und Reformiren in der That so allgemein zeiget, und der böse Geist der Revolution sich auch außer Frankreich eines großen Theiles der Menschen bemächtiget hat, also zwar, daß er überall nur eine Gelegenheit und gleichsam den letzten Anstoß abzuwarten scheinet, um auch da in seiner ganzen Unbändigkeit und mit allen Schrecknissen, die ihn begleiten, loszubrechen; wenn dieß alles wahr und etwas mehr als eine hypochondrische Grille ist: so darf man wohl mit Rechte fragen, was denn endlich der Erfolg der Zänkereyen und Verhetzungen seyn soll, die auf nichts anderes abzielen, als die Irrungen und die Trennung der Parteyen immer größer und unheilbarer, und den Riß, welcher der bestehenden Ordnung drohet, so allgemein und ungeheuer zu machen, daß sich am Ende die Gefahr zeiget, ihn durch nichts mehr als durch den völligen Umsturz aller Ordnung ausfüllen zu können? Man darf fragen, worin denn das

Verdienst derjenigen bestehet, deren einziges Geschäft es ist, das unglückliche Mißtrauen, den geheimen Groll und die steigende Erbitterung der Parteyen zu erhalten und zu nähren, und die, unter dem Vorwande, das Interesse der Großen und Mächtigen zu befördern, alle das Gute, was die Klugheit und Mäßigung der letzteren in ihrer und der Menschheit Sache gewonnen hat und noch ferner gewinnen könnte, durch die gehässigsten Vorstellungen und Projecte, und durch den Übermuth und den unverschämten Ton, der ihre Sprache und ihre Manieren auszeichnet, mit einem Mahl wieder zu nichte machen?

Es gibt nur Eine Classe öffentlicher Wortführer, von denen man sich bey der gegenwärtigen Lage der Dinge einigen Nutzen versprechen kann, so wie überall nur eine Art und Weise möglich ist, die wankende Ordnung und Ruhe wieder herzustellen und aufs Neue zu befestigen. Jenes sind die Unpartepischen; und dieses ist eine allgemeine Bereitwilligkeit, und die gegenseitige Annäherung aller streitenden Theile. Nur durch eine aufrichtige Vereinigung ist es möglich dasjenige zu Stande zu bringen, was kein Theil für sich und einzeln, mit aller Anstrengung, oder mit dem Aufwande und gleichsam der Erschöpfung aller seiner Kräfte, jemahls wird bewerkstelligen können.

Man betrieget die Großen, so wie man anderwärts das Volk betrogen hat, wenn man sie glauben machen will, daß sie sich selbst genug

seyen. Das Volk kann nur durch Gehorsam, durch Treue und durch ein unbeschränktes Vertrauen auf den guten Willen seiner Oberen; die Großen und die Regierungen können nur durch Milde, durch Gerechtigkeit und durch ein gegenseitiges Vertrauen auf den guten Willen ihrer Untergebenen bestehen. Dieses alles aber kann nur auf Begriffe, auf Grundsätze, das ist, auf Aufklärung, gegründet werden, wenn es überhaupt zu einiger Festigkeit und Dauer gelangen soll. Die Vernunft unterdrücken, oder, was Eines ist, ihr auch nur das Recht zur freyen Untersuchung streitig machen, heißt den Thronen und Altären selbst, denen man dadurch einen Dienst leisten will, ihre einzige sichere Stütze entziehen. Denn nur die Einsicht kann irgend einem Institute bey den Menschen Achtung und Ehrfurcht verschaffen, welche als bleibende Gemüthsstimmungen allein fähig sind, die widerstreitenden Leidenschaften derselben in Ordnung zu erhalten. Das Vorurtheil ist ein Nebel, den jeder Windstoß des Zufalls zerstreuet; und die Vorstellung von Übermacht wird zwar Schrecken und Betäubung hervor bringen, aber auch gar bald eine Gemüthsverfassung zurück lassen, worin die von Pflicht und Recht losgezählte Menschheit sich über den schwachen Damm der Meinungen hinweg zu setzen, und auch von ihrer Seite Gewalt für Recht geltend zu machen geneigt ist.

Meinet man etwa, daß ich unbesonnen genug sey, die Aufmerksamkeit und die weise Strenge

der Regierungen tadeln oder einschläfern zu wollen, indem ich von Schonung, von Milde und einem väterlichen Zutrauen rede? Ist es nöthig, immer erst die Elemente der Staatskunst herzusagen und sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, um nicht bey jedem Worte auf die unbegreiflichste Art mißverstanden zu werden? Jede Regierung, die sich zu erhalten gedenket, muß Wachsamkeit, Beharrlichkeit und eine unerbittliche Strenge gegen die Übertreter auszeichnen. Jeder Unterthan, der thöricht oder nichtswürdig genug ist, eine unbillige Veränderung zu verlangen, oder auch die billigste aller Verbesserungen auf eine ungesetzliche Weise durchsetzen zu wollen; jeder, der sich auch nur von ferne eines Ungehorsames oder einer Widersetzlichkeit, es sey in Worten oder in der That, schuldig macht; jeder geheime oder offene Verräther, Aufwiegler und Ruhestörer muß die ganze Strenge der Gesetze empfinden. Die Milde, die sich bis über die Verbrechen erstrecket, ist eine wahre Grausamkeit gegen den Staat; und das unbedingte Zutrauen, das sich sogar die öffentliche Wachsamkeit ersparen will, ist selbst keiner Achtung und keines Vertrauens werth.

Man muß selbst sehr jugendlich oder sehr boshaft urtheilen, wenn man einem Schriftsteller, der in seinen Behauptungen einige Stätigkeit und Consequenz gezeiget hat, Einfälle zumuthet, die sich nur ein Schulknabe oder ein an Empfindsamkeit krankes Mädchen kann in den Sinn kommen lassen. Wer einiger Maßen mit der

Digitized by Google

Deutschen Litteratur bekannt ist, wird kaum ein unwillkürliches Lächeln unterdrücken können, wenn er die Beschuldigungen hört, die man hin und wieder den Deutschen Gelehrten gemacht hat. Sollte man nicht denken, daß die Anarchie der Meinungen unter den Deutschen wenigstens so groß und so gefährlich sey, als die politische unter den Franzosen? Gleichwohl hat noch nie und noch nirgends durchaus so viel Bestimmtheit in den Grundsätzen, so viel Behuthsamkeit in der Verfahrungsart, so viel Gesetzmäßigkeit der Untersuchung, so viel aufrichtige Achtung für strenges Recht, Sittlichkeit und Religion geherrscht, als gegenwärtig in der Deutschen philosophischen Welt. Für Einen unbedeutenden Schriftsteller, der sich nicht behuthsam oder nicht bestimmt genug ausdrückt, kann man immer zwanzig von dem ersten Ansehen nennen, die sich den unvernünftigen Anmaßungen des Volkes mit dem größten Ernste widersetzen. Nicht nur, daß sie dem Volke nicht schmeicheln; nein! sie reden in einem Tone zu ihm, den man nie so entscheidend und strenge gehört hat.

Und damit thun sie nicht mehr, als ihre Pflicht ist, und als man von ihnen erwarten konnte. Denn es ist gewiß und unläugbar, daß, wenn man auf das, was hin und wieder geschehen ist, und auf gewisse Dispositionen und Bewegungen sieht, bis jetzt noch das Unrecht auf der Seite des Volkes ist, so sehr sich auch gewisse Menschen bemühen, es von da auf die Seite der Großen hinüber zu wälzen. Ich schließe mit

Digitized by Google

dem patriotischen Wunsche, daß es diesen Menschen nie gelingen, und daß der gute Geist, der über Deutschland wachet, die Fürsten und Großen noch ferner abhalten möge, Maßregeln zu ergreifen, die nur zu ihrem eigenen und ihrer Völker Verderben ausschlagen könnten.

Schreyvogel.

Verbesserungen.

Im Februar-Stücke S. 197. Z. 18. statt he
zigen Späßchen, lies frostige
Späßchen.

Im April-Stücke S. 78. Z. 24. statt nich
wußte, was sie u. s. w. lies nicht wu
te, was es u. s. w. S. 88. in der No
statt im obern Deutschland, lies i
untern Deutschland.

Im gegenwärtigen Junius-Stücke S. 228. Z
12. statt sich erlauben, lies sich nich
erlauben.

Digitized by Google

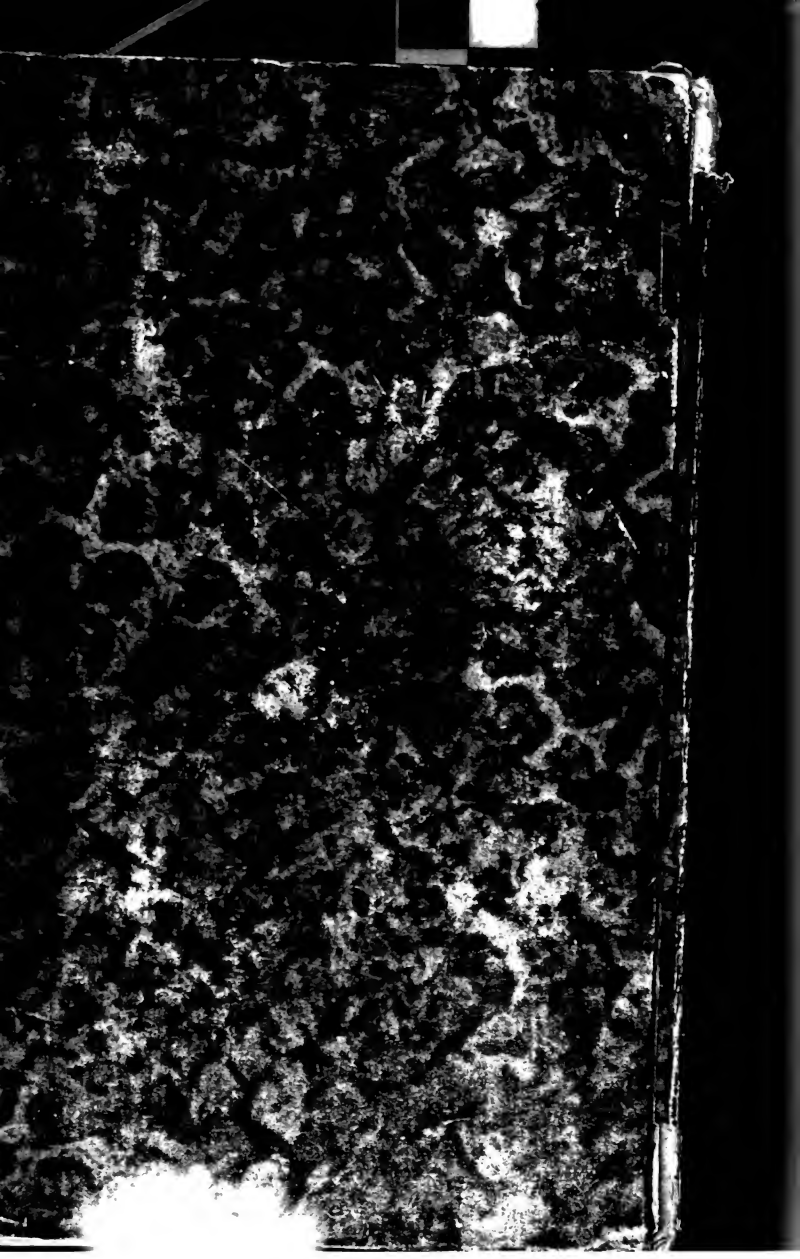
Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z162173801

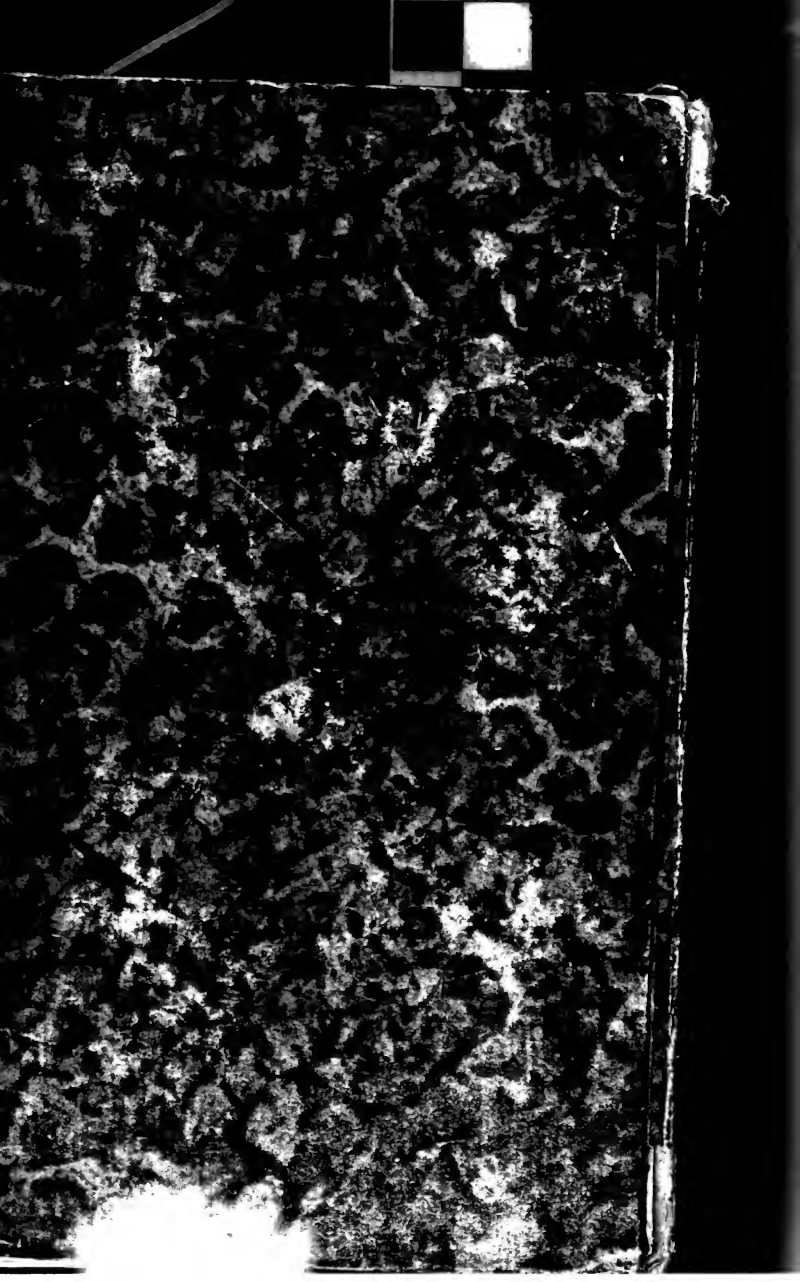
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google